A 581939

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Digitized by Google

DC
121
.R2
1856

Digitized by Google

Digitized by Google

Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold Ranke.

Vierter Band.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Cotta'scher Verlag.

1862.

Digitized by Google

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Digitized by Google

Inhalt.

Vierzehntes Buch.

Seite

Politik und Krieg gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts . . . . . 1—111

Erstes Capitel. Einheit und Macht der französischen Monarchie in den Jahren 1687, 1688 4

Zweites Capitel. Ausbruch des Krieges von 1688 . . . 18

Drittes Capitel. Kriegsereignisse von 1688 bis 1694 . . 44

Viertes Capitel. Spätere Kriegsjahre. Friede von Ryßwik 64

Fünftes Capitel. Modification der äußeren Machtstellung und der inneren Politik 89

Fünfzehntes Buch.

Der Krieg über die spanische Erbfolge . . . . . 113—293

Erstes Capitel. Unterhandlungen über die spanische Erbfolge 116—163

Erster Theilungsvertrag 123

Zweiter Theilungsvertrag 131

Testament Carls II. 139

Berathungen in Frankreich. Annahme des Testaments 150

Zweites Capitel. Gegensatz und Kriegsbereitung der europäischen Mächte 163

Drittes Capitel. Die ersten Jahre des spanischen Erbfolgekrieges 177

Viertes Capitel. Kriegsereignisse in Deutschland. Feldzug von 1704 192

Fünftes Capitel. Entscheidungen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen . . . . . 210—236

Ramillies 215

Turin 220

Der Seekrieg. Barcelona 228

Digitized by Google

Seite

Sechstes Capitel. Unterhandlungen und ſpätere Feldzüge bis 1710 . . . . . 236—272
Feldzug von 1708 244
Unterhandlungen und Feldzüge von 1709 und 1710 . 254
Siebentes Capitel. Friede von Utrecht . . . . . 272—293

Sechzehntes Buch.

Innere Angelegenheiten in den ſpäteren Jahren Ludwigs XIV. . . . . 295—426
Rückblick und Uebergang 297
Erſtes Capitel. Familie und Hof Ludwigs XIV. . . . 304
Zweites Capitel. Wiederausbruch der janſeniſtiſchen Streitigkeiten 332
Drittes Capitel. Zuſtände der Verwaltung 352
Viertes Capitel. Ideen der Reform 363
Fünftes Capitel. Der Herzog von Bourgogne 377
Sechstes Capitel. Ausgang Ludwigs XIV. 392
Schlußbemerkung 412

Siebzehntes Buch.

Die Regentſchaft und Cardinal Fleury . . . . 427—498
Erſtes Capitel. Der Regent und die mit ſeinem Eintritt verknüpften Neuerungen 430
Zweites Capitel. Verſuch eines neuen finanziellen Syſtems 443
Drittes Capitel. Emporkommen und Stellung des Cardinal Dubois 456
Viertes Capitel. Der Herzog von Bourbon-Condé . . . 467
Fünftes Capitel. Cardinal Fleury 477

Achtzehntes Buch.

Zeiten der Regierung Ludwigs XV. . . . . 499—564
Erſtes Capitel. Kriege Ludwigs XV. 502
Zweites Capitel. Irrungen zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Macht 520
Drittes Capitel. Tendenzen der Literatur 532
Viertes Capitel. Conflicte der Gewalt und der Meinung gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. 547

Digitized by Google

Vierzehntes Buch.

Politik und Krieg gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

In der Natur vorwaltender Mächte liegt es nicht, ſich ſelbſt zu beſchränken: die Gränzen müſſen ihnen geſetzt werden.

War das nicht ſchon einſt mit dem altrömiſchen Reiche der Fall? Die deutſchen Kaiſer, welche daſſelbe fortzuſetzen berufen zu ſein glaubten, ſind nie zu vollkommener Uebermacht gelangt, aber ſchon daß ſie dieſen Anſpruch machen konnten, reichte hin, die unabhängigen Staaten und Länder zum Widerſtand gegen ſie aufzurufen. Bei weitem beſſer wurde die Herrſchaft des Papſtthums durchgeführt. Wer weiß jedoch nicht, wie der Kampf zuerſt gegen die Ausdehnung der kirchlichen Macht über das Gebiet der weltlichen, und da dieſer nicht zum Ziele führte, gegen das geiſtliche Princip der Päpſte, die Welt des Mittelalters nach und nach zerſetzt hat. Denn nicht zufrieden mit der Zurückweiſung drückender Anſprüche, erreichen die großen Gegenſätze dieſer Art das innerſte Selbſt der vorherrſchenden Gewalten und bringen allgemeine Veränderungen hervor. Das neuere Europa hatte ſchon zweimal etwas Aehnliches erlebt; im ſechzehnten Jahrhundert, als Carl V. das Kaiſerthum, wie er es beſaß, zu univerſalem Uebergewicht zu erheben ſuchte, und in der erſten Hälfte des ſiebzehnten, als die, wenn gleich unter zwei Häuptern, doch wieder enge vereinigte ſpaniſch-öſterreichiſche Macht, durch plötzliches Waffenglück

Digitized by Google

gehoben, und durch den Zug der Herstellung des Katholicismus gefördert, die unabhängige Entfaltung neubegründeter Bildungen erdrücken zu wollen schien. Hierüber waren die großen europäischen Kriege jener Zeiten ausgebrochen, die ein neues System europäischer Staaten begründeten. Eben in denen hatte die französische Krone die hohe Stufe der Macht, die sie einnahm, errungen. Nun aber entwickelte auch sie ihrerseits Bestrebungen, welche nicht allein die Unabhängigkeit ihrer Nachbarn, die Integrität des Gebietes derselben, sondern auch die allgemeine Freiheit von Europa bedrohten; wir haben gesehen, wie sich an allen Seiten ein Gefühl der Nothwendigkeit des Widerstandes gegen sie regte: ein abermaliger Weltkampf stand bevor. Ehe wir daran gehen, denselben zu schildern, fassen wir noch einmal die Lage der Dinge, die ihn veranlaßte, ins Auge.

Erstes Capitel.

Einheit und Macht der französischen Monarchie in den Jahren 1687, 1688.

Wir nehmen nicht an, daß die Monarchie Ludwigs XIV. mit unbedingter Nothwendigkeit aus den früheren Zeiten und Tendenzen hervorgegangen sei. Die Ideen Heinrichs IV., der zu der bourbonischen Größe den Grund legte, trugen doch einen ganz andern Charakter; abweichende Richtungen in vielem Bezug verfolgten Richelieu und Mazarin; in den ersten Jahrzehnten dürfte Ludwig XIV. selbst ein anderes Ideal vorgeschwebt haben. Denn nicht wie Naturgewächse erheben

ſich die Gebilde der Staaten: in ihren Abwandlungen hängt faſt das Meiſte von den Umſtänden, der Sinnesweiſe der Menſchen, wie ſie eben bei einander ſind, den zu überwindenden Gegenſätzen, dem Zwecke, welchen die vorwaltenden Geiſter in jedem Momente verfolgen, und dem Glück ab, mit dem das geſchieht. Wenn irgendwo, ſo greifen hier Freiheit und Nothwendigkeit in einander. Was dem freien Entſchluſſe angehört, indem man es verſucht, wird unwiderruflich, in ſeinen Wirkungen von jedem menſchlichen Willen unabhängig, ein Glied in der Kette der allgemeinen Nothwendigkeiten, ſobald es gethan iſt, und beherrſcht die Folgezeit.

So hatten Umſtände, deren Niemand Meiſter war, und einige große Perſönlichkeiten zur Aufrichtung der Monarchie Ludwigs XIV. zuſammengewirkt. Man dürfte ſie nicht als ein Werk der Willkür bezeichnen.

Denn nachdem einmal, ohne daß dabei viel Wahl geweſen wäre, der große Kampf gegen Spanien unternommen worden und die dem königlichen Anſehen widerſtrebenden franzöſiſchen Großen ſich in denſelben ziehen und zuweilen zur Parteinahme für den auswärtigen Feind hatten fortreißen laſſen, war aus dem innern und äußeren Kriege zuſammen dieſe zugleich in Europa überaus gewaltige und im Innern wenig beſchränkte Macht hervorgegangen. Die Autorität der Krone erſchien als die Hervorbringung dieſes zweifachen Sieges.

So ſtark nun im Innern die Hand empfunden wurde, welche die Zügel ergriffen hatte, ſo darf man doch den allgemeinen Gehorſam den ſie fand nicht lediglich von dieſer Gewalt herleiten. Die Hingebung der Großen wie des Adels, die faſt ununterbrochene Ruhe der Provinzen, die Anhänglichkeit des Bürgerſtandes beruhten noch auf einem anderen

tieferen Grunde. Es waren die großen Ideen der Einheit der Nation, einer durchgreifenden gesetzlichen Ordnung und einer ruhmvollen Stellung in der Welt, die dem Königthum, welches sie repräsentirte, Dienstwilligkeit und selbst freudiges Anschließen verschafften. An Generalstände dachte man in Frankreich auch deßhalb wenig, weil sich an ihren Namen eine Erinnerung an die alten Entzweiungen knüpfte. Damals schienen sie unnütz, da das siegreiche Königthum Mittel gefunden hatte, Frankreich groß und blühend zu machen; Niemand verlangte nach ihnen. In ihren bestimmten Wirkungskreisen bewegten sich Provincialstände und Parlamente; der Rath des Königs stellte die allgemeinen Interessen dar; der König meinte fast, durch besondere göttliche Veranstaltung in der Verwaltung derselben nicht irren zu können. [1]

Wie oben angedeutet, ließe sich vielleicht noch darüber streiten, was für eine große Nation förderlicher ist, die unbedingte Einheit oder das Bestehen verschiedener Bildungsformen und selbst Religionsübungen in ihrem Schooße. Die Continuität einer freien historischen Entwicklung scheint das letztere zu fordern; eine reichere Fülle lebensfähiger Erscheinungen, wie das Beispiel von Deutschland zeigt, vielleicht auch eine mannigfaltigere und kernhaftere persönliche Ausbildung wird dadurch möglich. In Frankreich jedoch hatte die Idee der nationalen Einheit den Sieg errungen: ihr hauptsächlich sind die Protestanten zum Opfer gefallen. Das auf bestimmten Gesetzen beruhende Recht derselben, ihre große Zahl, der unberechenbare Nutzen, den sie durch industrielle und merkantile

[1] Eine Zusammenstellung einiger Aeußerungen des Königs in diesem Sinne in Lemontey Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV, Oeuvres V, 119.

Thätigkeit dem Staate leiſteten, fielen in die Wagſchale für ſie. Aber dieſe Rückſichten verſchwanden vor den Tendenzen der religiöſen und politiſchen Uniformität. Man wollte eine Genoſſenſchaft nicht dulden, die, wie in dem Grunde ihres Glaubens, ſo in ihrem Lehrſyſteme und ihrer Verfaſſung auf ſich ſelbſt beruhte. Der Geiſt der Nationalität kam dem Königthum in ſeinem Gegenſatz mit ihr zu Hülfe. Wir wiſſen wohl, wie wenig dabei Ludwig XIV. an der Herſtellung der Herrſchaft des römiſchen Stuhles lag, deſſen Anſprüche er vielmehr, inſofern ſie ihm in der Ausübung ſeiner weltlichen Autorität hätten hinderlich werden können, energiſch bekämpfte. Die Unterdrückung der Proteſtanten, durch welche die Corporation des Clerus ein ſeit mehr als einem Jahrhundert im Auge behaltenes Ziel erreichte, war der Preis, für den ſie mit dem König gemeinſchaftliche Sache gegen das Papſtthum machte. Dieſe beiden Momente zuſammen gaben der Nation das Gefühl und Bewußtſein auch einer religiöſen Einheit, in welcher ſich katholiſche Orthodoxie und kirchliche Unabhängigkeit mit der Idee des Königthums verſchmolzen. Der Grund, weshalb die Janſeniſten die Gnade des Königs nie erlangen konnten, lag darin, daß ſie den religiöſen Elementen eine eigene Berechtigung vorbehalten wollten, welche in der nationalen Macht und Einheit nicht aufging.

Schon hierüber gerieth Frankreich in ein fortwährendes Mißverſtändniß mit Europa. Jeder Act der Gewalt, welcher gegen die Neubekehrten, die ihrer Prediger und ihrer alten Religionsübung beraubt, aber mit nichten eigentlich übergetreten waren, ausgeübt wurde, vermehrte nicht allein deren Aufregung, ſo daß ſie eben ſo ſchlechte Unterthanen wie Katholiken wurden, ſondern erweckte eine allgemeine Antipathie

in den protestantischen Ländern, die sich unter dem Einflusse der ankommenden Flüchtlinge zu Haß und Abscheu steigerte. Wir berichteten schon, daß die katholische Welt die kirchliche Haltung von Frankreich großentheils ebenfalls mißbilligte und die Sache des Papstes für die gerechtere hielt. Für den König war es ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und Anstrengung, auf der einen Seite den Zusammenhang der Prälaten des Reiches mit dem römischen Hofe, von dem sie sonst so viel Vortheil und Förderung erwarteten, auf der andern die Berührung der ihrer Prediger beraubten Unterthanen mit den protestantischen Ländern zu verhindern oder doch zu beaufsichtigen.

Ein anderes Motiv europäischer Irrungen bildeten die commerciellen Bestrebungen der französischen Monarchie, die so tief mit deren Wesen zusammenhingen. Um den französischen Handel gegen eine plötzlich erwachte Strenge der spanischen Douanen zu schützen, ließ Ludwig XIV. im Jahre 1686 seine Flotte vor dem Hafen von Cadiz erscheinen, worauf die Spanier nachgaben. Jeder Veränderung in den Handelseinrichtungen, welche den Verkehr der Holländer nachtheilig berührte, antworteten diese mit Erhöhungen des Tarifs, durch welche der französische Handelsstand in Schaden gerieth. Diese Feindseligkeiten umspannten die Welt. Im Jahre 1686 ward eine Unterhandlung mit den Osmanen unternommen, um die Holländer von dem Handel in dem türkischen Reiche wo möglich auszuschließen.[1] Die Vortheile, welche England und Venedig in der Levante genossen, die Waaren, die sie brachten, die Menschen, deren sie sich bedienten, die Art und

[1] Lettre du roi 31. Août 1686 in Depping Corresp. adm. III, 656.

Weiſe ihres Verkehrs, waren ſtets der Gegenſtand eiferſüchtiger Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Regierung, welche jedes Mittel wahrnahm, den Handel im ſchwarzen Meere und den Verkehr zwiſchen dem Weſten von Europa und Conſtantinopel ausſchließend in franzöſiſche Hände zu bringen. Dazu eben diente ihr, daß ſie ſich von dem Kriege der öſtlichen Mächte gegen die Türkei fern hielt.

Aber die allgemeinſte Bewegung erregten die Verhältniſſe zwiſchen dem franzöſiſchen und dem deutſchen Reiche, die aus der gewaltſamen Beſitznahme deutſcher Gränzlande entſprungen waren: wir müſſen ihres damaligen Fortganges etwas näher gedenken.

Einmal hielt der Zuſtand einer einſtweiligen Abtretung Alles in fortwährender Spannung. Der König betrachtete ſich in den ihm durch den Regensburger Waffenſtillſtand überlaſſenen Gebieten als Herr und Meiſter, aber die deutſchen Reichsſtände ſahen in Ausübung eigentlicher Souveränetätsrechte eine Eigenmächtigkeit des Königs, die nicht zu dulden ſei: auf dem Reichstage drängten ſich die Beſchwerden über ſein Verfahren. Und in Kurzem gewann es das Anſehen, als denke Ludwig XIV. an eine neue Beſitzergreifung. Nach dem Ausſterben der ſimmernſchen Linie des Hauſes Pfalz erhob er im Namen der Tochter des letzten Kurfürſten aus derſelben Gemahlin ſeines Bruders Philipp, Anſpruch auf einen anſehnlichen Theil der Rheinpfalz, Simmern, Lautern, Sponheim, Germersheim. Da das Reich, aus Rückſicht auf den König, ſich definitiv gegen ihn zu erklären Anſtand nahm, aber einen Anſpruch, der den deutſchen Rechten unzweifelhaft entgegenlief, doch auch niemals billigen konnte, ſo rief Ludwig XIV. die Entſcheidung des Papſtes an. Das Reich widerſprach, nicht

aus Mißtrauen gegen Innocenz XI., ſondern weil es nicht aufkommen laſſen wollte, daß über Angelegenheiten des Reiches außerhalb des Reiches entſchieden würde. Aber man ſieht, wie wenig nun der neue Kurfürſt Philipp Wilhelm aus dem Hauſe Neuburg ſich ſeines Landes ſicher fühlen konnte. Er war der Vater der Gemahlin Kaiſer Leopolds I., und genoß ein nicht geringes Anſehen bei dem kaiſerlichen Hofe und den kaiſerlichen Miniſtern. Hauptſächlich auf ſeinen Antrieb geſchah es, daß der Bund zu Augsburg geſchloſſen wurde, zwar ohne ausdrücklichen Bezug auf die Pfalz, nur zum Schutze der Reichsgebiete und zur Aufrechterhaltung der beſtehenden Verträge, aber doch offenbar, um ihm für unvorhergeſehene Fälle einen ſichern Rückhalt darzubieten. Das Haus Oeſterreich in ſeinen beiden Zweigen verband ſich hierzu mit Schweden, dem bairiſchen, dem fränkiſchen und dem oberrheiniſchen Kreiſe; jedes Mitglied machte ſich anheiſchig, eine beſtimmte Anzahl Truppen ins Feld zu ſtellen. Wir wiſſen, daß nicht alle kaiſerlichen Miniſter dieſe Verbindung billigten, weil ſie Frankreich nur zu neuen Uebergriffen reizen werde. Als die erſte Folge derſelben darf man in der That anſehen, daß der König nicht länger Bedenken trug, die Fortification von Hüningen durch die Beſetzung der vorliegenden Rheininſel und die Aufrichtung einer Schanze auf baden-durlachiſchem Gebiete zu verſtärken. Er entſchuldigte dieß mit der Bedrohung, die in jenem Bunde liege. Denn gegen wen könne eine Bewaffnung im Reiche gerichtet ſein, als gegen ihn, den König von Frankreich? Das Bündniß war durchaus defenſiver Natur; die mächtigſten Reichsglieder, wie die Kurfürſten von Brandenburg und von Sachſen, ſo wie die geiſtlichen Kurfürſten waren ihm nicht beigetreten, aber der König nahm es zum Anlaß, die

Verwandlung des Stillſtandes in einen definitiven Frieden zu verlangen. Im Januar 1687 forderte er den Papſt auf, bei dem Kaiſer auf eine Abkunft zu bringen, durch welche dieß Ziel erreicht und allen Klagen gegen ihn, die ohnehin ſehr unbegründet ſeien, ein Ende gemacht werde. Und zwar, fügt er in ſeiner drohenden Weiſe hinzu, müſſe das unverzüglich geſchehen, noch vor dem Beginne des türkiſchen Feldzuges; denn man wiſſe ja, daß der Kaiſer, wenn er die Türken zum Frieden gebracht habe, ſeine Waffen unmittelbar gegen Frankreich wenden werde.[1] Auf dem Reichstage, an dem der Papſt die franzöſiſchen Anträge mittheilte, blieben ſie nicht ohne Anklang. Wahrſcheinlich aus der Mainziſchen Kanzlei kam ein Entwurf ziemlich im Sinne von Frankreich zum Vorſchein, nach welchem die Unterhandlung über den definitiven Frieden ſofort vorgenommen und den Franzoſen die Verſicherung gegeben werden ſollte, daß der Kaiſer ſie bis zum Abſchluß deſſelben wegen keiner Beſchwerde angreifen wolle.[2] Wenigſtens am franzöſiſchen Hofe verſicherte man, Mainz, Cöln und Trier ſeien dafür, und ſelbſt der Kurfürſt von der Pfalz nicht dagegen, wenn man ihn nur der Anforderungen an ſein Land überhebe. Hätte ſich auch Brandenburg dafür erklärt, wäre eine dringende Gefahr von der Seite der Türken zu beſorgen geweſen, ſo hätten die Dinge gehen können, wie einſt bei dem Abſchluß des Stillſtandes. Aber von den Türken war jetzt für Deutſchland nichts mehr zu fürchten; und der

[1] Schriftwechſel bei Pachner, Reichsſchlüſſe II, 605.

[2] Spanheim: Ce projet portoit purement et simplement, de donner une assurance à la France, de vouloir incessament entreprendre le traité de paix, cependant que l'empereur sous prétexte des gravamina ne pourroit entreprendre aucune hostilité contre la France.

Kurfürſt von Brandenburg ſetzte ſich neuen Nachgiebigkeiten mit Eifer entgegen; ſeinen Reichtagsgeſandten, der eine den franzöſiſchen Forderungen nicht ungünſtige Erklärung gab, rief er ab und erklärte ihn für ſtrafbar. Der Antrag, über eine definitive Abtretung zu unterhandeln, ward von der Hand gewieſen. Der König begnügte ſich mit einer Erklärung des Kaiſers, daß er nicht daran denke, Frankreich anzugreifen, ſondern den Stillſtand halten wolle. Aber ſeine Schanze dieſſeit des Rheins blieb nun beſtehen. Bald darauf ließ er in Trarbach ein Fort errichten, in der Mitte der rheiniſchen Kurfürſtenthümer, und ſprach ſeine Verwunderung darüber aus, daß man ihm das verarge; ſein Recht auf die ihm durch den Stillſtand überlaſſenen Länder und Feſtungen ſei unbeſtreitbar, denn dieſer Abkunft verdanke der Kaiſer alle ſeine Fortſchritte gegen die Osmanen, und nichts ſei billiger als daß auch Frankreich ſeine Gränzen für künftige Kriegsfälle in Stand ſetze.

Er war auch in jeder anderen Hinſicht hiefür gerüſtet: an innerer wohlbegründeter und wohlgeordneter Kriegsbereitſchaft konnte ſich kein anderes europäiſches Reich mit dem franzöſiſchen meſſen.

Auch die, welche die Zahl der Truppen am niedrigſten anſchlagen, zählen doch 80,000 Mann zu Fuß auch in Friedenszeit unter den Waffen; ſie waren ungefähr in 100 Regimenter von ſehr verſchiedener Stärke vertheilt; die 48 Regimenter leichter Cavallerie, die man zählte, machten auf dem Friedensfuß wenigſtens 20,000 Mann aus. Aber dazu kamen noch mehrere andere Waffengattungen, die Gensdarmerie, 14 Regimenter Dragoner, das ſehr zahlreiche militäriſche Haus des Königs, die Artillerie. In der Regel nahm man damals an,

daß die Landarmee im Frieden 140,000 Mann zu Fuß und 30,000 Mann zu Pferde betrage. Ihre Energie und Kraft beruhte, wie vor Alters, vor Allem auf der Theilnahme des Adels.[1] Man rechnete es dem König hoch an, daß er durch die Handhabung der einmal gegebenen Gesetze dem Duell, das früher so viele Leben forderte, ein Ende gemacht, und durch sein Beispiel, seine Anordnungen so viele Kräfte der Unthätigkeit des häuslichen Heerdes entrissen, für den öffentlichen Dienst gewonnen habe. Sonst hatten sich nur die jüngeren Söhne dem Kriegsdienste gewidmet, jetzt zogen die einzigen Erben eben so freudig ins Feld, wie alle anderen. Das Waffenhandwerk schien den Edelleuten die einzige, ihrer würdige Beschäftigung. Der König trug Sorge, durch die Einrichtung von Cadettencompagnien, wo sie den Dienst von unten auf lernten, sie von der ersten Jugend an dazu zu bilden. Wie das Beispiel des Königs den Adel, so ergriff das Beispiel des Adels auch die übrigen Stände. Jedermann zeigte Lust, dem Könige im Kriege zu dienen;[2] der allgemeine Wetteifer machte die Heere so zahlreich und tapfer, ihre Ergänzung so leicht. Ein großes Verdienst verschaffte sich Louvois durch die Handhabung der äußeren Ordnung und der Mannszucht, sowie durch die Einrichtungen, die er für Lebensmittel und Kriegsbedarf traf. Daß ein so großer

[1] Gir. Venier, Relatione di Francia: da questa scielta insieme e numerosissima parte dipende principalmente il vigore felice della monarchia.

[2] G. Venier: sono queste compagnie seminarii d'uomini esperti e conserve d'officiali, da dove ben spesso possono essere grandi soggetti. — Ad imitazione (della nobiltà) l'ordini inferiore ritiene il desiderio di servire il re nelle armate, onde si vedono cosi numerose e con tanta felicità augumentate.

Körper ſo leicht beweglich ſei, Befehl und Ausführung, wie man ſich ausdrückt, zuſammengehe, erregte die Bewunderung des damaligen Europa.

Die Armeeverwaltung ward bereits als ein Theil des des allgemeinen Staatshaushaltes betrachtet. Die Vertheilung der Garniſonen nach allen Seiten auf Punkte, wo ſie aus militäriſcher Rückſicht nicht immer unbedingt nothwendig ſein mochten, wird damit gerechtigfertigt, daß durch ihre Anweſenheit mannigfaltiger Verbrauch und damit Umlauf des Geldes in Gegenden komme, die deſſen ſonſt entbehren müßten. Man berechnete das Nationaleinkommen überhaupt auf 600 Millionen Livres, wovon ungefähr der fünfte Theil in die Hände des Königs kam und nun allgemeineren Zwecken diente. Denn dahin vor allen Dingen gingen die national-ökonomiſchen Ueberzeugungen der Zeit, daß das baare Geld ſo reichlich wie möglich vorhanden und in fortwährendem Umlauf bleiben müſſe. Die militäriſchen Aufwendungen waren die vornehmſten, durch welche die Regierung die Bewegung dieſes für die Adern des Staats unentbehrlichen Lebenselementes zu erhalten ſuchte.

Noch war in keinem andern Staate an die Verbindung zwiſchen militäriſcher Macht und adminiſtrativem Gedeihen gedacht worden; noch exiſtirte Preußen nicht.

Damals ſtand Frankreich, ſelbſt in Bezug auf die Marine, über England. Unter Ludwig XIV. gab es eine franzöſiſche Seemacht von hundert Linienſchiffen, England zählte deren nur ſechzig.[1] Und der Unterſchied war noch größer in der Beſchaffenheit, als in der Zahl. Dort waren die Dinge dem Zufall überlaſſen: hier herrſchte Ordnung, Strenge und

[1] Marana, il trionfo di Parigi: 1687 (Ms. der kaiſerl. Bibl.) ſchlägt die Kriegsflotte zu 258 Segeln an (darunter 36 Galeeren).

ein Alles umfaſſender Gedanke. Unter Anderm war es bei der Einrichtung commercieller Verbindungen mit dem Oſten und Norden einer der vornehmſten Geſichtspunkte, die Materialien zum Schiffbau herbeizuſchaffen: es gab Schulen für Schiffbau und Navigation, an die man anderwärts nicht dachte.

Eben dieſe Verbindung von Application und Energie mit den vorhandenen gewaltigen Kräften, der ererbten und erworbenen Weltſtellung war es, was dem franzöſiſchen Reiche ſeine Bedeutung und ſein Selbſtgefühl verlieh.

Ludwig zwang damals, wie wir ſo eben ſahen, ſeinen ungerechten Willen dem Reiche der Deutſchen auf: er ſchickte ſeinen Geſandten abermals nach Rom, um dem Papſt in ſeiner Hauptſtadt Trotz zu bieten; ſeine Galeeren nöthigten die ſpaniſchen durch gewaltſamen Angriff, die franzöſiſche Flagge zu begrüßen; in den drei verbundenen Königreichen nahm die unter Jakob II. vorherrſchende Richtung ihr Muſter von Frankreich und rechnete auf deſſen Unterſtützung. Im Norden hatte es zwar Schweden nicht mehr, aber um ſo eifriger Dänemark für ſich; die Türken fühlten, daß ihr Beſtehen davon abhange, daß der König von Frankreich ſich den übrigen chriſtlichen Mächten nicht beigeſelle, und zeigten ſich in jeder Frage gefügig; ſie überließen es dem König, die Barbaresken zu züchtigen. Bis in die entfernteſten Länder des Orients hatte ſich der Ruhm des abendländiſchen Königs verbreitet, der alle ſeine Feinde beſiege und wiſſe, was ſich gegen Freunde gezieme.

Noch hatte Ludwig von ſeinen vornehmſten alten Abſichten keine aufgegeben.

Von der ſpaniſchen Erbfolge war in dieſem Augenblicke nicht ſo viel die Rede, weil der König von Spanien noch in jungen Jahren ſtand, vielleicht noch Nachkommenſchaft

bekommen und wenigſtens lange leben konnte. Sobald aber dieſer Fürſt von einem ernſtlichen Krankheitsanfall heimgeſucht und dann etwa die öſterreichiſche Erbfolge in Ausſicht geſtellt wurde, wie einmal im Jahr 1687, erhob Ludwig XIV. ſeine Stimme. Er ließ den König von Spanien warnen, nicht die von Gott ſelbſt für ſein Reich beſtimmte Succeſſionsordnung anzutaſten; ſollte dieß geſchehen, ſo werde er alle Mittel anwenden, um die Rechte ſeines Sohnes, Monſeigneur des Dauphin, aufrecht zu erhalten.[1]

In Verſailles ließ man ſogar den Plan nicht fallen, das Haus Oeſterreich vom deutſchen Throne zu verdrängen. Bei dem Regierungsantritt Friedrichs III. von Brandenburg brachte der franzöſiſche Miniſter den früher zu dieſem Zwecke verabredeten Vertrag auf das wärmſte zur Sprache.[2] Es war ohne allen Erfolg, aber der Gedanke ward feſtgehalten, und in Wien behauptete man zu wiſſen, daß bei den einflußreichſten deutſchen Fürſten über die Beſetzung des kaiſerlichen Thrones mit einem franzöſiſchen Prinzen unterhandelt werde.

Bei manchem Wechſel der Beziehungen zu Polen erſchien es doch als das unwandelbare Beſtreben der Franzoſen, durch einen entſchiedenen Einfluß auf die Politik dieſes Landes, deſſen mächtige Nachbarn, den Kaiſer, Rußland, Brandenburg indirekt zu bedrohen.[3] Es gab in Polen eine Partei, die ſich

[1] Aus der Inſtruction Ludwigs XIV. an Harcourt. 1. Janv. 1698.

[2] Spanheim, der bei dieſer Gelegenheit von der ganzen Sache zuerſt hörte, nachdem er ſo viele Jahre Geſandter in Frankreich geweſen war, gibt ſeinem neuen Herrn davon ſehr ausführlich Bericht; dieſer antwortet ablehnend.

[3] Wie es in einem Schreiben an den großen Kurfürſten heißt: „Frankreich ſuche die polniſche Freundſchaft, um dadurch den Kaiſer, Moskau, Schweden und Brandenburg zugleich inſeſtiren zu können, es wolle dort

nichts Beſſeres wünſchte, als einen franzöſiſchen Prinzen an ihrer Spitze zu ſehen.

Auch die alten Anſchläge gegen Holland waren noch nicht vergeſſen. Die kaiſerlichen Miniſter haben den republicaniſchen geſagt, daß ſie nicht ſchlecht unterrichtet geweſen ſeien, wenn ſie eine Verbindung zwiſchen Jakob II. und Ludwig XIV. gegen ſich argwöhnten: der Sinn der beiden Könige ſei auf eine Zerſtörung der Republik gegangen, und dieß der wahre Grund geweſen, aus welchem Frankreich der Fortſetzung des türkiſchen Krieges ruhig zugeſehen habe, damit nämlich der Kaiſer anderweit beſchäftigt bleibe. Dieſem ſelbſt habe man zugleich Eröffnungen über die Vereinigung der Häuſer Bourbon, Oeſterreich und Stuart gemacht.[1]

So mancherlei nach allen Seiten gerichtete Entwürfe beſchäftigten nicht allein die Gedanken Ludwigs XIV. und ſeiner Miniſter, ſondern gaben in ihrer Politik ſich kund. Sie ſind in ſich ſelbſt nicht eben ohne inneren Widerſpruch: man darf nicht behaupten, daß ſie einen mit Bewußtſein ergriffenen Plan, ſich der Univerſalmonarchie zu verſichern, enthielten: aber ſie umfaſſen die abendländiſche Welt und verrathen einen unbegränzten Ehrgeiz. Meiſter von Frankreich, unbedingter als es jemals einer ſeiner Vorfahren geweſen war, wollte Ludwig XIV. in demſelben Maaße auch mehr als

absolutum dominium führen." Der Gedanke tauchte auf, von den Söhnen Sobieski's den einen zum polniſchen, den andern zum ungariſchen Thron zu befördern.

[1] Graf Strattmann ſprach 25. Februar 1689 dem holländiſchen Geſandten Hope von dem fortgeſetzten Plan Frankreichs, to ruin and destroy totally that republic; this was the cause of all the proposals made by France and England for uniting the houses of Austria, Bourbon and Stewart.

ſie der Meiſter von Europa ſein, und dieſe Macht in ſeinem Hauſe für alle Zeit feſtſtellen. Nicht als hätte er zu jener Zeit daran gedacht, einen europäiſchen Krieg für dieſen Zweck zu unternehmen. Während man das jenſeit der franzöſiſchen Gränzen vermuthete, läugneten es die, welche ihm nahe ſtanden. Er war zu ſehr mit der Beendigung der proteſtantiſchen Reduction, der Herſtellung der Finanzen, mit ſeinen Bauwerken beſchäftigt, zu ſehr an ſeinen Hof gebunden, häufigen Uebungen der Frömmigkeit hingegeben. Auch war die Landeseinrichtung nicht dazu geeignet, einen Krieg zu provociren, den man hätte für weitausſehend und langwierig halten müſſen.

Dazu aber reichte die finanzielle und militäriſche Verfaſſung bereits wieder hin, wenn die Gelegenheit ſich darbot, oder die Ehre es zu fordern ſchien, einen großen Schlag auszuführen, und es darauf ankommen zu laſſen, was daraus folgen werde. Einem hohen Ziel, wiewohl es vorleuchtete, mit Enthuſiasmus nachzujagen, luden Jahre und Umſtände nicht mehr ein. Jeder auftauchenden Feindſeligkeit aber mit aller Kraft zu begegnen, dazu war man aus ehrgeizigem Selbſtgefühl und Glückeszuverſicht allezeit bereit.

Zweites Capitel.

Ausbruch des Krieges von 1688.

Eine der wichtigſten Angelegenheiten, welche damals Europa und Deutſchland beſchäftigten, bildete, wie ſchon öfter, die Beſetzung des erzbiſchöflichen Stuhles zu Cöln. An und für ſich mächtig, war das Erzbisthum unter Maximilian

Heinrich von Baiern durch die Verbindung mit den Stiften Lüttich, Münſter und Hildesheim, in welchen derſelbe nach und nach gewählt worden war, zu einem geiſtlichen Gebiet von einem Umfang erwachſen, wie man kaum jemals ein anderes in Deutſchland geſehen hatte, und durch ſeine geographiſche Lage ſowohl, wie durch ſeine Rechte im Reiche von hoher politiſcher Bedeutung. Vorlängſt aber ſtand es unter dem Einfluß von Ludwig XIV. Der Kurfürſt hatte verſprochen, ſeine Truppen niemals gegen ihn ins Feld rücken zu laſſen, niemals einen Coadjutor ohne Gutheißen deſſelben anzunehmen: er war in Deutſchland der vornehmſte Widerſacher des Bundes von Augsburg: noch im Jahr 1687 feſſelte er ſich durch einen neuen Subſidienvertrag an Frankreich. Denn, wie man weiß, die ganze Zeit ſeiner Regierung hindurch folgte er den Rathſchlägen der Brüder Franz Egon und Wilhelm von Fürſtenberg, eben der Männer, die unter allen Deutſchen jener Zeit gegen Ludwig XIV. die unwandelbarſte Ergebenheit hegten. Nach dem Tode Franz Egons hatte Wilhelm durch den König das Bisthum Straßburg erhalten, aber er erſchien dort eben ſo ſelten, wie früher ſein Bruder; er zog es vor, von Bonn her die inneren und äußeren Angelegenheiten des Erzſtiftes Cöln zu leiten. Als er, auf den Antrag des Königs zum Cardinal erhoben, nicht mehr Oberſthofmeiſter eines Erzbiſchofs ſein konnte, trug er Sorge, daß ſeine Stelle durch einen ſeiner Neffen vertreten wurde. Das Capitel war mit ſeinen Verwandten, Freunden und Geſchöpfen faſt erfüllt.

Als nun Maximilian Heinrich in die Jahre kam, wo man ſeinen Abgang erwarten konnte, trat die Frage hervor, ob das Kurfürſtenthum auch fortan in dieſer Abhängigkeit von

Frankreich erhalten, oder ob es von dieſer Macht wieder losgeriſſen werden ſolle.

Im November 1687 verlautete plötzlich, daß in Cöln von der Wahl eines Coadjutors die Rede ſei. Maximilian Heinrich, der bisher niemals davon hatte hören wollen, zeigte ſich mit einem Male von der Nothwendigkeit einer ſolchen Vorkehrung, „damit das Stift in den kommenden Stürmen vor Unheil geſchützt ſei," durchdrungen. Und kein Zweifel konnte ſein, woher der Anſtoß zu dieſen Dingen kam, wohin die Abſichten gingen. Am 7. Januar 1688 ward der Cardinal Fürſtenberg trotz aller Widerrede und Gegenwirkung von achtzehn Stimmen unter neunzehn zum Coadjutor poſtulirt.[1] Der franzöſiſche Hof, der zu dieſem Erfolg beſonders beigetragen hatte, hegte die Meinung, daß Fürſtenberg hierdurch auch der Nachfolge ſo gut wie verſichert ſei, wenn das Erzſtift erledigt werde.

Früher, als Jemand erwartet hätte, trat dieſer Fall ein; am 3. Juni 1688 ſtarb Maximilian Heinrich.

In den vacanten Stiften nahmen hierauf die Capitel allenthalben die Regierung in die Hand, und die Wahlbewegungen begannen mit um ſo größerer Lebhaftigkeit, da ihr Ausfall für die allgemeinen Verhältniſſe Bedeutung hatte.

Denn das leuchtet ein, daß die Wahl Fürſtenbergs in demſelben Grade, wie ſie der König von Frankreich wünſchte, dem Kaiſer und den mit ihm verbündeten Reichsfürſten verhaßt ſein mußte. Der Kaiſer gab zu vernehmen, daß man ihm nicht zumuthen könne, in dem höchſten Rathe des Reichs einen Mann zu ſehen, den er ſchon einmal habe gefangen

[1] Relatione della coadjutoria ed elezione dell' Arcivescovato di Colonia, von dem damaligen Nuntius, Monſignore Tanara. Ms. der Bibliothek Corſini zu Rom.

halten müſſen, der ſein perſönlicher Gegner ſei. Durch einen ſeiner angeſehenſten Staatsmänner, den Grafen Kaunitz, ließ er dem Capitel vorſtellen, daß Fürſtenberg der franzöſiſchen Krone durch Huldigungseid und Naturaliſation verwandt, ihr untergeben und eigen ſei; von jeher habe er die Partei derſelben im Reiche gehalten.[1] Er wagte das ungewohnte Wort, das Recht der Wahl ſei kein ganz und gar unbedingtes; das Abſehen dabei müſſe auf die Wohlfahrt des Reiches gerichtet ſein. Vor Allem regte ſich ferner das Haus Baiern, welches das Erzſtift Cöln, das es den Proteſtanten aus den Händen gewunden zu haben behauptete, nun ſeit einem Jahrhundert verwaltet hatte, und ſich nicht wieder entreißen laſſen wollte. Der Dombechant Karg kam von München herbei; er fügte den Vorſtellungen das Verſprechen hinzu, daß die erzbiſchöflichen Tafelgelder zur Tilgung der Schulden des Stiftes verwandt werden ſollten, wenn man bei dem Haus Baiern bleibe. Mit dem Kaiſer und ſelbſt dem Kurfürſten von der Pfalz dießmal einverſtanden, brachten die Baiern den Bruder ihres Kurfürſten, Joſeph Clemens, in Vorſchlag.

Dagegen aber erwiederten die Anhänger Fürſtenbergs, eben dieſer lange Beſitz des Hauſes Baiern ſei ein Grund, es jetzt auszuſchließen: man müſſe das Stift von dieſer Knechtſchaft befreien. Denn niemals würde wieder ein nicht dem höchſten Range der Fürſten angehöriges Mitglied des Capitels Hoffnung haben, gewählt zu werden, wenn jetzt ein Mann, der demſelben viele Jahre lang als Dechant und Domherr gedient habe, vor einem jungen Prinzen von 17 Jahren zurückweichen

[1] Propoſition, welche von dem kaiſerlichen Abgeſandten Grafen von Kaunitz Excellenz dem Hochwürdigſten Domkapitul zu Cöln den 16. Juli 1688 vorgeleſen worden. Bei Londorp AA. PP. XIII, 610.

müſſe. Der König von Frankreich ſeinerſeits war bereit, Fürſtenberg mit jedem Mittel zu unterſtützen: er würde ſofort Truppen nach dem cölniſchen Gebiete geſchickt haben, wenn dieſer, der noch ohnedieß durchzudringen hoffte, es nicht ſelbſt verbeten hätte.[1]

Eine beſondere Schwierigkeit für Fürſtenbergs Wahl lag darin, daß er, weil er noch ein anderes Bisthum beſaß, nicht eigentlich gewählt, ſondern nur poſtulirt werden konnte. Für die Wahl würde die einfache Mehrheit der Mitglieder des Capitels hingereicht haben: für die Poſtulation waren zwei Drittheile der Stimmen erforderlich. Fürſtenberg ſuchte ſich dadurch zu helfen, daß er noch zuletzt auf das Bisthum Straßburg Verzicht leiſtete; allein mancherlei formelle Bedenken machten dieß unwirkſam, man war in der Sache ſchon zu weit vorgeſchritten; der Papſt war vergebens um ein Breve der Wählbarkeit für ihn angegangen worden. Fürſtenberg ließ es endlich ſelbſt auf den Act der Poſtulation ankommen, der am 19. Juli vorgenommen ward.[2] Das Capitel zählte vierundzwanzig Stimmen; Fürſtenberg bedurfte wenigſtens ſechzehn, und auf dieſe, ja noch mehrere, hätte er rechnen können, wenn alle ſeine Anhänger ihm treu geblieben wären. Aber in dem Cölner Capitel ſaßen auch Prieſter, auf die es doch den

[1] Nach Tanara machte der franzöſiſche Geſandte wiederholt darauf aufmerkſam: che le frontiere erano piene di soldatesche Francesi, pronte a prevenire li moti che havessero potuto disegnarsi dalle potenze vicine.

[2] In der Decas dubiorum, welche dem fürſtenbergiſchen Manifeſt exacta facti species entgegengeſetzt wurde, iſt dieß der erſte Punkt. Cum insinuetur, quod Emin. Dom. Cardinalis de Fürstenberg fuerit vere et proprie eligibilis, non obstantibus impedimentis — et nihilominus per viam postulationis processum sit — rogo cur non tenendam voluerint viam electionis?

größten Eindruck machte, daß der Kaiser sich so ernstlich gegen Fürstenberg erklärte und, wie unzweifelhaft verlautete, auch der Papst gegen ihn war; mehrere von denen, welche Fürstenberg früher ihre Stimme gegeben hatten, fielen jetzt von ihm ab; der Cardinal hatte nur die einfache Mehrheit, dreizehn Stimmen. Von den übrigen Stimmen fielen neun auf den Herzog Joseph Clemens von Baiern, der zwar noch sehr jung und ebenfalls schon mit andern Bisthümern versehen war; aber von dem Papste, der die Verdienste, welche sich sein Bruder im Türkenkrieg erworben, dadurch belohnen wollte, ein Breve der Wählbarkeit erlangt hatte. Die dreizehn Stimmen hielten sich damit nicht für geschlagen. Sie bildeten ja doch die Mehrheit, und gleich als sei nur von einer einfachen Wahl, nicht von einer Postulation die Rede gewesen, ließen sie den bisherigen Coadjutor als Erzbischof von Cöln proclamiren. Die Beamten und die Kammern wurden zu dem Eid genöthigt, daß sie keinem andern als eben dem von der Mehrheit der Domcapitulare Anerkannten gehorchen würden; Fürstenberg bezog die erzbischöflichen Gemächer und begann als Kurfürst des Reiches aufzutreten. Daß der westphälische Kreis eine Anzahl Mannschaften in die Stadt einrücken ließ, diente ihm bald darauf zum Anlaß, sich mit der Kanzlei und dem Siegel des Capitels nach Bonn zu begeben, wodurch die Mitglieder, welche gegen ihn gestimmt hatten, von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen wurden.

Aber dagegen nahmen eben diese ihrerseits ihre Rechte wahr. Sie zogen sogar die Gültigkeit der Stimmen, welche für Fürstenberg gewesen waren, in Zweifel, da sie von ihm oder dem König von Frankreich erkauft worden seien: sie protestirten gegen Alles, was im Namen des Capitels außerhalb

der amtlichen Sitzungen deſſelben vorgenommen würde; in der Stadt Cöln waren ſie die Meiſter.

In den übrigen Stiften war der Erfolg für Fürſtenberg noch ungünſtiger. In Münſter und Hildesheim hatte er an ſich keine Ausſicht: die Wahlen wurden unter dem Einfluſſe von Brandenburg auf andere Candidaten gerichtet. In Lüttich entſpann ſich ein lebhafter Wahlkampf. Der franzöſiſche Gouverneur von Luxemburg ward an Ort und Stelle geſchickt, um für Fürſtenberg zu wirken; unter anderm bedrohte der König das Capitel mit einer Erhöhung der Grenzzölle, wenn es ſich nicht für Fürſtenberg erkläre; aber hier warf der Einfluß der Generalſtaaten und des Prinzen von Oranien ein Gegengewicht in die Wagſchale; bei der Wahl blieb Fürſtenberg in der Minderheit, ſein Mitbewerber, der Dombechant von Eldern, ging aus dem Wahlacte als Fürſtbiſchof hervor.

Ein bemerkenswürdiger Erfolg war es ſchon, daß in ſo vielen Landſchaften, wo der franzöſiſche Einfluß vorgewaltet, ein entgegengeſetzter zur Geltung gelangte. Um ſo mehr lag Ludwig XIV. daran, dieſer Gegenwirkung wenigſtens in Cöln zu widerſtehen: er hatte keinen Augenblick geſäumt, die Wahl Fürſtenbergs als gültig anzuerkennen: in der Mehrheit des Capitels ſah er das Capitel, und erklärte ſich entſchloſſen, die Freiheit ſeiner Wahl aufrecht zu erhalten.

Nun aber ward hier noch eine andere Macht in den Streit gezogen. Die Entſcheidung über die zweifelhafte Wahl ſtand dem römiſchen Stuhl zu,[1] der nun ein für die Verhältniſſe

[1] Tanara legt Werth darauf, daß er für vollkommen glaubwürdige Protokolle geſorgt habe. „Si prevvidde," ſagt er, „che li capitulari si sarebbero divisi," ſo daß man nicht glauben kann, daß ſich Fürſtenberg über den Ausfall getäuſcht haben ſollte.

zwiſchen Frankreich und Deutſchland unendlich wichtiges Wort zu reden hatte. Wir wiſſen, daß zwiſchen dem römiſchen und dem franzöſiſchen Hofe die bitterſten Streitfragen ſchwebten. Zu den Irrungen über die Regale und die vier Propoſitionen des Clerus war im Jahr 1687 noch eine neue über das Recht der Quartierfreiheiten der in Rom beglaubigten fremden Geſandten hinzugekommen. Um den Mißbrauch, der damit verbunden war, abzuſchaffen, hatte Innocenz XI. erklärt, fortan keinen Geſandten irgend einer Macht in Rom aufnehmen zu wollen, der nicht auf dieſe Freiheiten Verzicht leiſte. Ludwig nahm dieſe nicht an und für ſich in Schutz, aber er behauptete, durch eine einſeitige Verfügung des Papſtes über ein Recht ſeiner Geſandten nicht gebunden zu werden, man hätte vorher Rückſprache darüber mit ihm nehmen müſſen; einen neuen Botſchafter, den er nach Rom ſchickte, Marquis von Lavardin, verſah er mit allen Mitteln, die ihm ſeinen Einzug in Rom ſicherten, ohne jene Verzichtleiſtung ausgeſprochen zu haben. Der Papſt, der den Einzug nicht verhindern konnte, ſchloß den Geſandten von der Kirchengemeinſchaft aus, und als derſelbe dennoch in der Kirche St. Louis zur Communion gelaſſen wurde, belegte er auch dieſe Kirche mit dem Interdict. Indem nun hierüber alles in die größte Aufregung gerieth, in Paris nicht minder, als in Rom, trat die Cölniſche Irrung ein. Der Papſt fürchtete weitere Fortſchritte der franzöſiſchen Macht ſo gut wie irgend ein anderer ſeiner Zeitgenoſſen. König Ludwig XIV. meinte ihn dadurch zu ſchrecken, daß er ihm ſeinen Entſchluß, zu den Waffen zu greifen, ankündigen ließ, ihn gleichſam für alles das Unglück, das aus dem Krieg entſpringen könne, verantwortlich machte. Aber in Rom machte dieſe Drohung dießmal keinen Eindruck. Die Congregation von

Cardinälen, welche zur Unterſuchung der Sache niedergeſetzt worden war, verwarf die Anſprüche Fürſtenbergs; der Papſt erkannte Joſeph Clemens als Kurfürſten von Cöln an.

Für König Ludwig hatte dieſer Ausſpruch eine zweifache Seite und rief ihn zur Thätigkeit in beiderlei Richtungen auf.

Um Innocenz XI. zu begegnen, deſſen Partheilichkeit am Tage liege, und den man hindern müſſe, Urtheilsſprüche zum Nachtheil von Frankreich zu erlaſſen, legte der Generalprocurator des Parlamentes eine Appellation an das allgemeine Concilium ein. Die in Paris anweſenden Prälaten wurden zu einer außerordentlichen Verſammlung berufen;[1] der Erzbiſchof Harley bemerkte derſelben, daß die Appellation in Gemäßheit der früher über die gallicaniſchen Freiheiten gefaßten Beſchlüſſe geſchehe, nach welchen der Papſt, ſo wie jede andere kirchliche Perſon, der allgemeinen Kirchenverſammlung unterworfen ſei. Was 1682 als Theorie erſchien, ſollte 1688 praktiſche Wirkſamkeit erhalten. Die Verſammlung bezeichnete das Verfahren des Königs als weiſe, und ſprach ihm ihren ehrfurchtsvollen Beifall darüber aus. Die Sorbonne, welche ſammt dem Parlament ſchon das Interdict der Kirche St. Louis für null und nichtig erklärt hatte, glaubte nun ihre alten Grundſätze in Frankreich triumphiren zu ſehen, und ſchloß ſich in eifriger und einhelliger Adhäſion an. Da der General der Jeſuiten ſich an die römiſchen Grundſätze hielt, ſo wurden die franzöſiſchen Mitglieder dieſes Ordens, die an ſich dem König nicht widerſtreben mochten, wie denn Cardinal Fürſtenberg ihr großer Gönner und Beförderer war, oder vielmehr ihre Provinzialen ausdrücklich bedeutet, allen Verkehr mit dem General

[1] Pièces justificatives concernant l'assemblée de 1688. Procès verbaux de clergé V. App. 301.

abzubrechen, mit welchem der König unzufrieden sei. Es war, als sollte der Moment zur Durchführung der vollen kirchlichen Unabhängigkeit benutzt werden.

Hauptsächlich aber meinte Ludwig XIV. es nicht geschehen lassen zu dürfen, daß der von dem Papst bestätigte und nun von dem Kurfürstencollegium in aller Form anerkannte Gewählte der Minderheit in Besitz der cölnischen Lande gelange.[1] Er hatte sein Wort für Fürstenberg verpfändet. Von Wien und von Regensburg, so wie vom Haag ward ihm geschrieben, man halte dafür, nach der Auswanderung so vieler Protestanten mit einem so großen Theil des Nationalvermögens, und von den übrigen mit Empörung bedroht, werde er nicht mehr fähig sein, einen großen Krieg zu bestehen. Sein Ehrgeiz war, zu beweisen, daß seine Unternehmung gegen die Protestanten ihn nicht im mindesten geschwächt habe, daß für ihn der Krieg noch immer leichter sei als für irgend einen von den andern Fürsten von Europa.

Ein großes Ereigniß jener Tage trug bei, ihn in dieser Haltung zu befestigen. Den Waffenstillstand, auf dem der allgemeine Friede beruhte, hatte man in Deutschland angenommen, weil man nicht zugleich einen doppelten Krieg — gegen die Franzosen und gegen die Türken — führen konnte; der König hatte ihn beliebt, weil er nicht geradezu als der Verbündete der Osmanen erscheinen mochte. Seitdem aber war in den Verhältnissen des südöstlichen Europa ein vollkommener Umschwung eingetreten. Noch niemals, seit dem Bestehen ihres Reiches, hatten die Osmanen Niederlagen erlitten, wie in diesem Kriege, in welchem Venetianer, Polen, Russen den Anstrengungen des Kaisers und des um den Kaiser

[1] Vgl. Ennen: Frankreich und der Niederrhein I, 493.

her vereinigten Reichs zur Seite traten. Da zuerſt eroberte das Haus Oeſterreich die Herrſchaft über Ungarn, in einer großen Schlacht, wie ſie einſt auch die Osmanen durch eine ſolche gewannen: faſt auf denſelben Feldern ward ſie geſchlagen; hierauf fielen ihre feſten Plätze einer nach dem andern in die Hände ihrer Feinde; die Ungarn erkannten den Kaiſer als ihren erblichen König an; endlich am 6. September 1688 ward auch das große Bollwerk, an deſſen Beſitz ſich die Herrſchaft über das Gebiet der untern Donau knüpfte, die Stadt Belgrad, von den deutſchen Fürſten und Heerſchaaren, welche die Sache des Kaiſers führten, erſtürmt. Welch ein Wechſel in wenig Jahren. Im Jahr 1683 war Wien in Gefahr, den Türken in die Hand zu fallen. Im Jahr 1688 baten die Türken um Frieden, und in Wien ward überlegt, ob man ihnen denſelben gewähren oder den Krieg bis zur Eroberung von Conſtantinopel, welche möglich ſchien, fortführen ſollte.[1] Der Kaiſer Leopold nahm im öſtlichen Europa eine Stellung ein wie noch niemals einer ſeiner mächtigſten Vorfahren: er ward wieder mit einem gewiſſen Recht als das Haupt der Chriſtenheit betrachtet; daß er das ſei, war ein Argument, mit dem man ihn zur Fortführung des Krieges zu bewegen ſuchte. Für ungegründet darf man es nun wohl nicht erklären, wenn die Franzoſen Beſorgniſſe für ſich ſelbſt und ihre Verhältniſſe zu Deutſchland hieraus ſchöpften. Hatten ſie früher oftmals behauptet, der Kaiſer denke daran, mit den Osmanen Frieden zu ſchließen, um ſeine Waffen gegen ſie zu wenden, ſo machte das jetzt mehr Eindruck, da der Friede auch von den Türken geſucht wurde. Und konnten

[1] Auszug aus einer Denkſchrift des Grafen Jörger hierüber bei Mailath, öſterreichiſche Geſchichte IV, 231.

nicht, nachdem die Dinge ſich ſo ganz verändert hatten, die kaiſerlichen und deutſchen Kriegsvölker allenfalls auch nach beiden Seiten ſich ſchlagen, der franzöſiſchen und türkiſchen? Der Kaiſer hatte erklärt, er werde den Stillſtand halten; aber niemals war er zu dem Verſprechen gebracht worden, den einſtweilen zugegebenen Zuſtand in einen definitiven zu verwandeln. Abgeſehen von allen Planen, die man ihm beimaß, in der Umgeſtaltung der Machtverhältniſſe lag ein Moment der Beſorgniß für die Franzoſen: kein anderes freilich als eben das, daß die Deutſchen ſtark genug werden dürften, die Auslegung des Münſterſchen Friedens, welche dem Sinne, in dem ſie ihn geſchloſſen hatten, entſprach, nun auch ihrerſeits mit Nachdruck wieder geltend zu machen.

In Frankreich regte ſich die Meinung, daß die große Streitfrage, ehe es ſo weit komme, mit den Waffen ausgemacht werden müſſe. Noch war die Abſicht nicht entſchieden gefaßt. Die Drohungen, welche gegen den Papſt ausgeſprochen wurden, waren doch mehr darauf berechnet, denſelben mit einer allerdings in den Dingen liegenden Möglichkeit zu ſchrecken, als daß ſie auf einem unwiderruflichen Beſchluſſe beruht hätten. Wem wäre entgangen, was ſich dagegen ſagen ließ, wenn der König aufs neue die Verträge aus den Augen ſetzen und ſein Reich den doch immer beſchwerlichen, nicht abzuſchneidenden Folgen des Kriegs ausſetzen wollte? Colbert Croiſſy macht kein Hehl daraus; der König ſelbſt war noch zweifelhaft. [1]

Da kehrte, nach vollzogener Badekur, der feurige Louvois

[1] Spanheim verſichert, que Croissy avouoit que les suites (d'une nouvelle guerre) pouvoient être douteuses et les événements fâcheux (9. Sept.).

an den Hof zurück. Wer kennt nicht die tausendmal wiederholte Erzählung, daß eine — bei dem Bau von Trianon — vorgekommene mißliebige Aeußerung des Königs den Minister überzeugt habe, er müsse seinen Fürsten durch Kriegshändel beschäftigen. Ich weiß nicht, ob die persönlichen Verhältnisse von Louvois ihn nicht vielmehr dem Frieden hätten geneigt machen müssen, da sein Freund und Parteigenosse Peletier die Finanzen sonst unmöglich weiter zu verwalten fähig war. Wenn aber auch etwas Wahres an dem Vorfall wäre, so würde er doch nur ein höchst untergeordnetes Motiv enthalten. Die Beweggründe lagen darin, daß der Krieg sich ohnehin nicht mehr mit Ehren vermeiden ließ und daß der letzte Augenblick gekommen zu sein schien, um die Verwandlung des Stillstandes in einen definitiven Frieden zu erzwingen. Noch war dieß möglich, da ja der Krieg im Osten noch fortdauerte, und die Waffenerhebung von der französischen Seite die Türken bewegen mußte, wie es geschah, ihn fortzusetzen.[1] Ließ sich

[1] Spanheim: Mémoires sur les conjonctures présentes. Ms. Le Marquis de Louvois combattit dans l'esprit de S. M. la répugnance qu'elle avoit, à en venir à la reprise des armes; luy en fit valoir d'un côté la prétendue necessité pour relever et soutenir la gloire du roi et la réputation de la France prévenir les desseins et les facilités qu'on avoit autrement à l'attaquer, d'ailleurs pour intimider le pape, d'autre part les facilités qu'il y trouveroit et la gloire de donner encore une fois la loy à ses ennemis, de profiter de la conjoncture et forcer la conversion de la trêve en paix avant la guerre du Turc finie, — à quoy on se détermina d'autant plus vite dès qu'on sceut la prise de Belgrad et qu'on jugea par là l'affaire de Hongrie comme finie et l'empereur en état de donner la loi au Turc pour ensuite la venir donner comme on disoit à la France et en prendre sujet ou prétexte de toutes les prétendues contreventions faites à la trêve.

nicht denken, daß der Kaiser einen Vertrag mit Frankreich, durch welchen die Ruhe von dieser Seite hergestellt würde, selbst unter nachtheiligen Bedingungen, dem Einhalt seiner orientalischen Unternehmungen, die so ungeheure Aussichten darboten, vorziehen, daß aus Rücksicht auf den Orient selbst der Papst in der fürstenbergischen Angelegenheit auf eine Abkunft eingehen werde? Auf der einen Seite stellte Louvois dem König die Nothwendigkeit und Ausführbarkeit des Vorhabens, auf der andern die großen Erfolge, welche es verspreche, vor. Wollte man aber dazu schreiten so war kein Augenblick zu verlieren.

Am 14. September kam ein noch zuletzt von dem König mit einem eigenhändigen Schreiben an den Papst abgesandter Staatsbeamte zurück und meldete, daß er in Rom nicht einmal Audienz habe erhalten können; am 20. September traf ein Courier des Kurfürsten von Baiern ein, welcher seiner Schwester, der Dauphine, das Nähere über die Einnahme von Belgrad mittheilen sollte; unter dem Eindruck dieser zusammentreffenden Nachrichten, welche die wenigstens durch Drohungen nicht zu erschütternde Festigkeit des Papstes, und den Anwachs der kaiserlichen Macht zugleich erkennen ließen, wurden alle Bedenklichkeiten aus den Augen gesetzt und der Beschluß gefaßt, den Krieg zu erneuern. Schon waren eine Anzahl Regimenter vorläufig in Marsch gesetzt; am 22. September erhielt der Dauphin Befehl, an ihrer Spitze in das überrheinische Deutschland einzudringen.[1] Die Erlaubniß, sich dem Thronfolger und seinem Heere anzuschließen, wurde als eine persönliche Gunst betrachtet. Wie früher, so hielt man auch damals für das Rathsamste, den Krieg mit einer Belagerung

[1] Journal de Dangeau II, 167. 170.

zu beginnen; denn hauptſächlich in der Belagerung beſtand die Stärke der franzöſiſchen Armee. Man hatte Philippsburg ins Auge gefaßt, und bereits am 6. Okt. langte der Dauphin vor dem Platze an, um das Werk zu beginnen. Der Ingenieur Vauban wollte gleichſam ein Beiſpiel von Belagerungskunſt aufſtellen; er zeigte dem jungen Fürſten, wie er ſeine Angriffe zu machen habe, und bezeichnete den Tag, an welchem die Feſtung gefallen ſein müſſe. Niemand zweifelte, daß dieſe Eroberung und die daran ſich knüpfende unfehlbare Beſetzung der Rheinpfalz den größten Eindruck auf Kaiſer und Reich machen würde. Der König erklärte in ſeinem Manifeſt, weder das Eine noch das Andere wolle er behalten, auch Freiburg, das er uneinnehmbar gemacht zu haben ſich ſchmeichelte, wolle er herausgeben, nachdem er die Feſtungswerke zerſtört habe; er verlange nichts als einen definitiven Frieden auf dieſelben Bedingungen, wie am 15. Auguſt 1684 der Stillſtand geſchloſſen worden ſei; übrigens werde er zufrieden ſein, wenn man dann auch Philippsburg ſchleife und den Anſpruch ſeines Bruders auf die Pfalz durch eine Geldſumme abkaufe.[1]

Und, auf den franzöſiſchen Standpunkt eingehend, dürfte man dieſe Politik nicht geradezu als verfehlt bezeichnen. Wer von Allen war ſofort gerüſtet, um dem Einbruch der überlegenen Kriegsheere zu widerſtehen? Sollte es nicht möglich ſein, wie in frühern Zeiten ſo oft, einen oder den andern der mächtigeren deutſchen Fürſten zu gewinnen? Villars war damals in München und verſuchte mit dem Kurfürſten eine Abkunft über die Anſprüche ſeines Bruders auf das Erzbisthum Cöln zu Stande zu bringen; er berichtete von eingehenden

[1] Mémoires des raisons qui ont obligé le roi à reprendre les armes. Im Sept. 1688. Du Mont VII, II, 170.

Aeußerungen, die er vernommen habe.[1] Wenn aber in Deutschland ein innerer Hader mit dem türkiſchen Kriege zuſammentraf, wie hätte es dem weitern Vordringen der Franzoſen widerſtehen ſollen? Gleich in dem erſten Anlauf wurden ſie Meiſter von Heidelberg und Mannheim, Mainz und Bonn. Die Bedingungen, welche Ludwig XIV. ſtellte, ſchloſſen das größte vorliegende Intereſſe, einen großen Gewinn für ihn, einen unerſetzlichen Verluſt für das deutſche Reich, in ſich ein. Man ſieht nicht, wie dieß in ſeiner damaligen Lage der Nothwendigkeit hätte entgehen ſollen, ſich denſelben zu unterwerfen.

Wohl war zu erwarten, daß auch dießmal die Spanier und die Republik der Niederlande mit Kaiſer und Reich gemeinſchaftliche Sache machen würden: doch hatten die früheren Erfahrungen gezeigt, daß das nicht ausreiche. Das Schickſal Deutſchlands und des Continents hing offenbar von der Haltung Englands in dieſer Angelegenheit ab.

Es iſt hier nicht der Ort, die Natur und den Gang der inneren engliſchen Irrungen auseinanderzuſetzen. König Jacob II. von England, obwohl von anderer Geſinnung, auch in Bezug auf die Religion einer abweichenden Richtung zugethan, — denn er hielt ſich an den Papſt und billigte den Türkenkrieg von ganzem Herzen, — erſchien doch übrigens in Bezug auf die allgemeine Förderung des Katholicismus als der Verbündete Ludwigs. Er konnte nicht daran denken, das katholiſche Bekenntniß zum herrſchenden in England zu machen: allein ſchon indem er demſelben auch nur wieder Raum verſchaffen wollte, ſtieß er mit feierlich abgefaßten Landesgeſetzen

[1] Mémoires de Villars I, 370. Die Vorſchläge von denen die Rede war, erſcheinen etwas deutlicher, jedoch noch ziemlich verworren bei Pufendorf I, §. 39. Das Manifeſt iſt mit abſichtlicher Schonung Baierns verfaßt.

zuſammen, über die er ſich, kraft der höchſten Gewalt, die dem Königthum beiwohne, hinwegſetzen zu dürfen glaubte. Er hatte hiebei eine viel ſchwerere Stellung, als Ludwig XIV. Der franzöſiſche König hob in dem Edict von Nantes ein Geſetz auf, das weſentlich von dem Königthum ausgegangen und den Gewalten des franzöſiſchen Reichs abgerungen worden war. Der König von England verletzte ein Geſetz, das von den geſetzgebenden Gewalten des Reichs ſelbſt herrührte und welchem ſein Vorfahr ſich hatte unterwerfen müſſen. Es war die Acte, durch welche das proteſtantiſche Bekenntniß zur Bedingung der Theilnahme am Staat gemacht wurde. Eben in dieſem Geſetz aber ſahen die Engländer gleichſam das Palladium ihrer althergebrachten Freiheiten: ſtatt die Abſchaffung deſſelben zuzugeben, faßten ſie bei dem erſten Verſuch dazu die Abſicht, das Anrecht auf den Thron von dem Bekenntniß abhängig zu machen, die Teſtacte auch auf das Königthum ſelbſt auszudehnen. Die Würdenträger der anglicaniſchen Kirche und die weltlichen Großen gingen hierin dem Volke voran.

Das Unternehmen der mächtigen Männer, die ſich zu dieſem Zweck vereinigten, war nicht allein ein ausſchließend engliſches; zu den großen Verwickelungen von Europa trat es dadurch in Verhältniß, daß eben der Mann, der bisher in Krieg und Frieden dem franzöſiſchen König am entſchiedenſten entgegengearbeitet hatte, Wilhem III. von Oranien, ihnen zu Hülfe zu kommen eingeladen wurde. Indem dieſer Fürſt dem Antrag Folge zu leiſten beſchloß, meinte er Religion und Geſetz zu ſchützen, die Rechte ſeiner Gemahlin, einer Tochter Jacobs II., wahrzunehmen und zugleich den König von Frankreich zu bekämpfen.

Jacob II. war nicht eigentlich von Ludwig XIV. abhängig, aber eine lebendige Sympathie vereinigte sie. Ludwig wünschte auch seinerseits den Fortgang des Katholicismus in dem Nachbarlande; Jacob hätte sich den europäischen Gewaltschritten Ludwigs XIV. niemals widersetzt. Doch galt ihre Verbindung noch für enger als sie es war.

Wenn eben in den Zeiten, als die deutschen Irrungen in Gang kamen, jenes Einverständniß zwischen den englischen Mißvergnügten und dem Statthalter von Holland unter Genehmigung der Staaten getroffen wurde, so hat man mit Recht gefragt, warum Ludwig XIV. seine Waffen nicht sofort gegen Holland gerichtet habe, mit dem er so manchen Streit auszumachen hatte. Die Antwort ist: König Jacob stimmte damit nicht überein, er war vielmehr dagegen.

Gleich im Anfang dieser Bewegung hatte Ludwig XIV. den Holländern erklären lassen, die erste Handlung der Feindseligkeit, welche sie gegen England begehen würden, werde er als eine gegen Frankreich selbst ausgeübte, als einen Friedensbruch betrachten. König Jacob sprach sich mißbilligend über diese Erklärung aus, da sie ein Verständniß der beiden Kronen andeute, das ihm von seinen Unterthanen nachtheilig ausgelegt werden dürfte.

Im September 1688, als sich Ludwig zum offenen Bruch mit dem Kaiser und dem Papst anschickte, sandte er noch einmal einen seiner Diplomaten, des Namens Bonrepaur, nach England, nicht sowohl, wie man gemeint hat, um dem König von England seine Unterstützung zuzusagen, als um ein Bündniß zu gegenseitiger Hülfleistung mit ihm zu schließen, für den Fall, daß die eine oder die andere Macht von den Deutschen oder von den Holländern angegriffen werde. Aber

der engliſche Hof ſah darin eine Ungleichheit. Er wollte ſich nicht für ein paar von den Franzoſen ungerechter Weiſe beſetzte Orte zum Kriege verpflichten, während es ſich in England um die Religion und die Verfaſſung handle. Jacob II. ließ ſich überreden, daß die Unterhandlung Ludwigs nur den Zweck habe, die Herſtellung eines guten Vernehmens zwiſchen ihm und der engliſchen Nation zu verhindern. [1]

Bald nachher, als an dem Unternehmen des Prinzen von Oranien kein Zweifel mehr war, hat ſich Ludwig XIV. erboten, die Belagerung von Philippsburg aufzugeben, und ſeine geſammte Macht gegen Holland zu verwenden. In den deutſchen Berichten wird verſichert, daß dieſer Antrag von den geheimen Räthen des Königs von England ernſtlich erwogen, aber nur von einigen Mitgliedern deſſelben empfohlen worden ſei; die übrigen verwarfen ihn. Denn weder Jacob II. noch ſeine Räthe hatten eine Vorſtellung von der Gefahr, in welcher ſie ſich befanden. Sie wieſen alles von ſich, was die Aufregung der Nation vermehren und den König Jacob mit dem Haß, den Ludwig XIV. auf ſich gezogen habe, beladen könne. [2]

Im November 1688 hielt es der König von Frankreich für dringend, der Republik den Krieg zu erklären; hauptſächlich, um ſie in ihrer Unternehmung gegen England, die

[1] Ich nehme dieſe Notiz aus Ronquillo's Berichten an den ſpaniſchen Hof, der darüber mit König Jacob ſelbſt ſprach. Es cierto que Bonrepos hizo el ofrecimiento de todas las fuerças de Francia y con pretexto de quererles romper los Holandeses y Alemanes la guerra propuso la reciproca assistencia de las fuerças de este rey. El ofrecimiento se admitio gratamente si la ocasion se ofreciese, pero la reciproca no se concedio.

[2] Pufendorf de rebus Friderici III. I, §. 73.

nunmehr begann, zu unterbrechen, aber in ſeinem Manifeſt vermied er auch dann noch die Erwähnung derſelben. Denn zwar war der Prinz von Oranien bereits in England gelandet, aber noch hatte es nicht das Anſehen, daß die Nation ſich für ihn erklären werde. Ludwig XIV. ging jetzt ſelbſt auf den Geſichtspunkt Jacobs II. ein, ſeine Stellung ihm nicht dadurch zu erſchweren, daß er geradezu als ſein Verbündeter erſcheine.

Aber wie bald zerrann jeder Anſchein von Widerſtand der Engländer gegen eine Invaſion, die ihnen vielmehr willkommen war. Das Heer Jacobs II. war ein ſolches, in welchem der rein militäriſche Gehorſam noch nicht vorwaltete; die Führer deſſelben folgten, in der Weiſe der engliſchen Bürgerkriege, ihren religiöſen und politiſchen Sympathien. Jacob II. hatte auch ſie beleidigt und entfremdet, ohne ihnen Furcht einzuflößen: einer nach dem andern fiel von ſeinem Kriegsfürſten ab. Das Beiſpiel des Heeres aber riß das Land mit ſich fort, die Anhänger des Königs wagten ſich nicht zu regen. Jacob, der im Zuge günſtiger Umſtände Alles zu hoffen pflegte, verzweifelte eben ſo raſch an Allem, ſobald dieſer große Unfall ihn traf; durch ſeine Flucht ließ er dem Nebenbuhler das Reich in der Hand; in Kurzem trat dieſer ſelber als König auf. Von hoher Bedeutung für alle Folgezeit war die Entſcheidung der inneren Angelegenheiten. Die Nation unterwarf das Königthum ihrem Geſetz; in dieſem Streite, der in der Tiefe der älteſten Jahrhunderte entſprungen war, behielt das parlamentariſche Princip die Oberhand. Für den Augenblick jedoch wurde die allgemeine Aufmerkſamkeit bei weitem mehr dadurch angeregt, daß Wilhelm von Oranien, der größte Gegner, den Ludwig XIV. überhaupt hatte, an die Spitze

der engliſchen Regierung trat, und der bisherigen Politik derſelben — einer Politik offener Verbindung oder ſtillſchweigender Beiſtimmung zu den Unternehmungen dieſes Fürſten durch welche deſſen Macht weſentlich gefördert worden war, ein Ende machte.

Man kann ſagen: die Ideen der alten und neuen Zeiten erſchienen zugleich im Kampfe gegen das Königthum Ludwigs XIV. Auf der einen Seite war es noch einmal das oberſtrichterliche Amt des Papſtthums in kirchlichen Dingen, die Autorität des Kaiſerthums, die Idee des Reichs deutſcher Nation, die Vereinigung aller im Kampfe gegen die Osmanen; auf der andern war es der gereizte Proteſtantismus und die Regierungsform der beſchränkten Monarchie, ſo daß der Fürſt ſelbſt, der die ihm gezogenen Schranken überſchritt, durch den Verluſt ſeiner Krone dafür büßen mußte.

Eine Zeitlang erſchien es zweifelhaft, ob die beiden einander fremdartigen Weltelemente ſich in der That vereinigen würden. An dem Hofe von Wien fehlte es nicht an Leuten, welche aus dem einfach öſterreichiſchen Geſichtspunkte für rathſam hielten, die franzöſiſchen Vorſchläge, denen in dieſem Augenblicke noch neue Erläuterungen hinzugefügt wurden, anzunehmen, alle Kräfte gegen die Türkei zu wenden, ſich mit den Engländern nicht einzulaſſen. Wie hätte man dort ein Unternehmen ſo geradehin billigen ſollen, das ſowohl gegen einen legitimen Fürſten, als gegen das katholiſche Intereſſe gerichtet war. König Ludwig trug Sorge, daß dieſe Seite der Sache von Rom her in Anregung gebracht wurde; der Beichtvater der Kaiſerin, ein Jeſuit, machte dieſe Fürſtin darauf aufmerkſam. Aber Kaiſer Leopold, wie immer, geheimnißvoll, klug und voll Verſtändniß, gab wenig

darauf. Anfangs forderte er noch, daß dem Prinzen von Wales die Nachfolge nach König Wilhelm, und den Katholiken ein gewiſſer Antheil an den öffentlichen Aemtern vorbehalten werden ſolle, wenn auch nicht ohne neue Garantien der engliſchen Verfaſſung in Kirche und Staat: da aber die Ereigniſſe weiter führten, ſo begnügte er ſich mit den Entſcheidungen des Parlaments, das dazu volles Recht beſitze, und mit der Verſicherung des neuen Königs, daß den Katholiken keine Gewaltſamkeiten zugefügt werden ſollten. König Jacobs enges Verhältniß zu Frankreich, die Theilnahme, die wenigſtens ſeine Geſandten noch zuletzt für Fürſtenberg kundgegeben hatten, ſeine ganze Haltung in europäiſchen Angelegenheiten war dem Kaiſer widerwärtig und verhaßt: bedürfe er Schutz, ſo möge er den in Frankreich ſuchen, dem er von jeher angehangen habe. Dagegen mußte es zu Gunſten des Hauſes Oeſterreich, ein großes Gewicht in die Wagſchale werfen, wenn England unter einer neuen Regierung ſich gegen Frankreich wendete, wenn es dieſe Macht zur See angriff. Bezeichnend für die Stimmung der Anhänger des Katholicismus und der Legitimität, als ſie es über ſich gewannen, ſich mit dem Prinzen von Oranien zu vereinigen, iſt die Inſtruction des Königs von Spanien an einen ſeiner Geſandten. Er trägt ihm auf, Alles zu vermeiden, was eine Anerkennung der Rechtmäßigkeit der Abſetzung Jacobs in ſich ſchließen könne, aber Wilhelm zugleich zum Kriege mit Frankreich anzutreiben, ihm dazu die Hülfe von Spanien zu verſprechen: direkt dürfe man nichts dafür thun, ihn auf dem engliſchen Throne zu befeſtigen: wenn es aber der Lauf der Ereigniſſe mit ſich bringe, ſo könne man auch nichts dagegen haben. Eben der ſpaniſche Geſandte

Borgomain, ein Mann der dem Kaiſer immer das zu ſagen wußte, was ihm am meiſten einleuchtete, ihn insgeheim ſah und dann auch zu den Sitzungen des geheimen Rathes gezogen wurde, ſetzte ſich jeder Annäherung an Frankreich am wirkſamſten entgegen. Schon war die alte, in den gefährlichſten Kriſen geſchloſſene Allianz zwiſchen dem Kaiſer und den Generalſtaaten erneuert worden. In denſelben Tagen, in welchen die engliſche Krone auf Wilhelm III. übertragen wurde, gegen Ende Februar 1689, erklärte auch der Kaiſer ſich bereit, einen Offenſiv- und Defenſivtraktat mit den Generalſtaaten und mit England einzugehen.[1] Die Bedingungen erſchienen ſpäter als Vorſchläge der Generalſtaaten, denn man hielt es der Würde des Kaiſers nicht für angemeſſen, ſelbſt Vorſchläge zu machen, die ja zurückgewieſen werden könnten; in der That aber ſind ſie von Graf Strattmann an die Hand gegeben und ſo nach dem Haag geſendet worden. Ihre Grundlage iſt: gemeinſchaftlicher Krieg aus allen Kräften; Herſtellung der kirchlichen, ſowie der politiſchen Zuſtände auf den Fuß des weſtphäliſchen und des pyrenäiſchen Friedens; Unterſtützung des älteſten der Söhne des Kaiſers bei der römiſchen Königswahl, und des jüngeren zur Erwerbung der ſpaniſchen Succeſſion, im Fall daß Karl II. ohne rechtmäßige Erben ſterbe.[2] Ein

[1] Extract from the journal in the time of Mr. Hope's abode at the imperial court at Vienna (Nov. 1688—19. July 1689); in dem Appendix zu M. Sutton: Lexington Papers, 341.

[2] So lautet die Beſtimmung in den Articles serving for ingredients in the treaty of allyance, welche in Wien entworfen und mit ſehr geringer Veränderung in Haag angenommen wurden; nach dem Journal von Hope: the lawfull succession of the monarchy of Spain, that belongeth to the august house of the emperor, to which is now designed the Archduke of Austria second sone to his imperial

unermeßlicher Vortheil des Kaiſers, wenn dergeſtalt ſeine eigenſten Intereſſen von den beiden Seemächten angenommen und zur allgemeinen Sache von Europa gemacht wurden. Der Conflict, welchen Ludwig XIV. hervorrief, gedieh Oeſterreich zum Gewinn: niemals hatte es eine günſtigere Conjunctur gehabt, ſie konnte nicht glücklicher und entſchiedener ergriffen werden. Die Seemächte, denen alles darauf ankam, daß nicht etwa Frankreich eine Abkunft mit Deutſchland treffen und ſeine ganze Macht gegen ſie wenden möge, gingen ohne Bedenken darauf ein, die Republik ſo wie König Wilhelm. Sie hätten nur gewünſcht, daß der Kaiſer zugleich den Frieden mit den Osmanen geſchloſſen, oder da das nicht geſchah, in dem Traktat ſelbſt ſich zur Verwendung einer beſtimmten Anzahl von Truppen gegen Frankreich verpflichtet hätte. Wenn auch das letztere nicht zu erreichen war, ſo zog man in Betracht, daß das Intereſſe des Geſammthauſes Oeſterreich, das damals aufs neue mit dem lothringiſchen vereinigt wurde, von ſelbſt auf das mächtigſte zur Anſtrengung aller Kräfte antreibe. Der Vertrag ward am 12. Mai zu Wien abgeſchloſſen; ſchon im April hatte König Wilhelm, dem die Bedingungen mitgetheilt worden waren, ſeinen Beitritt zu denſelben erklärt. Wie von Holland und den proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland, die zum Gelingen ſeiner Unternehmung weſentlich beigetragen hatten, ſo ward er nun auch von dem Kaiſer, dem Herzog von Lothringen, und von dem König von Spanien nach dem Beiſpiel des Kaiſers als König begrüßt.

Majesty. In dem Tractat ſelbſt hielt der Kaiſer jedoch nicht für gut, die Sache ſo beſtimmt auszudrücken, da man ſie im Haus Oeſterreich noch nicht ſo genau feſtgeſetzt habe, wahrſcheinlich aus Rückſicht auf den König von Spanien.

Sah doch der Papſt ſelbſt in Wilhelm III. ſeinen Verbündeten, wie einſt Paul III. in Johann Friedrich von Sachſen, Urban VIII. in Guſtav Adolph von Schweden. Der allerchriſtlichſte König hatte keinen Bundesgenoſſen, der die Waffen hätte ergreifen können, als die Osmanen, welche ſie für ſich ſelbſt führten.

Dadurch nahm nun aber der Krieg, den Louvois nicht ohne gewichtige Gründe, aber zur ungünſtigen Stunde angerathen, und den man in kürzeſter Friſt glücklich zu beendigen gemeint hatte, eine überaus weitausſehende Geſtalt an. Louvois hatte gehofft, die obſchwebenden Irrungen mit dem deutſchen Reiche durch einen raſchen Schlag zu beendigen, er hatte neue Entzweiungen in demſelben erwartet; aber nicht allein hielt ſich das deutſche Reich in einer ungewohnten Eintracht, wie man ſie ſeit Jahrhunderten nicht erlebt hatte, und in den folgenden Zeiten kaum einmal wieder erleben ſollte; — proteſtantiſche und katholiſche, geiſtliche und weltliche, ſüddeutſche und norddeutſche Intereſſen ſtanden zu einander; — ſondern auch das Haus Oeſterreich erhob ſich, obgleich der Anlauf dießmal nicht gerade gegen ſeine beſonderen Gebiete ging, in dem Bewußtſein der künftigen Gefahr derſelben mit Glück und Energie: es formulirte ſie vor den Augen von ganz Europa. Holland wollte nicht immer aufs neue für ſeine Exiſtenz fürchten müſſen, ſondern ſich der Bedrängniſſe ein für allemal entſchlagen: und was die Hauptſache iſt, England ſchickte ſich zu einem ernſtlichen Kampfe gegen Frankreich an. War es nicht in der Abſicht, einen ſolchen unmöglich zu machen, geſchehen, daß Richelieu mit den Regungen der national-engliſchen Oppoſition gegen die Stuarts bei ihrem Urſprung in Verbindung trat? Vor ihrer im Siege

begriffenen Macht wich Mazarin zurück und suchte sie für sich zu gewinnen. Ludwig XIV. war mit den restaurirten Stuarts verbündet, nicht eben um sie zu absoluten Fürsten zu machen: [1] — er trat auch mit ihren Gegnern in Verbindung; — sondern um durch die Gegensätze, welche die innere Entzweiung erhielten, sich freie Hand in Europa zu verschaffen.

Nun aber hatten die parlamentarischen Bestrebungen die Oberhand gewonnen; zunächst als deren Vorfechter ging Wilhelm III. mit seiner neuen Krone aus dem Kampfe hervor, und schritt nun dazu, die Kraft der englischen Nation in den Kampf gegen Frankreich zu führen; die Regungen, der sich Frankreich einst hatte bedienen wollen und können, als sie in der Opposition waren, traten ihm, zur Herrschaft gelangt, in voller Feindseligkeit entgegen.

Wir haben das Emporkommen dieser Monarchie, ihrer Ideen und Formen in unaufhörlichem Ringen beobachtet; jetzt aber traten die Tage der Prüfung und der Gefahr für sie ein. Es würde einseitig und historisch ungerecht sein, wollten wir sie nicht in den neuen Kampf begleiten, der noch ein Vierteljahrhundert hindurch Europa beschäftigen sollte.

[1] In einer an Tallard bestimmten Instruction lautet eine später ausgestrichene, aber darum nicht weniger ein aufrichtiges Bekenntniß enthaltende Stelle: L'intérêt du roi s'accordera toujours avec celui de la nation anglaise, en ce qu'il ne conviendra jamais a S. M. qu'un roi d'Angleterre soit trop absolu.

Drittes Capitel.

Kriegsereigniſſe von 1688 bis 1694.

Noch zwei Tage früher, als Vauban angekündigt hatte, war Philippsburg, und gleich darauf die geſammte Pfalz, in die Hand des Dauphin gefallen; eine Medaille rühmt ihn, daß er innerhalb eines Monats zwanzig Städte in Beſitz genommen habe. Tief in Schwaben und in Franken trieben die Franzoſen Brandſchatzungen ein.

Schon in der Mitte October erſchien Marquis Boufflers an der Spitze von 20,000 Mann vor Mainz. Es war erſt fünfzehn Jahre her, daß ein weitſchauender und thatkräftiger Kurfürſt-Erzbiſchof ſeine Hauptſtadt regelmäßig hatte befeſtigen laſſen, damit, durch die neuen Baſtionen geſichert, Fürſt und Capitel ruhig bei Land und Leuten bleiben möchten.[1] Kaum aber zeigte ſich eine feindliche Macht vor den gewaltigen Bollwerken, ſo hatte weder der Fürſt noch ſein Capitel den Muth, ſich derſelben zu bedienen, die Vertheidigungswerke zu vertheidigen. Bei der geringen Anzahl der Mannſchaften, über die ſie geboten, ſchien ihnen gerade der Umfang derſelben ihre Behauptung unmöglich zu machen: ſie wurden den Franzoſen ohne Widerſtand eingeräumt, die nun ſofort Hand anlegten, ſie noch zu verſtärken, und eine Beſatzung hineinwarfen, welche ſie zu halten vermochte.

Coblenz und Cöln wurden noch durch rechtzeitiges Eintreffen nachbarlicher Hülfe geſchützt. Aber wie Trier, von ſeinem Erzbiſchof verlaſſen, in der That nicht hatte gerettet werden können, ſo wurden die Feſtungen des Cölner Erzſtiftes,

[1] Vgl. Schaab, Geſchichte der Bundesfeſtung Mainz, S. 223.

Neuß, Bonn, Rheinberg und Kaiſerswerth von dem Cardinal Fürſtenberg von freien Stücken den Franzoſen überliefert; dieſe ſollten ſie für ihn gegen Kaiſer und Reich behaupten.

Auf dieſe Weiſe waren die Franzoſen Meiſter der vier vorliegenden Kurfürſtenthümer geworden: ſie beherrſchten den Rhein weit und breit an beiden Ufern, ſo wie den Neckar.

Unſchätzbare Vortheile, wenn nun der Krieg mit den zuerſt gefaßten Abſichten weiter geführt werden konnte: ſie waren recht geeignet, die deutſchen Patrioten, die von der Haltbarkeit jener Feſtungen und Städte einen ganz andern Begriff gehabt hatten, zu entmuthigen und ſie zur Annahme des Friedens zu ſtimmen. Aber als der große Bund geſchloſſen ward, fühlte ſich Alles in demſelben Grade zum Widerſtand angefeuert, da es am Tage lag, daß Frankreich nunmehr Feindſeligkeiten von größerer Nachhaltigkeit zu beſtehen haben würde, als bisher.

Zunächſt hatten die Franzoſen für Verſtärkung der Vertheidigungsanſtalten längs des Oceans Sorge zu tragen. Bei 50,000 Mann Milizen, welche die Pfarren ſtellen mußten, wurden an den Küſten von Guyenne, Bretagne und Normandie vertheilt, und geübten Officieren zur Einübung anvertraut, um die bedroht ſcheinenden Punkte zu ſchützen. Beſonders auf Guyenne war die Aufmerkſamkeit gerichtet, wie denn in der That in England gleich anfangs ein Anfall auf die Provinz beabſichtigt worden iſt, weil ſie noch Hugenotten in Menge enthielt, von denen man meinte, ſie würden ſich bei der erſten Gelegenheit erheben; Galeeren wurden daſelbſt in Stand geſetzt, um jede Annäherung kleiner Fahrzeuge zu hindern.

Aber überdieß mußte der Krieg in den Niederlanden und an den Pyrenäen geführt werden. Die Franzoſen verſicherten

zwar, daß ſie 300,000 Mann aufſtellen, und von dieſen gewiß die Hälfte im offenen Feld würden verwenden können, aber wenigſtens in dem erſten Feldzug haben ſie dieſe Anzahl nicht von ferne erreicht. Wohlunterrichtete Männer berechnen, daß ſie anfangs an den Pyrenäen 10,000, in den Niederlanden etwa 40,000 Mann, in Deutſchland gewiß ebenfalls nicht mehr im aktiven Dienſte hatten. Wie es ſich aber auch mit der Richtigkeit dieſer Ziffern verhalte: auf keinen Fall waren die Franzoſen ſtark genug, alle die Plätze, welche ſie am Mittelrhein beſetzt hatten, zu behaupten.

Die Unfähigkeit, dieß zu bewirken, die Verlegenheit, in die ſie dadurch geriethen, führte ſie zu einer gräßlichen Handlung. Sie entſchloſſen ſich, von den eingenommenen Plätzen nur die beiden mit den beſten Werken verſehenen, Philippsburg und Mainz, ernſtlich zu vertheidigen: was ſollte aber mit den übrigen geſchehen? ſollten ſie den vordringenden deutſchen Heeren einfach wieder überlaſſen werden?

Vauban hatte von der Citadelle von Mannheim, Friedrichsburg, die mehr durch Verrath als Ueberlegenheit der Waffen gewonnen worden, bemerkt, daß man ſie um keinen Preis wieder in die Hände der Deutſchen dürfe gerathen laſſen; ſie könne dann an dieſer wichtigen Stelle bis zur Unbezwinglichkeit befeſtigt werden und jetzt oder in Zukunft viel zu ſchaffen machen.[1] Dann äußerte Marſchall Duras, der mit dem Oberbefehl am Rhein betraut war, für die Vertheidigung von Mainz und von Philippsburg werde aus jenen zwar nur mittelgroßen, aber begüterten Ortſchaften

[1] Spanheim 3. Jan. 1669: dans l'unique vue de l'importance de ce poste de l'estat imprenable où au dire de l'ingenieur Vauban on la pourroit mettre — pour en ôter l'occasion aux ennemis.

eine Gefahr entſpringen, da ſie dem deutſchen Heere Hülfsquellen zu ſeinen Angriffen bieten würden. Folgerichtigermaßen regte ſich der Gedanke und ward von dem erbarmungsloſen Louvois ergriffen, daß es das Beſte ſei, die Städte zu zerſtören, und ihre Einwohner nach dem franzöſiſchen Gebiete wegzuführen. Man wünſchte beſonders die Pfalz in einen ſo wehrloſen Zuſtand zu ſetzen, daß der Kurfürſt nicht daran denken könne, dahin zurückzukehren und wieder feſten Beſitz zu ergreifen.[1] Aber auch die Bemerkung ſoll gemacht worden ſein, daß dann um ſo leichter zwiſchen den Verbündeten wegen der Quartiere Streit ausbrechen werde.[2] In früheren Zeiten war immer der gute und der böſe Krieg unterſchieden worden. Daß die Maßregel, die Frankreich vor hatte, allem Kriegsgebrauch entgegenlief, und ein unbeſchreibliches Unheil über ein großes blühendes Land verhängte, konnte diejenigen nicht irren, die einer vermeinten Beleidigung wegen Genua beſchoſſen, dem Vorurtheil der religiöſen Einheit zuliebe Hunderttauſende ihrer eigenen Angehörigen mit den äußerſten Gewaltthätigkeiten bedrängt, und ſchon in dem letzten Kriege ähnliche Verwüſtungen, wiewohl in kleinerem Umfange, angeordnet hatten. Sie hatten nur dafür Sinn, daß ſie dadurch in den Stand kommen würden, die eingenommene militäriſche Stellung im Ganzen zu behaupten: — wie den Einwohnern von Speier angekündigt worden iſt, der König habe nicht Truppen genug, eine ſo große Stadt wie die ihre zu bewahren, aber auch der

[1] Benier: Il palatinato ruinato et esposto, l'elettore non ardisce di ricondurvisi.

[2] Spanheim Relation V, 184. Le conseil du roi ou du ministre de la guerre a eu encore la vue, d'en tirer l'avantage, que la division pour les quartiers entre les princes armés de l'empire ne pourroit qu'en procurer.

Feind dürfe hier keinen Unterhalt finden, nicht die Handreichung eines einzigen Menschen solle ihm zu Gut kommen, deßhalb müsse Speier verlassen und geschleift werden: nicht etwa durch Mißvergnügen über die Einwohner werde der König zu diesem Entschlusse bestimmt, die Beschaffenheit der Dinge bringe es so mit sich. Wie Speier, so wurden Worms, Mannheim und Heidelberg der Verwüstung preisgegeben; die Schlösser und die Dörfer, die Zinnen der Mauern und die Bürgerwohnungen, die Rathhäuser und die Dome, die Brücken über die Flüsse, die Grabstätten der alten Kaiser: der Besitz der lebenden Generation und die Denkmale der Vergangenheit, unschätzbar in diesem alten Lande der Cultur. Man kann noch heute die Holzschnitte der Zeit, in denen über den Thürmen und Dächern so vieler altberühmten und kunstgeschmückten Städte die herausschlagenden Flammen und die darüber liegenden Rauchwolken abgebildet sind, nicht ohne Herzeleid ansehen.

Der Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte, hatte man den Dauphin, als er nach Philippsburg ging, als ihren Ritter bezeichnet, der ihr Recht an die Pfalz mit dem Schwert vertheidige, und sie meinte später selbst, daß die Erinnerung an sie, die alte Hingebung an ihr Haus, dazu beigetragen habe, daß derselbe in der Pfalz so gut wie keinen Widerstand fand. Aber von Anfang an ahnete sie Unheil. Zum Erstaunen und Mißfallen des Hofes und des Königs verhielt sie sich schweigsam bei der Vertheidigung ihrer Rechte, oder äußerte sich mit Kälte und Besorgniß. Wie mußte sie es empfinden, als die Dinge nun, trotz der Bitte, die sie für Mannheim und Heidelberg einlegte, eine so entsetzliche Wendung nahmen. Sie betrachtet sich als die Ursache zu dem Ruin

ihres Vaterlandes,[1] den ſie von der Ferne mit durchlebt, als wenn ſie gegenwärtig wäre: mitten im Schlaf fährt ſie auf, und Alles ſtellt ſich ihr vor, wie es früher geweſen war, ſich unter dem fürſorgenden Auge ihres Vaters erſt recht geſtaltet hatte, und wie es nunmehr geworden ſein mußte, und in welchem Zuſtande ſie ſich ſelber befand; in lautem Weinen brachte ſie die Nächte zu.

Wenn aber dieſe Gewaltſamkeiten dienen ſollten, Mainz zu vertheidigen, ſo ward der Zweck dadurch nicht erreicht. Die deutſchen Streitkräfte, welche ſich unter dem Herzoge von Lothringen ſammelten, wurden durch die Hülfstruppen, welche der Kurfürſt von Baiern freiwillig herbeiführte, ſtark genug, um zugleich die Belagerung der Stadt zu unternehmen, und die Belagernden vor einem Entſatz zu ſchützen. Aus den großen Magazinen von Frankfurt und Coblenz ward die Armee ununterbrochen auf das Beſte verpflegt. Die franzöſiſche Beſatzung, die aus mehr als 10,000 Mann beſtand, wehrte ſich gut; aber noch ehe der Verſuch ſie zu entſetzen, zu dem ſich Duras eben anſchickte, ernſtlich gemacht werden konnte, ſah ſie ſich bereits zur Capitulation genöthigt. Indeſſen waren Rheinbergen, Kaiſerswerth und Bonn durch die brandenburgiſchen Waffen bezwungen worden. Wie ein Jahrhundert ſpäter, ſo haben ſchon damals die Deutſchen die Gebiete am mittlern und niedern Rhein, die den Franzoſen auf das leichteſte in die Hände gerathen waren, mit ungeheuren Anſtrengungen wieder

[1] Eliſabeth Charlotte an die Kurfürſtin Sophie, 20. März 1689. „Sollte man mir aber das Leben darüber nehmen wollen, ſo kann ich doch nicht laſſen zu bedauern und zu beweinen, daß ich ſo zu ſagen meines Vaterlandes Untergang bin, und über das Alles des Kurfürſten meines Herrn Vaters ſeliger Fürſorge und Mühe auff einmal ſo über den Hauffen geworfen zu ſehen."

eingenommen. Am oberen Laufe dieſes Stromes dagegen konnten ſie nichts unternehmen; auch in den nächſten Jahren richteten ſie daſelbſt nichts aus. Den Franzoſen kam es für die Behauptung ihrer dortigen Stellung ſehr zu Statten, daß Kaiſer und Reich einen anſehnlichen Theil ihrer Streitkräfte an der türkiſchen Gränze verwenden mußten, wo ſie ſchon wieder nicht ſo entſchieden im Vortheil waren.

Indeſſen aber hatte der Krieg in den Niederlanden begonnen. Die Verbündeten, durch die ſpaniſch-niederländiſchen Streitkräfte, denn mittlerweile war auch der Krieg zwiſchen Spanien und Frankreich ausgebrochen, verſtärkt, erfochten im Jahr 1689 Vortheile im Felde und ſprengten die franzöſiſchen Linien bei Gent; im Jahr 1690, auf einem Congreß, der im Haag gehalten ward, faßten ſie die Abſicht, die vornehmſte Anſtrengung in dieſen Gegenden zu machen. Aus den ſpaniſchen und holländiſchen Truppen, ſammt den Hannoveranern, ſollte ein Heer von 48,000 Mann gebildet werden und unter dem Fürſten von Waldeck vordringen; ein, wie man hoffte, noch ſtärkeres Heer ſollte der Kurfürſt von Brandenburg, der ſelbſt mit 20,000 Mann im Felde erſcheinen wollte, an der Moſel und Maas befehligen. Hier ſchien es nun zu den großen Entſcheidungen kommen zu müſſen.

König Ludwig fand nothwendig, den beſten ſeiner Generale, der in den letzten Jahren nicht eben in Gnade geweſen war, den Verbündeten entgegenzuſtellen. Es war der Marſchall von Luxemburg, ein Mann, in dem ſich, wenn jemals in einem andern, die Leidenſchaftlichkeit eines nach Glanz und Genuß trachtenden Privatlebens mit einem ächten Talent für öffentliche Geſchäfte und beſonders für den Krieg verband. In Paris ſtürzte er ſich in den Strudel der ehrgeizigen

Intriguen, persönlichen Feindseligkeiten, Zerstreuungen und Immoralitäten, die das Leben der Gesellschaft ausmachten. Er ging von Condé zu Louvois, von diesem zu den Colberts und den Freunden der Frau von Maintenon über, um sein Glück zu machen. Er ist in jene Processe verwickelt worden, die damals wegen systematischer Vergiftungen an der Tagesordnung waren, doch hielt man sich überzeugt, daß er kein Verbrechen begangen, sondern sich nur in Besitz von Mitteln habe setzen wollen, durch die er sich der Gnade des Königs oder auch der Gunst der Damen versichern könne.[1] Für ehrlich, zuverlässig, uneigennützig galt er nicht, eher für das Gegentheil. Aber dabei gab es im Felde keinen unternehmenderen Führer, keinen Officier, der ihn an persönlicher Tapferkeit übertraf. Wie sich selbst, so gestattete er auch seinen Truppen mehr, als durch die Gesetze erlaubt war. Er hatte nichts gegen ihre Unordnungen, wenn sie nur ihre militärischen Pflichten erfüllten. Mehr mit seinem Beispiele als mit seinem Befehle trieb er sie dazu an; sie folgten ihm mit unbedingter Hingebung, wie der gemeine Mann, so die vornehmsten Herren; die Prinzen von Geblüt wünschten unter ihm zu dienen. Diesen Führer nun, der besonders den niederländischen Krieg vollkommen verstand, setzte Ludwig XIV. den Verbündeten entgegen,[2] mit dem Auftrag, vor allem die Befestigungen an der Sambre gegen ihre Anfälle zu behaupten, und sie nur dann anzugreifen, wenn er eine gute Gelegenheit dazu sehe. Bald boten die Zögerungen der Spanier und die Streitigkeiten der deutschen Fürsten über den Oberbefehl, die wieder erwachende Eifersucht zwischen Oesterreich und Brandenburg dem Marschall

[1] Spanheim, Relation de la cour de France.

[2] Beaurain, Histoire militaire de Flandres 18.

eine ſolche dar.[1] Er konnte den Fürſten von Waldeck angreifen, bei Fleurus am 1. Juli, ehe noch die brandenburgiſchen und ſpaniſchen Truppen herbeikamen, in einem Augenblick, wo, im Widerſpruch mit Natur und Art der Länder, die Franzoſen an Reiterei überlegen waren. Ihr größter Vortheil aber entſprang aus dem Talent des Feldherrn. Die Kriegskundigen der ſpätern Zeiten haben die Kühnheit und Geſchicklichkeit bewundert, mit welcher der Marſchall den Fürſten zugleich in ſeiner ganzen Fronte beſchäftigte, und in ſeinem linken Flügel umging; zumal da die Schlachtordnungen jener Zeit, ohne Diviſionen, zu Bewegungen dieſer Art an ſich nicht vorbereitet waren; der Marſchall vollzog ſie ohne Verwirrung und mit großem Nachdruck; Waldeck hat vielleicht ein Drittheil ſeiner Truppen auf dem Platz gelaſſen.

Einen für den ganzen Feldzug entſcheidenden Erfolg konnte dieſer Sieg nicht hervorbringen, da die Verluſte der holländiſchen Armee durch die ankommenden Verſtärkungen erſetzt wurden, und der Kurfürſt von Brandenburg, deſſen Oberbefehl erſt nach der Schlacht vom kaiſerlichen Hofe anerkannt wurde, ſich bewogen fand, über die Maas zu kommen, um die Fortſchritte der Franzoſen in Brabant aufzuhalten. Der Kurfürſt hätte es gern zu einer neuen Schlacht gebracht; aber dazu reichten weder Waldecks Vollmachten hin, noch wollten ſich auf der andern Seite die Franzoſen dahin treiben laſſen. Nicht einmal eine große Belagerung mochte Luxemburg unternehmen, aus Beſorgniß, daß er durch die Uebermacht der verbündeten Heere wider ſeinen Willen in die Nothwendigkeit

[1] Aus den Worten Pufendorfs erkennt man die Streitpunkte: Ostendebatur per summam iniuriam electori impingi quae ab aula Viennensi admissa sunt. (S. 241.)

zu ſchlagen gebracht werden könne. Es war ihm genug, daß er dieſelben von den Winterquartieren ausſchloß, die ihnen am vortheilhafteſten geweſen wären.

Das Uebergewicht, das König Ludwig in dieſem Augenblick behauptete, ward durch eine Seeſchlacht verſtärkt, welche Tourville bei dem Cap Beveziers der vereinigten holländiſch-engliſchen Escadre lieferte. Durch geſchickte Bewegungen wußten die Franzoſen derſelben den Vortheil des Windes abzugewinnen, ſie zwiſchen zwei Feuer zu nehmen, und ſie ſo in die größte Verwirrung zu bringen.[1] Die franzöſiſche Flotte beherrſchte hierauf die Meerenge; in Holland befürchtete man eine Landung.

Und auch noch auf einem andern Kriegstheater war König Ludwig glücklich. Bei dem Ausbruch des Krieges hatte er der piemonteſiſchen Regierung Bundesgenoſſenſchaft und eine gemeinſchaftliche Unternehmung gegen Mailand angeboten.[2] Herzog Victor Amadeus hielt es jedoch und ohne Zweifel mit Recht für einen größeren Vortheil, wenn er ſich der feſten Plätze, welche die Franzoſen ſeit den Zeiten Richelieu's an ſeinen Grenzen oder innerhalb derſelben beſaßen, bemächtigen könne. Er neigte ſich zu den Verbündeten, die ihm königliche Ehren und anſehnliche Hülfe verſprachen. Und welche Ausſichten eröffnete es, wenn es ihm gelang, in das ſüdliche Frankreich vorzudringen, und die Sympathie der Hugenotten für die Verbündeten zu erwecken. Aber auch hier brachten es die Franzoſen zu einer Schlacht, ehe die Verſtärkungen der feindlichen

[1] Lettre de Villette, 15. Juillet, bei E. Sue, Marine, IV, 374.

[2] So verſichert Piero Venier, Relatione di Francia: avrebbe avuto il duca parte dagli acquisti et altra parte quelli principi italiani, che ci fossero entrati.

Streitkräfte alle vereinigt waren, und erfochten einen glänzenden Sieg (bei Staffarda 18. Auguſt 1690). Die Bravour ihrer Truppen, beſonders der Infanterie, welche, nachdem ſie geſchoſſen, noch einmal den Degen in die Hand nahm, und in unerſchöpflicher Freudigkeit die Gegenwehr der Piemonteſen, ihrer ſpottend, über den Haufen warf, und die beſonnene Kühnheit des Feldherrn, Catinat, wirkten dazu zuſammen.[1] Und Catinat errang zugleich große ſtrategiſche Erfolge: Savoyen, der Paß von Suſa, Saluzzo, fielen in die Hände der Franzoſen, im nächſten Jahre Montmelian und Nizza.

Ueberhaupt hatten ſie im Jahr 1691 noch allenthalben das Uebergewicht: in den Pyrenäen ward Urgel erobert, die Flotte des Mittelmeers beſchoß Barcelona: in den Niederlanden konnten ſie wieder zu Belagerungen ſchreiten. Damals ward Mons eingenommen; im Jahr 1692 erſchien Ludwig XIV. noch einmal ſelbſt bei der Armee und eroberte Namur; man hatte Mittel gefunden, hier 150,000 Mann ins Feld zu ſtellen; Charleroi ward eingeäſchert, Furnes erobert, ein Anfall der Verbündeten bei Steenkerke ſiegreich zurückgewieſen.

Anſtrengung aller Kräfte, eingeübte Kriegsordnung, das Feuer der Truppen, die Ruhmliebe der Officiere, und das Talent einiger großen Generale ſchien den Franzoſen die Ueberlegenheit über das geſammte Europa zu ſichern.

Erſt nunmehr aber erſchien der ſtärkſte Feind mit ungetheilter Kraft auf dem Kampfplatz.

Von nicht geringer Bedeutung war es eine Zeitlang, daß König Jacob II. von Frankreich, wohin er geflohen war, ſich nach Irland zurückwandte und hier von der großen katholiſchen

[1] Relation écrite par Catinat sur le champ de bataille. Mémoires de Catinat I, 119.

Mehrheit der Einwohner mit Freuden empfangen, von König Ludwig unterſtützt, zu einer beinahe allgemeinen Anerkennung gelangte. Ein Augenblick trat ein, in welchem es ſchien, als werde ſich Schottland dießmal zu Irland ſchlagen, und die beſiegte Partei in England auf eine glückliche Wiederaufnahme des Kampfes rechnete. Auch nachdem der ſchottiſche Krieg, wie König Wilhelm ſagte, durch den Tod eines einzigen Mannes, Dundas, beendigt worden, hielt der geringe Erfolg, welchen die engliſche und proteſtantiſche Armee im Jahr 1689 in Irland hatte, die Geiſter in ſchwankender Erwartung.[1] König Jacob hatte ein Heer von mehr als 30,000 Mann und die beſten Städte und Provinzen in Beſitz; das engliſche Heer zählte nicht mehr als 17,000 Mann und war auf einige wenig günſtige Landſtriche beſchränkt, Niemand ging zu ihm über; es litt trotz des guten Geldes, mit dem es bezahlte, Mangel an Lebensmitteln.

So ſchwer es auch König Wilhelm fiel, gegen den Vater ſeiner Gemahlin perſönlich ins Feld zu gehen,[2] ſo mußte er ſich doch dazu entſchließen: er begab ſich im Sommer 1690 nach Irland. Es war der Streit der Inſeln unter einander, den er daſelbſt ausfechten mußte, aber die Heere hatten ein allgemein europäiſches Anſehen. Die Hälfte der engliſchen Armee beſtand aus Ausländern; die Befehlshaber waren zu zwei Drittheilen Ausländer, alle Proteſtanten; eine nicht geringe Anzahl derſelben franzöſiſche Flüchtlinge. Dem König ſtand zunächſt ein Mann zur Seite, der den höchſten Rang in der franzöſiſchen Armee erlangt, dieſen Dienſt aber

[1] Ronquillo 3. Dec. 1689. Los Irlandeses que estan por el rey Guillermo, muy discontentos, y los del rey Jacob muy animados.

[2] Burnet, mit dem er davon ſprach. History of his own time, 551.

verlaſſen hatte, als für die Proteſtanten keine Stelle mehr in demſelben war, der Marſchall Schomberg. Kein Anderer hat für das Unternehmen gegen England mehr gethan, ſowohl für den Beſchluß, wie für die Ausführung. So waren auch die beſten Truppen Jacobs II. Franzoſen, welche unter dem Duc de Lauzun herbeigekommen waren. „Siehe da, unſere Verfolger," rief ein Führer der franzöſiſchen Reformirten ſeinen Leuten zu, als er des Heerhaufens franzöſiſcher Soldaten, deren Schaaren ſie einſt in ihrer Heimath bedrängt hatten, anſichtig wurde. Der Gegenſatz iſt ungefähr derſelbe, wie in den Hugenottenſchlachten des ſechzehnten Jahrhunderts, bei Jarnac und Moncontour; aber damals ſiegten die Katholiken, an der Boyne aber, wo dießmal Wilhelm III. und Jacob II. zuſammentrafen, wurden ſie beſiegt. Es war am 1. Juli 1690. Wilhelms Vortheil lag darin, daß er eine größere Anzahl wirklich eingeübter Truppen mit ſich führte, durch die er den zuchtloſen und ehrgeizigen Iren überlegen war, und daß er zum Angriff ſchritt, als Jacob bereits angefangen hatte, Vorkehrungen zu ſeinem Rückzug zu treffen. Schomberg blieb in der Schlacht, aber die Sache, die er verfochten hatte, behielt den Platz; und dieſer Sieg gab nun nicht nur der proteſtantiſchen Partei ihr Uebergewicht in Irland zurück, ſondern ſeine Wirkung erſtreckte ſich weit über die orangiſtiſch-iriſchen Intereſſen hinaus; die Tapferkeit und das Glück König Wilhelms erneuerte ſeine Reputation; die Holländer und Engländer ſchloſſen ſich wieder enger zuſammen; die allgemeinen Angelegenheiten Europa's konnten mit größerer Ruhe und Theilnahme ins Auge gefaßt werden.

Das Jahr 1691 gehörte noch dazu, um den Sieg in Irland vollkommener zu befeſtigen. Ein Holländer, van Ginkel,

und ein franzöſiſcher Flüchtling, Rouvigny, thaten das Beſte bei der Herſtellung der engliſchen Herrſchaft; der Erſte erwarb ſich dabei den Titel eines Earl von Athlone, welchen Ort er mit großer Anſtrengung eroberte, der Andere den eines Lord Gallway; er hatte in der Schlacht, in deren Folge dieſer Ort fiel, vorzüglich zum Siege beigetragen. An der Spitze der Irländer ſtand ein franzöſiſcher General, St. Ruth, der deßhalb gewählt worden war, weil er ſich als einen großen Gegner der Proteſtanten gezeigt hatte, und man die Meinung hegte, er werde um dieſes Rufes willen den Irländern willkommen ſein. Er fiel in der Schlacht, welcher Rouvigny ſein Emporkommen verdankte.

War nun aber auch Irland verloren, — durch die Capitulation von Limerik ward der Krieg ſo gut wie beendigt, — ſo gab Jacob II. darum die Hoffnung auf ſeine Wiederherſtellung nicht auf; denn auch ſein Gegner ward allmählich in innere Streitigkeiten verwickelt, welche ihm die Gemüther entfremdeten. Schon meinten Manche, bei der Zurückführung Jacobs II. noch größere conſtitutionelle Freiheiten zu erlangen, als Wilhelm zu bewilligen für rathſam hielt: Andere wurden durch deſſen kirchliche Haltung nicht befriedigt. Es kam ein Augenblick, wo Jacob II. der anglicaniſchen Kirche, der Katholiken in Irland, der Presbyterianer in Schottland zugleich ſicher zu ſein meinte: einige der mächtigſten Oberhäupter, unter ihnen ſolche, die zu ſeiner Verjagung das Meiſte beigetragen, traten in geheime Verbindung mit ihm. Er gab der Hoffnung Raum, daß bei der erſten Gelegenheit die Landmacht in den Niederlanden, und die Flotte, die im Canal kreuzte, zu ihm übergehen, eine Landung ihn auf ſeinen Thron wieder zurückführen werde. Ludwig XIV.

ſcheint dieſe Erwartungen getheilt zu haben. Er ertheilte ſeinem Admiral Tourville den beſtimmten Befehl, eine Schlacht anzunehmen, wo er die Feinde treffe, mögen ſie nun ſo ſtark ſein, wie ſie immer wollen.[1] Die vereinigte holländiſch-engliſche Flotte aber war in der That die ſtärkſte, welche noch je auf dem Ocean geſehen worden und vollkommen zuverläſſig. Manche zweifelhafte Befehlshaber hatte Wilhelm noch zu rechter Zeit entfernt; Andere hielt das Gefühl der Ehre in Pflicht. Admiral Ruſſel, der mit Jacob in Verbindung ſtand, ließ denſelben doch wiſſen, würde es zu einem Zuſammentreffen zwiſchen beiden Flotten kommen, ſo würde er als Officier und Engländer fechten, er würde ſelbſt auf den König ſchießen laſſen, wenn er ihn auf dem Deck eines franzöſiſchen Schiffes erblickte.

Die Flotten trafen an der Bai von La Hogue zuſammen (gegen Ende Mai 1692): ihr Streit nahm einen entſcheidenden Ausgang. Als die Franzoſen die Uebermacht ihrer Feinde inne wurden, wollten ſie zurückgehen, hiebei aber erlitten ſie eine vollkommene Niederlage. Zwölf ihrer Schiffe wurden unter den Augen des Admirals, welcher der Sache nicht mehr helfen konnte, verbrannt, im Angeſicht des Königs Jacob ſelbſt, der an die Küſte gekommen war.[2]

Ein Seetreffen, wie die Schlacht von Lepanto, durch welches das Uebergewicht von der einen auf die andere Seite überging. Die Franzoſen, wie ſie damals waren, hätten wahrſcheinlich die Engländer allein, oder die Holländer allein mit Glück bekämpfen können, aber der vereinigten Macht beider Nationen zu widerſtehen waren ſie nicht fähig.

[1] Relation de Villette in den Mém. de Villette, 136.

[2] Relation du combat naval donné le 29. Mai 1692 bei E. Sue V, 78.

Noch war ihre Uebermacht zu Lande unbezweifelt: im Jahr 1693 wurde auch dieſe erſchüttert.

Von den beiden Armeen, welche die Franzoſen in den Niederlanden aufſtellten, ſollte die eine, unter Boufflers, an der Maas vorſchreitend, Lüttich angreifen; die andere unter Luxemburg dieſen Anfall durch ſchützende Bewegungen decken. Ludwig XIV. ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze der erſten, wie er zu thun pflegte, wenn er eine Unternehmung für unfehlbar hielt. Aber da ſeine Mittel durch die Anſtrengungen und Verluſte des vorigen Jahres ſtark erſchöpft waren, konnte er dießmal nicht ſo zeitig wie er pflegte, ſondern erſt Anfang Juni im Felde erſcheinen. König Wilhelm hatte Zeit behalten, ſeine Rüſtungen zu vollenden, und nicht nur die Beſatzung von Lüttich verſtärkt, die benachbarten Feſtungen in guten Stand geſetzt, ſondern auch in der Nähe von Löwen eine Stellung genommen, von welcher aus er den Belagerern von Lüttich ſehr beſchwerlich hätte werden können. Indem die Franzoſen gegen dieſe Stellung heranrückten, ſchien es ihre beſtimmte Abſicht zu ſein, ihn aus derſelben herauszuwerfen. Aber ſie war von 100 Stück Geſchütz vertheidigt; die Armee Wilhelms zählte 40,000 Mann zu Fuß, 20,000 Mann zu Pferd.[1] Gegen eine ſolche Macht anzugehen trug Ludwig XIV. doch Bedenken. In einem Kriegsrath, der zu Gembloux gehalten ward, wurde erwogen, daß ein Angriff auf Lüttich unter dieſen Umſtänden nicht rathſam ſei; vor der Stärke der feindlichen Streitkräfte zurückweichend, begab er ſich unverrichteter Dinge nach Verſailles zurück.[2]

[1] Ralph, History of William III. T. II, 438.

[2] Beaurain, Campagne de Flandre, 1693, 10 hat eine wenn gleich nicht ganz offene Mittheilung über dieſen Kriegsrath. Das Erſtaunen, welches die Abreiſe des Königs, deren Motive man nicht kannte, hervorrief,

Ein Grund für dieſen Entſchluß lag auch darin, daß es möglich ſchien, durch die Verſtärkung der Rheinarmee, die eben damals Heidelberg wieder beſetzte, einen großen Erfolg in Deutſchland zu erkämpfen. Der Dauphin begab ſich mit einem Drittheil des niederländiſchen Heeres an den Oberrhein; er hoffte ſich des fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſes zu bemächtigen und die deutſchen Fürſten zu einem Frieden in franzöſiſchem Sinne zu nöthigen. Aber man hatte dießmal auch hier ein volles Bewußtſein von der Bedeutung des Augenblicks. Markgraf Ludwig von Baden, der auf Bitten des ſchwäbiſchen Kreiſes mit dem Oberbefehl betraut worden war, erklärte dem Kurfürſten von Sachſen, auf deſſen Hülfe Alles ankam, daß er ihm dieſen Vorrang abtreten und unter ihm dienen wolle; die Lage ſei ſo gefährlich, daß er ſich ohne Weigerung als gemeiner Soldat einſtellen würde. Noch zur rechten Zeit trafen die ſächſiſchen Truppen und die übrigen Reichsvölker bei ihm ein, voll von Begierde, ſich mit dem Feinde im offenen Felde zu meſſen; aber der Markgraf hatte ſich vorgenommen, denſelben, wie man ſagte, mit Hacke und Spaten zu beſiegen, nicht mit dem Schwert. Als die franzöſiſchen Feldherrn die Stärke der deutſchen Verſchanzungen wahrnahmen, verzweifelten ſie, dieſelben zu überwältigen: ſie ließen die Faſchinen liegen, mit denen ſie die Gräben auszufüllen gedacht hatten.[1]

Wohl blieben die Franzoſen auch dann noch die ſtärkeren im Feld; auf dem rechten Rheinufer trieben ſie drückende Contributionen ein, namentlich im Würtembergiſchen; in den

ſpiegelt ſich in der Erzählung von St. Simon I, 98, die dann überall wiederholt worden iſt.

[1] Wagner, Vita Leopoldi, II, 253. Vgl. Relationis historicae autumnalis continuatio. 1693. 75.

Niederlanden verlor König Wilhelm die Schlacht von Neerwinden gegen den Marschall von Luxemburg; aber bedeutende Folgen knüpften sich hieran nicht; bei den Unternehmungen, auf die es der französischen Kriegsmacht eigentlich ankam, hatte sie einen unüberwindlichen Widerstand gefunden.

Und weiter brachten sie es auch im Jahre 1694 nicht. Eine beabsichtigte Invasion in Deutschland brach sich abermals an der festen Stellung des Markgrafen in Heilbronn; in den Niederlanden ließen es die französischen Truppen ihr vornehmstes Bestreben sein, die Linien die sie an der Schelde und Lys zur Deckung ihrer weiteren Besitzungen gezogen hatten, zu schützen, und den Feind durch die Bedrohung von Lüttich und Mastricht in Athem zu halten. Ihre glänzendste Handlung in dem Feldzug war eine rasche Bewegung der Armee, durch welche sie einem Anfall der Verbündeten bei der Brücke von Epierre zuvorkam, der König hat ihr für ihren hier bewiesenen Eifer in einem besondern Schreiben gedankt.

Doppelt empfindlich war unter den schwieriger werdenden Umständen der Verlust des Feldherrn, der bisher am meisten den Ruf der Ueberlegenheit der französischen Waffen aufrecht gehalten hatte, des Marschalls von Luxemburg. Kurz vor seinem Tod (Anfang 1695) hat er den König aufmerksam gemacht, daß er von Jahr zu Jahr Fortschritte in der feindlichen Armee bemerkt habe, und ihre militärische Trefflichkeit täglich zunehme.

An einer andern Stelle entwickelte dieser Krieg schon eine Gefahr für Frankreich selbst.

Für sich allein nicht furchtbar, wurde doch der Herzog von Savoyen durch die allgemeine Combination, welcher er sich anschloß, zu tapferem Widerstand und kühnem Angriff fähig. Im Jahr 1691 vertheidigten ihm hauptsächlich deutsche Truppen

und ein Bataillon französischer Flüchtlinge unter St. Julien aus der Dauphiné die Festung Coni gegen einen sehr ernsten Anfall. Im Jahr 1692 gelang es ihm, mit der Hülfe, welche die Verbündeten ihm leisteten, den Waldensern seiner Gebirge, die er nun nicht mehr verfolgen durfte, und den französischen Flüchtlingen, die sich in großer Anzahl bei ihm eingefunden — der junge Schomberg führte einen stattlichen Heerhaufen, der aus lauter Protestanten bestand, Waldensern und Hugenotten, — im südlichen Frankreich einzudringen; er nahm Embrun durch eine Art von Belagerung unter der Leitung seines Vetters, des Prinzen Eugen.

Was man allgemein erwartet hatte, daß die Reformirten des südlichen Frankreich sich bei diesem Anlaß erheben würden, geschah nicht; sie waren indessen vollends entwaffnet worden: und wie hätten sie Zutrauen zu dem Führer fassen sollen, der früher selbst die härteste Verfolgung über die Glaubensgenossen hatte ergehen lassen. Aber es war schon etwas, daß die französische Gränze überschritten, und das, was am Rhein geschehen war, hier an den Alpen durch Repressalien erwiedert wurde.

Im Jahr 1693 fühlte sich der Herzog stark genug, die wichtigste militärische Position der Franzosen in diesen Gegenden, die Feste von Pinerolo, zu belagern; er schickte sich eben an, es zu bombardiren,[1] als sich Catinat gegen ihn erhob und ihn bei Marsaglia aus dem Felde schlug. Ein Ereigniß von Bedeutung, in so fern dadurch die bedrohte Festung entsetzt wurde; andere Folgen, welche selbst Ludwig XIV. sich davon versprach, traten nicht ein. Auch im Jahr 1694 hielt sich der tapfere und einsichtige französische Feldherr nur in der Defensive. Man urtheilte, daß er auch dadurch schon

[1] Lettre de Catinat au roi 19. Sept. 1693. Mém. de Catinat II, 193.

zum Kirchenvorsteher 1781. 1. 30 Bürgermeister Johann Heinrich Merck, ist der Sohn des Kriegsrats Merck, der 1791 starb. Goethe schrieb seinen Nachruf.

Johann Heinrich Merck, geb. 1741 in Darmstadt, ist Maler, Kunstkritiker und Schriftsteller. Er ist mit Goethe befreundet und Goethe hat ihn in Darmstadt, in Frankfurt und in Weimar oft besucht. Merck hat Goethe in seinen Briefen und Schriften gefördert. Er hat sich 1791 erschossen. Goethe hat ihn in seinen Briefen und Schriften gefördert. Er hat sich 1791 erschossen. Goethe hat ihn in seinen Briefen und Schriften gefördert. Er hat sich 1791 erschossen.

Johann Heinrich Merck, geb. 1741 in Darmstadt, ist Maler, Kunstkritiker und Schriftsteller. Er ist mit Goethe befreundet und Goethe hat ihn in Darmstadt, in Frankfurt und in Weimar oft besucht. Merck hat Goethe in seinen Briefen und Schriften gefördert. Er hat sich 1791 erschossen. Goethe hat ihn in seinen Briefen und Schriften gefördert. Er hat sich 1791 erschossen. Goethe hat ihn in seinen Briefen und Schriften gefördert. Er hat sich 1791 erschossen.

Viertes Capitel.

Spätere Kriegsjahre. Friede von Ryßwik.

Auch andere Motive für eine Veränderung der bisherigen Politik waren eingetreten.

Inmitten des Kampfes, noch ehe er sich so gefährlich anließ, war der vornehmste Urheber desselben, der Repräsentant der Tendenzen der Eroberung und Gewalt, Louvois, gestorben (16. Juli 1691). Sein Tod hat vom ersten Augenblick an viel zu reden gegeben. Der venetianische Gesandte erzählt, König Ludwig unzufrieden mit der Aufhebung der Belagerung von Coni, und überhaupt verstimmt darüber, daß es zum Kriege mit Piemont gekommen war, habe dem Minister die Schuld davon beigemessen; denn der Ausbruch der Irrungen rühre hauptsächlich daher, daß Louvois, der das sehr einträgliche Amt eines Oberpostmeisters bekleidete, eine von dem Herzog unabhängige Post in Turin einzurichten versucht habe. Louvois, so lautet diese Nachricht weiter, hierdurch gekränkt, habe um seine Entlassung gebeten, der König, in zornigem Unmuth, dieselbe verweigert, und Frau von Maintenon dem Minister gesagt, es bleibe ihm nur die Wahl zwischen fortdauerndem Dienst und der Bastille.[1] Damit trifft die Tradition der meisten Memoiren zusammen, in denen man wissen will, Louvois habe gefürchtet in die Bastille gesetzt zu werden; man habe ihn, im Vorgefühl seiner Ungnade, in tiefen Gedanken, mit sich selbst redend, herumgehen sehen. Louvois war

[1] Piero Venier, Relatione di Francia, 1696. Er schreibt das Ereigniß dem estremo cordoglio, das er empfunden habe, zu, prevenendo il tributo della natura l'infermità della sorte, che li soprastava.

vor Kurzem aus dem Bade zurückgekommen, und Jedermann beglückwünſchte ihn über ſein gutes Ausſehen. An jenem 16. Juli, als er eben mit dem Könige gearbeitet hatte, begegnete er der Herzogin von Orleans und war kaum abzuhalten, dieſer das Geleit nach ihrer Wohnung zu geben: als er in der ſeinen ankam, eine Viertelſtunde darauf, ward er vom Tode überraſcht. Die Herzogin und viele Andere glaubten, er ſei vergiftet worden; Frau von Maintenon, die mit ihm allerdings nicht gut ſtand, durch einige mißliebige Worte, welche er gegen den König hatte fallen laſſen, gereizt, habe daran wenigſtens einen indirekten Antheil gehabt; man nannte den Arzt, der ihn, um ſich bei ihr in Gunſt zu ſetzen, vergiftet haben werde. So mancherlei Vergiftungen in dieſer Epoche auch vorgekommen ſein mögen, das Wahrſcheinlichere bleibt immer, daß ein apoplektiſcher Zufall dieſem durch heftige Bewegungen des Leibes und der Seele erſchütterten Leben plötzlich ein Ende machte.

Mit dieſem Todesfall aber trat eine Veränderung in dem Miniſterium ein, welche als eine Modification des Syſtems angeſehen werden konnte. Zwei Männer wurden in das Conſeil aufgenommen, deren Wahl eine ſtillſchweigende Verdammung der bisher befolgten Grundſätze in ſich ſchloß:[1] jener Pomponne, der in dem Augenblick hatte ausſcheiden müſſen, als die aggreſſiven Richtungen in der Verwaltung die Oberhand bekamen, und der Vorſteher des Finanzrathes, Beauvilliers, der durch reine Sitten, Gelaſſenheit und Leutſeligkeit ſich die allgemeine Hochachtung erwarb.

[1] Venier: volendovi dare al mondo una muta accusa, che tutte le violenze procedevano del defunto ministro, et che all' avvenire subintrarebbe la moderazione e pacatezza.

Einen Nachfolger von Louvois in deſſen Weiſe wollte Ludwig XIV. nicht. Wohl ging das Kriegsminiſterium an den Sohn des Verſtorbenen, Barbezieur, nach dem Rechte der Anwartſchaft, das er beſaß, über; aber mehr die Ausführung, als die Leitung der Geſchäfte fiel ihm anheim.

Der wirkſamſte unter den damaligen Miniſtern war Pontchartrain, welcher die Controle der Finanzen mit dem Miniſterium der Marine vereinigte, wie einſt der ältere Colbert. Seine Erſcheinung kündigte einen Mann von Geiſt an; und nicht allein im geſellſchaftlichen Leben ſondern auch in den Geſchäften beſtätigte er dieſen Eindruck, die Raſchheit ſeines Blickes, und die Unumwundenheit ſeiner Entſcheidungen gefielen der Welt; aber bald fand man, daß er von der Marine nichts Rechtes verſtehe, und in den Finanzen nicht ſelten entſcheide, ehe er unterſucht habe. Ein Colbert war er bei weitem nicht.

Und doch hatte er faſt eine noch ſchwerere Stellung. Denn auch dieſer Krieg erforderte in den erſten Jahren 60 Millionen, in den ſpäteren noch eine höhere Summe an außerordentlichen Aufwendungen: die Hülfsquellen aber waren um Vieles dürftiger, als früher. Wie viel baares Geld hatten die geflüchteten Proteſtanten aus dem Lande mitweggeführt; aber noch mehr hatte es zu bedeuten, daß eine Anzahl Manufakturen, welche früher Frankreich allein angehörten, in Holland, England, Deutſchland, und wo ſonſt die Flüchtlinge Aufnahme gefunden hatten, entſtanden waren, und den Vertrieb der franzöſiſchen ſchwächten. Auch ſonſt erlitt der Handel in dieſem Kriege großen Abbruch. Die ſchon zu einer gewiſſen Blüthe emporgekommene Niederlaſſung zu Pondichery ward von den Holländern beſetzt; um St. Chriſtoph und St. Euſtachius

kämpften die Franzoſen unglücklich mit den Engländern: am empfindlichſten aber war das Handelsverbot, das in Spanien gegen ſie erging, und das ihren Verkehr mit Südamerika betraf: Tauſende von Webeſtühlen zu Lyon und Tours ſtanden ſtill.[1] Die nordweſtlichen Küſtenlande verloren durch den ſtockenden Salzhandel, der ſeine Richtung nach Portugal nahm. Nicht geringen Nachtheil brachte die lange Dauer des Türkenkriegs und das Unweſen der überhandnehmenden Corſaren. Wenn man Ausfuhr und Einfuhr der geprägten Metalle verglich, ſo belief ſich die erſtere um vieles höher: der Ankauf fremder Pferde, — denn die einheimiſchen Geſtüte wollten trotz aller Regierungsanſtalten nicht gedeihen, — koſtete allein des Jahrs 8 Millionen. Vorgenommene Münzveränderungen hatten, zumal da ſie ſich wiederholten, den ſchlechteſten Erfolg. Und da weder neue Auflagen, noch Aemtercreationen, oder Donative der Geiſtlichkeit, der Städte, der Provinzialſtände hinreichten, den Bedarf des Momentes zu decken, ſo mußte man zu neuen Anleihen ſchreiten. Von den zur Grundlage derſelben beſtimmten Fonds kam jedoch die erwartete Summe bei weitem nicht auf:[2] die Renten des Hôtel de Ville fielen um 20 Procent. Man entſchloß ſich zu mancherlei Beſchränkungen im Haushalt und den Gnadenbezeugungen des Königs; — auch die Hofleute murrten zuweilen darüber; — aber wie wenig ward damit gewonnen. Die Lieferanten der Armee-Bedürfniſſe konnten nicht mehr vollſtändig bezahlt werden:

[1] P. Venier: Le prese de corsari, la proibizione in Spagna, la mancanza del danaro hanno illanguidito il corso del commercio.

[2] Venier erwähnt l'annua gravosa corrisponsione di 30 milioni de lire, del capitale del qual è debitore la corona per metà prima di questa guerra, per l'altra che asciende a 300 milioni dopo il principio d'essa.

die Folge davon war, daß die Soldaten ſchlechteres Brod bekamen.

Wurde es unter dieſen Umſtänden nothwendig, auf den Abſchluß des Friedens zu denken, ſo bot auch dieſer faſt unüberſteigliche Schwierigkeiten dar.

Ludwig XIV. beſchied ſich ſelbſt, daß an die Durchführung von Abſichten, wie ſie im Jahre 1688 gefaßt worden waren, nicht mehr zu denken ſei. Schon da kam er davon zurück, als er den Dauphin im Jahr 1693 nach Deutſchland gehen ließ. Er war damals bereit, einen Theil der Reunionen herauszugeben, den Herzog von Lothringen herzuſtellen, ſeinen Anſpruch auf die Pfalz fallen zu laſſen, wenn ihm nur die Stadt Straßburg abgetreten werde. Gegen Ende des Jahres 1694 gab ein Bevollmächtigter Ludwigs XIV. auf einer Zuſammenkunft mit einem der Vertrauten des Königs Wilhelm, Dykveld, in Bezug auf den allgemeinen Frieden ziemlich eingehende Erklärungen: aber er beſtand darauf, daß Straßburg und Luxemburg der franzöſiſchen Krone verbleiben ſollten. Für dieſes bot er eine Entſchädigung an, die er namhaft machte; für das erſte ließ er eine ſolche hoffen.

Auch auf Seiten der Verbündeten ſtanden die Dinge nicht ſo vortheilhaft, daß ſie ohne Wanken an ihren urſprünglichen Abſichten feſtgehalten hätten. Die Herſtellung des Zuſtandes, wie er im pyrenäiſchen Frieden beſtimmt worden war, gaben ſie auf; denn die Spanier, welche darauf hauptſächlich drangen, leiſteten viel zu wenig als daß man ſo viel Rückſicht auf ihre beſonderen Wünſche und Anſichten hätte nehmen mögen. Aber dabei beharrten doch die Bevollmächtigten des Kaiſers und der beiden Seemächte, die im Haag beiſammen waren, daß man auf die Beſtimmungen des weſtphäliſchen

und des nimwegiſchen Friedens zurückkommen müſſe. Noch hielten ſie dafür, daß Luxemburg für die Niederlande, Straßburg für die Sicherheit und Integrität von Deutſchland unentbehrlich ſei: ſie wieſen die Eröffnungen der Franzoſen zurück.

Vornehmlich um dieſer beiden großen Plätze willen mußte alſo der Krieg wieder aufgenommen werden: Ludwig XIV. entſchloß ſich dazu, obgleich die gewohnten Mittel nicht mehr dazu hinreichten; aber der Zweck ſelbſt, für den er fechten zu müſſen glaubte, verſchaffte ihm neue Hülfsquellen. Wir wiſſen, wie ſehr er davon überzeugt war, daß er dieſer Bollwerke zur militäriſchen Sicherheit ſeines Reiches bedürfe. Er ſtellte der Nation vor, in welcher Gefahr ſie ſein würde, wenn Kaiſer und Reich nach beendigtem Türkenkriege ſich zu einem Angriff auf Frankreich entſchlöſſen, und dann das Land ohne dieſelben fänden. Und der Antheil, den er dadurch wenigſtens bei den höheren Klaſſen erweckte, war ſo groß, daß er es wagen konnte, eine neue direkte Auflage zu fordern, welche ihnen hauptſächlich zur Laſt fallen mußte, die Capitation, eine Einkommenſteuer in ſehr ausgedehntem Maßſtabe. Im Januar 1695 ward das Edict darüber in das Parlament gebracht, und die Erwägung der Nothwendigkeit erſtickte jeden Widerſpruch; nur mußte das Verſprechen hinzugefügt werden, die Umlage nicht über den Krieg hinaus zu verlängern: auf dieſe Bedingung, ſagte der erſte Präſident, wollen wir das Edict annehmen, unſer Blut und unſere Kinder, unſer Hab und Gut gehören dem Könige.[1] Ein royaliſtiſch-patriotiſcher

[1] Nach dem Dispaccio d'Erizzo 28. Jan. 1695 ward das Verſprechen nur mündlich ausgedrückt. Der erſte Präſident fügte dann jenen Worten hinzu: riceviamo sopra di noi il presente gravissimo peso con patto e conditione espressa, che finira col periodo della guerra,

Enthuſiasmus ergriff noch einmal die Gemüther. Ein Jeder beeilte ſich, die Summe, auf welche er geſchätzt war, unverzüglich zu zahlen; der König nannte die, welche ſich hiebei hervorthaten, des Abends in ſeiner Geſellſchaft, was denn dazu diente, den Wetteifer dafür zu beleben. Bald darauf bewilligte der verſammelte Clerus dem König auf das erſte Wort, das er darüber an denſelben richtete, 10 Millionen Livres. Deſſen Beweggrund war, daß der Ruhm des Königs zugleich der Religion angehöre, und daß der König bisher von den ihn geſchehenen Bewilligungen einen heiligen Gebrauch gemacht habe. In dieſem Sinne drückte man ſich auf allen Kanzeln, auf den Kathedern der Sorbonne aus.[1] Die Fremden können ihr Erſtaunen nicht bergen, daß hier zu Lande die Monarchie auch die Klöſter beherrſche, überhaupt jeder Wille dem König unterworfen ſei.

Ludwig XIV. fühlte ſich damals bewogen, mit den Prinzen von Geblüt, die, ohne dazu verpflichtet zu ſein, bei den außerordentlichen Anſtrengungen mit ihrem Beiſpiele vorangegangen waren, den Plan des künftigen Feldzuges zu beſprechen.

Der vornehmſte Gedanke war und blieb, Frankreich eben nur auf allen Seiten zu vertheidigen. Dazu wurden die Küſten allenthalben in Stand geſetzt, und mit leichten Fahrzeugen verſehen. Ein Heer von 100,000 Mann ward unter dem Marſchall Villeroy nach den Niederlanden geſchickt, wo der

ma cosi desideriamo che sia distintamente esposto nella dichiarazione hora letta; la quale con tale articolo e non altrimente s'intende da noi verificata. So befahl alsdann der König. In questa maniera terminato il gran affare della capitazione, si risvegliano le solite massime di generosità et di predominio nel ministero.

[1] Erizzo 4. Febr. Gli oracoli della Sorbonna, gli argumenti delle catedre et de pulpiti non insegnano che obedienza e devotione a popoli.

ſtärkſte Angriff der Verbündeten zu erwarten war, mit dem Befehl jedoch, es niemals auf eine eigentliche Schlacht ankommen zu laſſen.[1] Zweimal traf Villeroy mit der Macht der Verbündeten zuſammen, und es hätte bei ihm geſtanden, eine Hauptſchlacht anzunehmen, beidemale wich er in dem letzten Moment zurück. Er verhinderte nicht, daß Wilhelm III. und Coehorn, — allerdings vielleicht die beiden größten Talente für den Landkrieg, welche Holland hervorgebracht hat, die jetzt durch eine ſonderbare Verflechtung der Dinge dahin gelangt waren, die Kraft von England und Norddeutſchland in den Kampf gegen Frankreich zu führen, — Namur wieder eroberten. Man hat dieß immer für die größte militäriſche That Wilhelms III. gehalten. Sehr ernſtlich waren indeſſen die franzöſiſchen Küſten bedroht worden. Lord Ruſſel hatte in dem Golf von Lyon und dem liguriſchen Meere, an der cataloniſchen Küſte, lange gekreuzt; als er endlich vor Toulon erſchien, unternahm er doch nichts Entſcheidendes. Lord Berkeley bombardirte St. Malo und Dünkirchen, ohne dieſen Städten einen bedeutenden Schaden zu thun. Um ſich zu rächen, ließ Ludwig XIV. Brüſſel bombardiren. Er vermochte nicht mehr eine große Flotte in See zu ſchicken, aber ſeine Caper brachten dem engliſch-holländiſchen Handel die ſchwerſten Verluſte bei. Es war die Zeit der Jean Bart und Gouay-Trouin, die ſich auf allen Meeren furchtbar machten.

So ſtand es, als Carl XI. von Schweden im Anfang des Jahres 1696 vermittelnde Unterhandlungen übernahm; aber nie werden Vermittelungen etwas vermögen, wenn nicht bereits ein entſcheidendes Uebergewicht des einen über den andern Theil

[1] Di non tentare la fortuna se non con piccoli partiti, wie es Erizzo ausdrückt.

zu Tage gekommen ist. König Ludwig XIV. sprach von einem Aequivalent, das er für Luxemburg und Straßburg zu geben bereit sei: aber welches Aequivalent ließ sich finden um Die zu befriedigen, denen der Verlust dieser Plätze angemuthet wurde? — Wollte er zum Frieden gelangen, so mußte er einen andern Weg betreten.

Auch diplomatische Negotiationen sind eine Art von Kriegführung; sie fordern wenigstens eben so viel Einheit des Gedankens und Entschlossenheit. Um den übrigen Feinden begegnen zu können, beschloß Ludwig, sich von Einem freie Hand zu verschaffen: er trat mit dem Herzog von Savoyen in Unterhandlung. So enge sich dieser Fürst auch den Verbündeten anschloß, so hatte er sich doch niemals vollkommen von Frankreich losgesagt; vielmehr in dem Augenblick, daß er seine Waffen in das französische Gebiet trug, hat er doch auch einen seiner höheren Beamten, der sich als Bauer verkleiden mußte, nach Pinerolo geschickt, um eine Vermählung seiner noch überaus jungen Tochter mit dem künftigen Thronerben, Herzog von Burgund, in Antrag zu bringen. Denn an der einen oder der andern Partei lag ihm nichts; es kam ihm nur darauf an, in ihrem Kampfe seine volle Selbstständigkeit wieder zu erlangen. Ludwig XIV. ließ sich jetzt bereit finden, ihm hierbei von seiner Seite entgegenzukommen.

Wir erinnern uns, was ehemals Richelieu es sich hatte kosten lassen, um sich der Plätze Casale und Pinerolo zu bemeistern; wie sehr sein Einfluß auf Italien ihm von dem Besitz derselben abzuhängen schien. Jetzt entschloß sich der König, dem Herzog von Savoyen die beiden Festen zu überlassen. Noch im Jahr 1695 ward Casale demselben überliefert: unter dem Schein einer Belagerung, denn es kam darauf an,

daß es nicht den Kaiserlichen in die Hand geriethe; die französische Besatzung blieb so lange darin, bis der Platz geschleift wurde; hierauf nach langen Unterhandlungen, die vom November 1695 bis in den Mai 1696 dauerten, auch Pinerolo.[1] Fürwahr nicht gering war der Preis, den Ludwig XIV. für die neue Verbindung bewilligte. Für die große Machtstellung Frankreichs in Europa lag darin ein offenbarer Verlust, ein bedeutender Rückschritt.

Glückliche Vorzeichen für die Zukunft von Frankreich kann man die nicht nennen, unter denen die Prinzessin von Savoyen, deren Vermählung mit seinem Enkel Ludwig XIV. annahm, nach Frankreich kam und die Ehe verabredet wurde, aus welcher Ludwig XV. entsprungen ist.

Aber das war nun einmal die Lage der Dinge, daß sich dieser Verlust, da er unter den Formen der Ehre vollzogen werden konnte, als das leichtere Uebel darstellte. Denn sonst würde gerade von dieser Seite, da die Verbündeten, im Verein mit dem Herzog, einen neuen Versuch auf das südliche Frankreich zu machen sich vorgenommen hatten, eine große Gefahr zu bestehen gewesen sein. Nun aber brauchte man hier nichts zu fürchten; der Kaiser und die Spanier, durch die Richtung, welche er in Verbindung mit den Franzosen gegen Mailand nahm, bedroht, sahen sich genöthigt, einen Waffenstillstand für Italien abzuschließen. Ludwig konnte seine dadurch freigewordenen Streitkräfte nach Flandern und Catalonien werfen.

Zur Seite von Boufflers und Villeroi, welche die Kriegführung in Flandern leiteten, trat im Jahr 1697 Marschall Catinat daselbst mit einem dritten Heere auf, um die Belagerung von Ath zu unternehmen: die französische Armee

[1] Mémoires de Tessé I, 68.

war in den beiden Provinzen ſtärker als die der Verbündeten. Nicht als ob es die Abſicht Ludwigs XIV. geweſen wäre, das Glück der Waffen noch einmal im Ganzen und Großen herauszufordern: ſeine ſtarke Aufſtellung ſollte ihm nur den Frieden verſchaffen, über den nun bereits mit einiger Ausſicht auf Erfolg unterhandelt wurde.

Unter dem Eindrucke des Abfalls von Savoyen und der dadurch verdoppelten Schwierigkeiten der Kriegführung hatte ſich zuerſt König Wilhelm, dann nach ſeinem Beiſpiele die Republik Holland bewegen laſſen, die Mediation von Schweden anzunehmen, endlich hatte auch der Kaiſer, wiewohl nicht ohne langes Widerſtreben, denn die Präliminarien, welche die Franzoſen aufſtellten, ſchienen ihm bei weitem nicht genügend, eingewilligt. Urſprünglich herrſchte die Abſicht vor den Friedenscongreß in dem Haag zu halten. Aber der Kaiſer fürchtete von dem unmittelbaren Verkehr der franzöſiſchen Geſandten mit den Mitgliedern der holländiſchen Regierung einen nachtheiligen Einfluß für ſeine Sache; man traf die Auskunft, daß die Franzoſen in Delft wo ſie bereits angekommen waren, die übrigen Bevollmächtigten in Haag blieben, und die Verhandlungen auf einem zwiſchen beiden bei Ryßwik gelegenen Schloß des Königs Wilhelm, gepflogen werden ſollten. [1]

Es war Nieuwburg, ein von Friedrich Heinrich von Oranien bei Ryßwik mit einer gewiſſen Pracht angelegtes, von Gerard Honthorſt, dem Gherardo delle Notti, mit Werken ſeiner Hand geſchmücktes, von Gärten und Laubgängen umgebenes, mit paſſenden Räumen verſehenes, großes Landhaus.

[1] Nach Wagner Vita Leopoldi II, 403 hätte der Geſandte von Savoyen, der als zu keiner der beiden Parteien gehörig, weder nach Delft noch nach dem Haag gehen wollte und in Ryßwik blieb, den Anlaß dazu gegeben.

Hier nun ward der europäiſche Congreß eröffnet; in den ſtrengen Formen des Jahrhunderts, das den Gegenſatz der politiſchen Stellungen in der ſchroffen Haltung der Perſönlichkeiten auszuprägen liebte. Ueber den Canal, der die Anlage umſchloß, waren drei Brücken gelegt, die durch drei verſchiedene Eingänge nach dem inneren Gehöfte führten. An jenem Tage halb vier Uhr Nachmittags ſah man nun den Mediator, Baron Lilienroth, über die mittlere Brücke durch das größere ſteinerne Thor nach dem Haupteingange fahren: er war eben in Trauer wegen des erſt kurz vorher erfolgten Ablebens ſeines Fürſten, Carls XI.; ſein ſechsſpänniger Wagen blieb vor dem Haupteingange halten. Um vier Uhr langten raſch hinter einander die Geſandten der Verbündeten an und nahmen ihre Einfahrt von Haag her über die Brücke zur Linken, es waren die Bevollmächtigten des Kaiſers, der Könige von Spanien und von England, der Generalſtaaten, und mehrerer deutſcher Fürſten; ſie hatten alle, ausgenommen den lothringiſchen, ſechsſpännige Wagen. Gegen fünf Uhr erſchienen von Delft her die ebenfalls ſechsſpännigen Caroſſen, welche die franzöſiſchen Geſandten brachten, ſie fuhren über die Brücke zur Rechten ein.[1] In dem Schloſſe ſelbſt nahm der Mediator die mittleren Räume ein, rechts von ihm hatten die Geſandten der Verbündeten, links die franzöſiſchen ihre Zimmer. Der Vorrang, der in dieſer Bewilligung der rechten Hand für die Verbündeten lag, beruhte darauf, daß die kaiſerlichen unter ihnen waren: nur vor dieſen wichen hiebei die Franzoſen: die andern Verbündeten wollten ſie dabei nicht erwähnt wiſſen. Die Unterhandlung

[1] Avertissement in dem zweiten Bande der Actes et mémoires des négociations de la paix de Ryswik.

ward nicht zwiſchen den beiden Parteien, ſondern durch den Mediator geführt, mit dem die eine wie die andere ausſchließend verhandelte. Dieſer konnte die Bevollmächtigten lange nicht dahin bringen, mit einander perſönlich Bekanntſchaft zu machen. Als dieß endlich geſchehen ſollte, erhob ſich ein Streit, welcher von beiden Theilen zuerſt in den großen Saal einzutreten, alſo dem andern gleichſam entgegenzukommen habe. Die Kaiſerlichen verlangten den erſten Schritt von den Franzoſen: dieſe beſtanden auf der vollkommenen Gleichheit; ſie ſagten, wenn ſie durch die eine Seitenthür in den großen Saal kommend, nicht bemerken ſollten, daß die Kaiſerlichen durch die andere einträten, ſo würden ſie ihren Fuß wieder zurückziehen. Und wie an dieſen Förmlichkeiten, ſo hielt ein Jeder auch an dem Rechtsanſpruch feſt, den er einmal ergriffen hatte. Spanien forderte noch immer die Wiederherſtellung des Länderbeſtandes nach den Feſtſetzungen des pyrenäiſchen Friedens; der Kaiſer die Durchführung des Münſterſchen Friedens nach Maßgabe des Nürnbergiſchen Executionsreceſſes; der Herzog von Lothringen Befreiung von den in Nimwegen ſeinem Vater angemutheten Beſchränkungen. Der Gedanke war nicht aufgegeben, Ludwig XIV. zur Erneuerung des Edicts von Nantes zu vermögen. Man konnte nicht abſehen, wie ſo ſchroffe Gegenſätze durch Unterhandlung vermittelt werden ſollten; nur zur Aufſtellung der gegenſeitigen Anſprüche ſchien der Congreß da zu ſein.

Außer alle dem aber, was an die früheren Friedensſchlüſſe anknüpfte, gab es noch Ein großes Intereſſe, ohne deſſen Erledigung ſich an keinen Frieden denken ließ; es war die Anerkennung der engliſchen Staatsveränderung.

Von Anfang hatte ſich Ludwig XIV. als den Verfechter

der Rechte Jacobs II. aufgeſtellt, welches die Rechte aller Könige ſeien; in deſſen Verjagung ſah er eine Beleidigung gegen ſich ſelbſt. Es war in ſeinem Sinne, wenn der franzöſiſche Clerus die Lehre verkündete, Wilhelm III. ſei der Feind der Religion und der öffentlichen Freiheit; um ſeine Uſurpation zu behaupten, ſtecke er die Welt an allen vier Seiten in Brand; zum Heile Aller müſſe er niedergekämpft werden. Den Venetianern, die durch ihre Bundesgenoſſenſchaft mit dem Kaiſer im türkiſchen Kriege in ein indirektes Verhältniß zu Wilhelm III. kamen und im Jahr 1695 ſich anſchickten, in geſandtſchaftlichen Verkehr mit ihm zu treten, ließ der Miniſter Croiſſy hierüber ſein Erſtaunen ausdrücken, da die Republik bisher doch noch immer die Rechte der Fürſten gebührend gewürdigt habe.

Schon lag aber am Tag, daß dieſer Standpunkt des abſoluten Gegenſatzes ſich nicht werde behaupten laſſen. Alle Verſuche, Wilhelm zu ſtürzen, waren geſcheitert. Eben im Frühjahr war der gefährlichſte von allen, der auf Meuchelmord und eine Erhebung ſämmtlicher Jacobiten berechnet war, noch im Augenblick der Ausführung entdeckt und hintertrieben worden. Er hatte die entgegengeſetzte Folge, daß eine freiwillige Aſſociation des Parlaments den König der unbedingten Anerkennung ſeiner Krone und ſeines Rechtes verſicherte, und ihn feſter ſtellte, als er bisher geſtanden hatte.[1] Und im Bunde der Mächte beſaß dieſer Fürſt ein ſo überwiegendes Anſehen, daß die Entſcheidung über den Frieden hauptſächlich von ihm abhing. Auch darum waren die Franzoſen mit ihren Friedenseinleitungen bisher überall geſcheitert, weil ſie ſich erſt, wenn die anderen Streitfragen ausgemacht ſeien, über die der

[1] Form of association bei Tindal III, 321.

engliſchen Nation zu gebende Genugthuung erklären wollten. Wilhelm hätte es ohne Zweifel nie zu Unterhandlungen kommen laſſen, wären die franzöſiſchen Miniſter in dieſer Stellung verharrt. Aber endlich gaben ſie der Nothwendigkeit nach. Sie ſtellten Ludwig XIV. vor, er habe nun genug für Jacob und das Haus Stuart gethan; er dürfe ſich von dieſer Sache losſagen, da ihre fernere Vertheidigung den Frieden unmöglich mache, deſſen ſein Volk nicht mehr entbehren könne. Ein großer Fürſt, ſo lautete ihre Argumentation, könne nicht der Sklave eines einmal gegebenen Wortes werden: er dürfe von demſelben zurücktreten, wenn es das Heil ſeines Volkes erheiſche. Doch ſchien dieſer Schritt ſo bedenklicher Natur zu ſein, daß man ihn nur mit vieler Vorſicht that. In die Präliminarien, auf deren Grund der Ryßwiker Congreß zuſammentrat, wagte man noch nicht die Anerkennung Wilhelms aufzunehmen. Wohl ward ſie bei der erſten Bekanntmachung derſelben, im Februar 1697, ausgeſprochen, jedoch auch dann noch in einer Form, welche widerſtrebende Zurückhaltung verrieth. Die holländiſchen Bevollmächtigten erklärten in Gegenwart des ſchwediſchen Miniſters Lilienroth, ihre Abrede mit dem franzöſiſchen Geſandten ſei, daß der König von Frankreich, wenn der Friede zu Stande komme, Wilhelm III. als König von England anerkennen ſolle, ohne alle Bedingung noch Einſchränkung.[1] Der franzöſiſche Bevollmächtigte beſtätigte im Namen Seiner allerchriſtlichen Majeſtät, daß dieß das Abkommen ſei.

[1] Articles préliminaires dictés au mediateur par Mr. de Caillères avec la declaration touchant la manière, dont M. d. C. etoit tombé d'accord de reconnoitre le roi d'Angleterre lors de la signature de la paix 10. Fevr. 1697. Negociations de Ryswik, I, 302.

Was aber die vorläufige Bedingung für die Eröffnung der Unterhandlungen war, konnte zugleich auch zu ihrer glücklichen Durchführung dienen.

Eben das ist nun einmal der Vortheil dessen, der mit Vielen zugleich zu streiten hat, daß deren Zwecke doch niemals ganz dieselben, ihre Absichten selten untrennbar vereinigt sind. Wie dann, wenn man die Anerkennung Wilhelms III. in fester und sichernder Form zugleich als das Mittel brauchte, über die Schwierigkeiten der Unterhandlung mit den übrigen Mächten leichter hinwegzukommen?

Die Welt erstaunte damals, als der vertrauteste Minister Wilhelms III., Bentink, Lord Portland, und der Marschall Boufflers, der das Vertrauen Ludwigs in hohem Grade besaß, in der Mitte der gegen einander lagernden Armeen, unfern der französischen Vorposten mehr als einmal zusammenkamen — es war in einem Baumgarten in der Nähe von Hall — einmal sogar in ein Haus zu Hall eintraten, wo Abschrift von einem mitgebrachten Document genommen wurde. Tausendfältige Vermuthungen haben sich damals und später daran geknüpft; [1] die Sache verhält sich folgendergestalt.

Wilhelm III. hatte sich anheischig gemacht, entweder den

[1] Die Notizen, welche sich in den Memoiren von Torcy hierüber finden, hatten noch nicht durchdringen können. Noch immer fand die Erzählung, die von Jacob II. selbst stammen soll, daß hier von einer künftigen Thronbesteigung des Prinzen von Wales die Rede gewesen sei, Glauben (Macpherson History of Great Britain II, 133). Selbst Schöll nahm sie 1832 noch an (Cours d'histoire XXX, 313). Doch verschwindet dieß Alles vor den authentischen und ausführlichen Mittheilungen, welche die Sammlung von Grimblot darbietet: Letters of William III. and Louis XIV. London 1848. Wären nur die Briefe in der Originalsprache und unverstümmelt mitgetheilt.

Kaiſer und die Krone Spanien zum Frieden zu bewegen, oder, wenn dieß unmöglich ſei, im Verein mit den Generalſtaaten einen beſondern Vertrag mit Frankreich zu treffen, wofern ihm dieſe Macht die perſönliche Satisfaction gewähre, die er fordern dürfe. Darüber, wie dieß geſchehen könne, unterredeten ſich damals Boufflers und Portland. Schon die erſten minder bedeutenden Punkte, welche zwiſchen ihnen zur Sprache kamen, ſind doch ſehr bezeichnend. Die Franzoſen hatten für die Anhänger König Jacobs II. Amneſtie und Herſtellung in ihre Beſitzthümer gefordert: ſie ließen dieß fallen, da ſie überzeugt wurden, daß die Sache nicht von Wilhelm III., ſondern von dem Parlament abhänge. Dagegen lag es in deſſen Wunſch und Sinn, ſein von Ludwig XIV. in Beſitz genommenes Fürſtenthum Orange in voller Souveränetät wieder zurückzuerhalten, Ludwig XIV. machte ihm die Bedingung, daß er keine gebornen Franzoſen daſelbſt aufnehmen dürfe, weil das meiſtens Proteſtanten ſeien, und dieſe dann ihre Glaubensgenoſſen in Frankreich ſelbſt in ſteter Aufregung erhalten würden: in dieſem Punkte gab Portland nach. Die beiden Fürſten bequemten ſich, wie man ſieht, Rückſicht auf ihre gegenſeitige Stellung zu nehmen. Nun aber kam man erſt auf die ſchwierigſte Frage. Wilhelm III., aufgeregt durch die letzten Attentate, die in Frankreich, wenn auch ohne Zuthun der Regierung oder des Königs, wider ihn geſchmiedet worden waren, verlangte Sicherheit gegen eine Wiederholung derſelben. Ein ausdrückliches Verſprechen Ludwigs, Jacob II. niemals zu unterſtützen, genügte ihm noch nicht; er forderte Entfernung dieſes Fürſten aus Frankreich: ſo lange er dort verweile, werde er immer für England zu fürchten ſein; auch gegen den Willen der franzöſiſchen Regierung dürfte er

Unterſtützung finden. Aber Ludwig wollte nicht einen ähnlichen Fehler begehen, wie Mazarin, als er dem Protector einſt die gleiche Forderung in Bezug auf Carl II. gewährt hatte: er lehnte den Antrag in unzweifelhaften Worten ab. Er ſagte: ein Fürſt dürfe auch nicht die leichteſte Verletzung ſeiner Ehre dulden; eine ſolche aber würde darin liegen, wenn er einen König aus ſeinem Reich verweiſe, deſſen einziger Troſt in ſeinem Unglück darin beſtehe, daß er ihm gute Aufnahme bewilligt habe; wenn man fürchte, daß Jacob wider ſeinen Willen in Frankreich Unterſtützung finde, ſo könne er dafür gutſagen, bei dem allgemeinen Gehorſam, der ihm geleiſtet werde. Wilhelm III. ſchlug einen Artikel vor, nach welchem, ohne daß man König Jacob nenne, jede demſelben direct oder indirect gegen ihn zu gewährende Begünſtigung ausgeſchloſſen würde: eine gleiche Verpflichtung werde er in Bezug auf die Gegner des Königs von Frankreich unterzeichnen. Ludwig XIV. war zu ſtolz, dieſe Reciprocität anzunehmen: denn er habe in ſeinem Reiche keine Widerſacher zu fürchten: es gehörte zu ſeinem monarchiſchen Selbſtgefühl, daß er die Neubekehrten nicht mehr als gefährliche Gegner betrachtete. Abgeſehen hievon, erklärte er ſich bereit, die Verſicherung, daß er die Feinde Wilhelms III. weder direct noch indirect unterſtützen werde, die ſchon ſeine Bevollmächtigten gegeben, dadurch zu vervollſtändigen, daß er ſie auch auf geheime Umtriebe, Parteiung und Rebellion gegen denſelben ausdehne. In einer Faſſung des Artikels, welche die Engländer vorlegten, trat ihm die Beziehung auf König Jacob zu deutlich hervor, als daß er ſie angenommen hätte; nur ſo viel ließ er endlich ausſprechen, daß er Niemanden unterſtützen werde, welcher Bewegungen, wie die bezeichneten, in England anſchüre, ohne alle Aus-

nahme. Mit dieſem Verſprechen war Lord Portland zufrieden; es iſt der Artikel, den er in jenem Hauſe von Hall niederſchrieb, und der nun auch König Wilhelm wirklich Genüge that.[1] Er enthielt bei weitem nicht Alles, was man in England wünſchte. Ausdrücklich bezog ſich ja die Verſicherung nur auf König Wilhelm ſelbſt; die proteſtantiſche Succeſſion ward dadurch nicht mit Beſtimmtheit gewährleiſtet, obwohl man das aus dem Ganzen des Tractats ſchließen zu dürfen meinte. Eben ſo wenig ward die Anmuthung, König Jacob aus Frankreich zu entfernen, bewilligt; Portland blieb dabei, der Friede werde erſt dann vollkommen ſicher ſein, wenn dieß geſchehe; er ſprach die Erwartung aus, daß Ludwig XIV. ſpäter dem verjagten König den Rath geben werde, ſein Reich zu verlaſſen,[2] und inſofern wenigſtens iſt Boufflers darauf eingegangen, daß er einmal Avignon als den Platz bezeichnete, nach welchem ſich derſelbe werde zurückziehen können; doch ward darüber nichts niedergeſchrieben, noch feſtgeſetzt. Portland ließ die Sache fallen, um ſich nicht durch ſchärferes Andringen einer entſchieden abſchläglichen Antwort auszuſetzen.[3] Auch ohnedieß waren die erlangten Zugeſtändniſſe ſo groß, daß ſie ſeinen König fürs erſte befriedigten.

Man kann dieſe Abkunft Ludwigs XIV. mit der in Italien getroffenen vergleichen. Wie dort von der alten Politik der

[1] Es war am 26. Juli 1697. Boufflers an Louis XIV. bei Grimblot I, 62.

[2] In einer Depeſche an Harcourt, 19. Februar 1698, ſagt Ludwig: cette proposition si peu conforme a mes intentions ne fut pas relevée par le Mis. de Boufflers.

[3] That it was necessary, to conciliate France, I ought not to expose myself to a decided refusal. Portland an Shrewsbury 12. Aug. bei Grimblot I, 93.

Monarchie, ſo trat er hier von den Grundſätzen, die er unaufhörlich vor ſich her getragen, zurück. Sein Syſtem hätte erfordert, daß er Pinerolo und Caſale behauptet und König Wilhelm niemals anerkannt hätte. Aber die Bedrängniß, in der er ſich befand, obwohl er bei jedem Schritt die ſtolzeſte Haltung aufrecht hielt, war ſo groß, daß er in dieſen Punkten nachgab.

Dadurch aber erreichte er, daß auch der Kaiſer und die ſpaniſche Krone ſich zur Pacification verſtehen mußten.

An und für ſich hätten die beiden Höfe, damals vereinigt, den Krieg fortzuſetzen, die Bundesverpflichtungen zur Durchführung der über die Succeſſion gefaßten Beſchlüſſe zu benutzen gewünſcht. Zwölf bis ſechzehntauſend Mann kaiſerlicher Truppen ſollten nach Spanien gehen, um die Vertheidigung von Catalonien zu übernehmen, der zweite Erzherzog hinübergebracht, und unter den Auſpicien glücklicher Waffenthaten zum Nachfolger erklärt werden. Aber die Abneigung der Bundesgenoſſen, hierzu mitzuwirken, — und für verpflichtet hielten ſie ſich nicht, da die Erledigung des Throns noch nicht eingetreten war, — die Zögerungen des kaiſerlichen, die Schwankungen des von Factionen zerrütteten ſpaniſchen Hofes hinderten die Ausführung dieſer Abſichten. Und zugleich führten die Franzoſen, um dieſelbe zu hintertreiben, ihre glücklichſten Unternehmungen gegen die Spanier aus. Im Mai 1697 gelang es ihnen, angeleitet von einem Einwohner von Rochelle, der unter den Holländern gedient, ſeitdem aber die Religion gewechſelt hatte, das damals wichtigſte Emporium des amerikaniſch-europäiſchen Handels auf der andern Hemiſphäre, Carthagena, mit den Flibuſtiern vereinigt, durch plötzlichen Anfall zu überwältigen, und ungeheure Beute wegzuführen

Noch größeren Eindruck machte ein Verluſt, der dieſſeit des Weltmeeres erlitten wurde; der Herzog von Vendome brachte im Auguſt Barcelona in ſeine Hand; ein Erfolg, der ihm zu großem Lobe gereichte, da die Spanier ſich tapfer vertheidigten; aber die Hülfe des Kaiſers war nicht erſchienen, Holländer und Engländer thaten nichts für ſie: [1] allein waren ſie dem Feinde zu ſchwach. Dieſer Verluſt machte allen ihren auf den Krieg gerichteten Hoffnungen, ihren letzten Sympathien für den Kaiſer ein Ende. Um jeden Preis waren ſie den Frieden zu unterzeichnen bereit: ſie hätten Luxemburg ohne Zögern fahren laſſen. [2] Wie auffallend, daß dieß ihnen zurückgegeben wurde, ſo wie Alles, was ſie in dem Kriege verloren hatten. Aber Ludwig XIV., in vorſchauender Berechnung der Veränderungen, die ſogleich eintreten ſollten, fand dieß jetzt für ſich ſelbſt rathſam. Er wünſchte die Spanier vor allen Dingen von dem Kaiſer zu trennen und für ſich zu gewinnen. Ueberdieß aber mußten die Holländer befriedigt werden, und dieſe wollten die Feſtung, welche das ganze Gebiet des Niederrheins und Nimwegen militäriſch beherrſcht, nicht in den Händen der Franzoſen ſehen. Auch in Bezug auf den Handel erlangten ſie die Berechtigungen wieder, die man ihnen hatte entziehen wollen.

Noch war die große Angelegenheit übrig, wegen deren

[1] Ralph: History of William III. II, 753. The English and Dutch could have saved Barcellona if they pleased, but they rather declined.

[2] Piero Venier, Relatione di Spagna: La perdita di Barcelona diede il maggior impulso a Spagnuoli di preferire il partito della pace, — e con tanto precipitio, che anhelandone essi la conclusione l'avevano commessa a suoli plenipotenzarii anco senza conseguir il Lucemburgo, — un prospero destino prevenne la disperatione di quel consiglio.

an dem Abend gemeldet angekommen war. Er Hannes-
Wolfgang jüdischen Gesellschaft am Vorabend. Er wurde
Wolfgang Gesellschaft am Vorabend. Er wurde
Wolfgang jüdischen

mächtigten, da es einmal nicht anders war, zu der Wahl von Straßburg entſchließen ſollen; aber die Taktik der Negotiationen haben die Deutſchen als Geſammtheit von jeher am wenigſten verſtanden: indem ſie zögerten arbeiteten ſie ſelbſt den franzöſiſchen Geſandten in die Hände, deren Verhalten wenigſtens auf die Engländer den Eindruck machte, als liege ihnen daran, das Einhalten des Termins gefliſſentlich zu hindern.[1] Endlich ſprachen ſich die kaiſerlichen Geſandten für die Annahme von Straßburg aus, ohne aber die anderen Bedingungen anzunehmen: eine Einſchränkung, die doch den Abſchluß nicht hindern zu können ſchien, da ſich England, Holland und Spanien bereit erklärten, unter Vorbehalt ihrer Acceſſion, zugleich für den Kaiſer und das Reich denſelben zu unterzeichnen. Aber die franzöſiſchen Geſandten wieſen dieß Anerbieten von der Hand; am 1. September traten ſie mit einer neuen Erklärung hervor, durch welche der König die geſtellte Alternative zurücknahm und den Entſchluß ausſprach, Straßburg zu behaupten. Das Verfahren der Franzoſen wurde hauptſächlich dadurch veranlaßt, daß das Glück ihrer Waffen jenſeits der Pyrenäen und das Uebergewicht in den Niederlanden ihre Zuverſicht zu ihrer Sache erhöhte. Wilhelm III. empfing einen ſo widerwärtigen Eindruck, daß er in Berathung

[1] Wilhelm III. beklagt ſich durch Portland und Boufflers, bei Ludwig XIV.: that the plenipotentiaries of Your Maj. sought only to delay in order that the term prescribed might expire, before any thing was concluded and that they might have a pretext of for delivering on the I. of September the new declaration; that even before the 31. the ministers of the emperor and of the empire had declared, that they accepted Strasburg and left the equivalent te your Majesty. Boufflers an Ludwig XIV. 12. September in Grimblot Letters I, 111.

zog, ob er nicht den Krieg wieder erneuern ſolle. Aber bei den neuen Vortheilen der Franzoſen, dem allgemeinen Friedenswunſche, der in England und in Holland herrſchte, der Erſchöpfung auch der dieſſeitigen Kräfte, erſchien das unmöglich.[1] Die Stadt Amſterdam, Holland überhaupt wären niemals zu bewegen geweſen, den Krieg zu erneuern. Und konnte man nicht der Unſchlüſſigkeit der Deutſchen mit einem gewiſſen Schein den Nachtheil Schuld geben, in welchen ſie abermals geriethen? In Deutſchland überlegte man die Möglichkeiten einer Fortſetzung des Krieges, auch ohne die Verbündeten, beſchied ſich aber auch dießmal, daß ſie nicht rathſam ſei. — An dem von den Franzoſen für die Annahme der abgeänderten Friedensvorſchläge aufs neue feſtgeſetzten Termin, unterm 20. September 1697, unterzeichneten die übrigen Mächte den Frieden; dießmal ward für Kaiſer und Reich die Acceſſion vorbehalten: ſie erfolgte am 1. November.

So ging Elſaß mit Straßburg für Deutſchland definitiv verloren. In den abſchließenden Documenten hütete man ſich, von deutſcher Seite irgend etwas einfließen zu laſſen, was eine Anerkennung des franzöſiſchen Rechts auf den Elſaß in ſich geſchloſſen hätte; man bediente ſich der Formel, daß die Franzoſen alles herausgeben ſollten, was ſie außerhalb des Elſaß eingenommen: die deutſche Auslegung des Münſterſchen Friedens war dabei gewiſſermaßen vorbehalten:[2] in der Sache ſelbſt trug das jedoch nur wenig aus; König Ludwig

[1] Aus einem Schreiben von Lord Villiers 3. Sept. ergiebt ſich, daß die Engländer bei ihrem Widerſpruch keine Gefahr ſahen. There is no danger in this seeming resistance, no greater hazard, than the loss of time.

[2] Wagner: cavere imperiales causam imperii servarent integram.

verlangte keine Anerkennung des Rechtes, das er für unzweifelhaft hielt; die Stadt Straßburg ward ihm sehr ausdrücklich abgetreten.

Und selbst in die Stipulation über die Landschaften, die er zurückgab, warf er noch einmal so zu sagen das Schwert des Brennus. Er forderte, daß der von ihm auf den Grund der Souveränetät zu Gunsten des Katholicismus eingeführte Religionszustand der bleibende sein solle. Den Protestanten, welche die frühern Zustände für die einzig rechtmäßigen hielten, und sich mit der ganzen Lebhaftigkeit des gläubigen Gemeingefühls dagegen setzten, antwortete er, wenn ihnen so viel an ihrer Religion liege, so wolle auch er seinerseits beweisen, daß ihm die seine über alles gehe. Man hat damals allgemein angenommen, er sei dazu mit den Kaiserlichen einverstanden gewesen:[1] selbst König Wilhelm erklärte sich davon überzeugt; allein den Frieden wollte er auch deßhalb nicht brechen, und wie hätten die deutschen Protestanten den Krieg allein führen sollen? Was in Nimwegen dem Kurfürsten von Brandenburg, begegnete bei dem Frieden von Ryßwik der Gesammtheit der Protestanten.

Auf die französischen Protestanten, deren Verjagung zu dem Abschluß der Allianz so vieles beigetragen, deren Zurückführung von König Wilhelm in seinen Manifesten in Aussicht gestellt und dann versucht worden war, wurde bei dem Frieden keinerlei Rücksicht genommen. Ludwigs XIV. Antipathie

[1] Nach dem Berichte Seilers bei Wagner II, 437 sagten sie nur, daß der Vorschlag nicht von ihnen herrühre. In einem Schreiben an Lexington aus dem Haag vom 21. Nov. heißt es von der Religionssache: The imperialists show clearly their coniunction whit French in these matters. Lexington papers, 323.

gegen ſie wurde von Tag zu Tag ſtärker. Zu ſeinem perſönlichen Ruhm und Glanz hielt er es für nothwendig, zu ihren Gunſten keinen Schritt breit nachzugeben.

Fünftes Capitel.

Modification der äußeren Machtſtellung und der inneren Politik.

Der Krieg von 1688 iſt nicht durch große Glückeswechſel und entſcheidende Kataſtrophen, durch heroiſche Anſtrengungen im Angriff oder im Widerſtand ausgezeichnet; er hat wenig Ereigniſſe, welche die Imagination erfüllen, ſich dem Gedächtniß einprägen; dennoch iſt er durch die Macht der Gegenſätze, die auf einander ſtießen, und den Austrag, der zwiſchen ihnen getroffen ward, von hoher Bedeutung.

Welchen Anſchein die Dinge auch in dem letzten Augenblick hatten, gewiß iſt doch: den erobernden Tendenzen der Monarchie Ludwigs XIV. war Einhalt geſchehen. Es war ihm nicht gelungen, durch die Verwandlung des Stillſtandes von 1684 in einen Frieden ſich jenes große, reunirte Gebiet auf immer anzueignen, noch auch das Haus Oeſterreich von dem Kaiſerthume zu verdrängen oder die mit ihm durch religiöſe und politiſche Sympathien verbundenen Stuarts in England aufrecht zu erhalten, oder die Generalſtaaten zu demüthigen; die alte Ueberlegenheit ſeiner Kriegsmacht war im Zuſammentreffen mit ſo vielen Gegnern erſchüttert worden: er hatte ſich nach allen Seiten hin zu Nachgiebigkeiten

verſtehen müſſen, die einen Rückgang der Macht in ſich ſchloſſen. [1]

Wohl war es nun auch dem großen europäiſchen Bunde nicht gelungen, Frankreich wieder in ſeine früheren Schranken zurückzuweiſen: weder der pyrenäiſche Frieden, noch der Münſterſche im Sinne der deutſchen Auslegung war wieder hergeſtellt worden: wie weit blieb der Kaiſer davon entfernt, ſeinen Anſpruch an die ſpaniſche Krone anerkannt zu ſehen: allein der erreichte Vortheil war dennoch unermeßlich. Vor allem: eine dem König von Frankreich principiell entgegengeſetzte Regierung war in England eingerichtet, und durch den Krieg ſelbſt befeſtigt worden. Der Proteſtantismus mochte, wie wir ſo eben berührten, im Einzelnen verloren haben, im Ganzen aber hatte er unendlich gewonnen; ihm gehörte in dieſem Augenblick das Uebergewicht auf allen Meeren und der größte Antheil an der Verwaltung der allgemeinen europäiſchen Angelegenheiten. Und leuchtet nicht ein, daß durch die Abtretung jener Feſtungen der Herzog von Savoyen ſeine Unabhängigkeit von dieſer Krone trotz der Bundesgenoſſenſchaft, in welche er mit dem König von Frankreich abermals trat, verſtärkte und befeſtigte. So empfing der Herzog von Lothringen, der ſich mit einer Tochter des Herzogs von Orleans, Nichte Ludwigs XIV., vermählte, eine mit der Ehre eines regierenden Fürſten mehr vereinbare Stellung.

Wie empfindlich den Deutſchen der Verluſt von Straßburg und den Zehnſtädten fiel, ſo war es doch ein Gewinn, daß die Franzoſen Freiburg, Breiſach, Kehl, Philippsburg

[1] Carlo Ruzzini ſagt über den congresso d'Olanda, wie er die Unterhandlungen von Ryßwik nennt, nicht übel: il bene della Francia consiste nel minor male, il male degli alleati nel minor bene.

verließen und die anderen auf dem rechten Rheinufer begonnenen Befestigungen zerstörten. Die zweibrückischen, veldenzischen, baden-durlachischen Gebiete, die Deutschordenscommende wurden zurückgegeben. Für die Herstellung der Rheinpfalz war wenigstens eine Grundlage gewonnen, auf welche hin es nach erneuertem Haber doch zuletzt zu einer Erledigung der Ansprüche des Herzogs von Orleans durch eine Geldzahlung gekommen ist. Und was man fast am höchsten anschlagen muß, war die erneuerte Wehrhaftigkeit des Reiches im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Religion; es hatte wieder einen gemeinschaftlichen Krieg bestanden. Nicht so sehr aus Erwägung und individuellem Nachdenken entsprang die Toleranz, die sich in der Welt praktisch Bahn machte, als aus historischer Nothwendigkeit. Denn da sich Katholiken und Protestanten gegen die Macht vereinigten, welche die allgemeine Unabhängigkeit bedrohte, so mußten von beiden Seiten die schroffsten Antipathien schwinden; wie wir ja sahen, daß der Kaiser und der König von Spanien die englische Verfassung selbst nicht zu Gunsten des Katholicismus wollten ändern lassen, und Wilhelm dagegen Alles vermied, was als eine Verfolgung der Katholiken erscheinen konnte. Aber nirgends war dieß wohlthätiger, als in Deutschland, wo die Verschiedenheit der Bekenntnisse die Nation in zwei feindselige Hälften theilte. Wenigstens ein Beginn der Versöhnung war dadurch angebahnt.

Für Kaiser Leopold gereichten die beiden Kriege, zu deren gleichzeitiger Fortsetzung er die Mittel fand, zu unschätzbarem Gewinne. Der französische verschaffte ihm Gelegenheit, die Wahl des älteren Erzherzogs zum römischen König durchzusetzen, einen wiederbeginnenden wachsenden Einfluß auf alle

italieniſchen und deutſchen Angelegenheiten. In den türkiſchen hielt er das Panier aufrecht, dem die öſtlichen Mächte folgten; nachdem ihn die Türken unter dem Einfluß der franzöſiſchen Einwirkungen und der Bildung eines tapfern Weſirs mit Glück wieder aufgenommen hatten, ſo daß auch Belgrad wieder in ihre Hände fiel, erfochten doch die kaiſerlichen und deutſchen Waffen große Siege, die größten und entſcheidendſten eben, als dort in Ryßwik der Friede unterzeichnet werden mußte. Die Bedingungen, welchen ſich alsdann die Türken zu Carlowitz unterwerfen mußten, hatten den durch den ſiegreichen Krieg feſtgeſetzten Beſitzſtand zur Grundlage.

Dergeſtalt war Ludwig XIV. auf der einen Seite von den beiden Seemächten, die durch ein dem ſeinen entgegengeſetztes Princip des Staates und der Religion vereinigt wurden, auf der andern durch die continentale Macht des Hauſes Oeſterreich, dem aus den unterworfenen Ungarn neue Kräfte zuwuchſen, und die Verbindung deſſelben mit den ſelbſtſtändigen Gewalten des deutſchen Reiches und der öſtlichen europäiſchen Mächte gewaltig eingeſchränkt.

Noch einmal ſchien ſich ein Mittel darzubieten, um dieſe Kette von politiſchen Gegenſätzen an einer entſcheidenden Stelle zu durchbrechen; nach dem Tode Sobieski's fiel die Wahl des größten Theils der polniſchen Nation zum König auf einen Prinzen aus dem Hauſe Bourbon.

Es waren eben die einander entgegengeſetzten, im öſtlichen Europa mit einander kämpfenden politiſchen Tendenzen, welche ſich damals in den Candidaten zu dieſer Krone repräſentirten. Da ſich nämlich die erſte Combination zu Gunſten eines Sohnes des Verſtorbenen nicht ausführbar erwies, ſo wandte der Kaiſer ſeinen durch den Krieg auch dort

angewachsenen Einfluß zu Gunsten des Kurfürsten August von Sachsen an, der eben noch die kaiserlichen und deutschen Heere in Ungarn befehligt hatte, und es bei allen Verbündeten als sein größtes Verdienst geltend machte, wie standhaft er mannigfaltigen Versuchen, ihn von denselben abzuziehen, Widerstand geleistet habe. Wäre dagegen ein französischer Prinz durchgedrungen, der dann wenigstens im Anfang unter der Leitung Ludwigs XIV. gestanden hätte, so würde Alles geschehen sein, um das Bündniß der nordöstlichen Mächte aufzulösen und dem türkischen Reiche auf dieser Seite freie Hand zu verschaffen. Fast schien es, als sollte es dahin kommen: Prinz Ludwig Franz von Conty, der einen hohen Ruf von Tapferkeit und persönlichem Verdienst genoß, ward im März 1697 vielleicht von drei Viertheilen der Wahlberechtigten zum König von Polen ausgerufen. Die Uebrigen aber gaben ihre Stimme dem Kurfürsten von Sachsen, nachdem sie sich versichert hatten, daß er zum Katholicismus übergetreten sei: unverzüglich eilte dieser Fürst herbei und ward auf der Stelle gekrönt. Es kam ihm unendlich zu Statten, daß bald nachher der Sieg von Zentha erfochten ward, der alle Hoffnungen der Freunde der Osmanen zu Schanden machte: der große Zug der Dinge, seine glänzende Persönlichkeit, die reichen Geldmittel, die er verwandte, bewirkten, daß seine Partei täglich zunahm. Dagegen bedachte sich der Prinz von Conty lange, ehe er auf die ihm gemachten Anträge einging; denn auch in Frankreich meinte er, da ihm der Dauphin ein besonderes Vertrauen schenkte, dereinst zu einer großen Rolle bestimmt zu sein; nur mit widerstrebendem Sinne that er es endlich; er erschien, von Jean Bart geführt, Ende September an der Danziger Rhede. Wohl wäre er nun bereit gewesen, wie er sagt, sich zur

Vertheidigung der Polen gegen den Kurfürſten an ihre Spitze zu ſtellen: aber gar wenig entſprach deren Eifer ſeinen Erwartungen.[1] Die Proteſtanten wollten nichts von ihm hören, denn auch hier hatten die Religionsverfolgungen den Namen der Bourbons verhaßt gemacht; die Katholiſchen ſeiner Partei waren faſt wieder andern Sinnes geworden; in ſeiner perſönlichen Erſcheinung und ſeinem Auftreten lag nichts, was die Gemüther hätte an ſich ziehen können. Da die Heere ausblieben, auf die er gerechnet hatte, ſo hielt er nach kurzem Aufenthalt für das beſte, denn große Aufwendungen wollte und konnte er nicht machen, ſich nach Frankreich zurückzubegeben, und die Polen, die ſeiner nicht würdig ſeien, ihrem Schickſale zu überlaſſen.

Nach und nach befeſtigte ſich Auguſt II. in Polen, auch ohne daß, was er bald nach ſeiner Krönung gewünſcht hatte, ſeine Wahl in Ryßwik beſtätigt worden wäre. Er trat mit dem Czaren Peter in eine Bundesbrüderſchaft, aus welcher ſich alle ſpäteren Schickſale Polens als aus ihrer Quelle herleiten. Damals bemerkte man nur, daß ſich die nordöſtlichen Verhältniſſe in einem den Einwirkungen Frankreichs entgegengeſetzten Sinne befeſtigten.

Legten aber dergeſtalt die Kräfte der Gegner und ihre Kriegserfolge der Macht der franzöſiſchen Krone eine gewiſſe Beſchränkung auf, ſo darf man doch nicht vorausſetzen, daß ſich der König derſelben unterworfen hätte. Alle ſeine Zugeſtändniſſe

[1] Polignac, 5. Oct. au roi Louis XIV. Le Roi de Pologne (c. a. d. le prince de Conty), est encore a la rade: assez chagrin, que ceux qui sont venus le saluer apres les premières assurances de leur fidélité lui demandent de l'argent; bei E. Sue, Histoire de la marine, V, 217. Vgl. Histoire du Cl. Polignac, I, 385.

waren vorläufig, die definitiven wenig bedeutend, die bedeutenden nicht definitiv; bei jedem Schritte ſchwebte immer das älteſte Ziel der Politik, die Erwerbung der ſpaniſchen Monarchie vor Augen: darauf vor allem waren die Verhandlungen des Friedens berechnet; die bei denſelben hervorgetretenen Entzweiungen der Feinde ließen der Hoffnung Raum, noch jeden Widerſtand niederzukämpfen.

Merkwürdig wie in dieſem Augenblick, als die Idee der Eroberungen und des Ruhmes, der Selbſtändigkeit des Reiches und des Fortſchritts der katholiſchen Religion, den conſtituirten Staat zu den Füßen Ludwigs zuſammenhielt, ſich doch auch wieder abweichende Anſichten regten, die nach einem ganz andern geiſtigen Horizont hinüberreichten.

Es waren nicht unterdrückte Unterthanen, oder reagirende Gegner an denen wir ſie bemerken, ſondern Männer, aus der unmittelbaren Nähe des Königs, welche ſeiner Perſon nahe ſtanden und an ſeiner Regierung Theil nahmen, aber das bisher verfolgte Syſtem für unausführbar und verderblich hielten. Der vornehmſte von ihnen iſt der Duc de Beauvilliers, der nach dem Tode von Louvois in die Verwaltung eingetreten war, der einzige Mann von vornehmer Herkunft, den Ludwig XIV. jemals geradezu in ſein Conſeil aufgenommen hat. Ein durch und durch religiöſer Menſch, der aber mit ſeiner Ueberzeugung Niemand beſchwerlich fiel: nur in größter Strenge gegen ſich ſelbſt und gehaltenem leutſeligen Weſen gegen Andere gab er ſie kund. In engſter Verbindung mit ihm ſtand ſein Schwager, Duc de Chevreuſe, an ſich eine ganz andere Natur, bei weitem nicht von derſelben Präciſion, Ordnungsliebe und natürlichen Richtigkeit des Verſtandes, aber wie durch die Familie (ſie waren beide Schwiegerſöhne

Colberts), ſo durch ſittliche und religiöſe Haltung mit ihm vereinigt. Sie ſahen einander alle Tage im tiefſten Vertrauen: wer mit dem Einen ſprach, hatte gleichſam auch mit dem Andern geſprochen. Ihre Gedanken waren auf die Erhaltung des Friedens, und die Entwickelung der Monarchie in einem friedlichen Sinne gerichtet. Sie mißbilligten die Gewaltſamkeiten, welche die Regierung Ludwigs im Innern drückend, in Europa verhaßt gemacht hatten. Die ſchroffe Stellung gegen den Römiſchen Stuhl, welche der Staat angenommen, ſchien ihnen unhaltbar und ungerechtfertigt. Aber nicht auf Erwägungen praktiſcher Nützlichkeit allein beruhte ihre Meinung, ſondern auf angeborner Sinnesweiſe, tiefer Ueberzeugung. Als Beauvilliers die Leitung der Erziehung der Söhne des Dauphin übernahm, konnte man nicht zweifeln, daß er bei der Verwaltung ſeines Amtes dieſen Ideen Raum verſchaffen werde.

In der Mitte zwiſchen Jeſuiten und Janſeniſten war damals eine neue geiſtliche Schule emporgekommen, im Seminar von St. Sulpice, welche, von der Moral der erſten und der Dogmatik der andern wenig berührt, ſich die Bildung junger Geiſtlichen zur Aufgabe ſetzte, die eben nichts im Auge haben ſollten, als die Erfüllung ihrer kirchlichen Pflicht. Beauvilliers ſtand mit dieſem Inſtitut und deſſen damaligem Vorſteher, des Namens Tronçon, in engen Beziehungen. Als er jenen Beruf annahm, war er keinen Augenblick unſchlüſſig, wen er zum vornehmſten Lehrer der Prinzen wählen ſollte. Es war ein Zögling dieſer Schule, mit dem er bereits in perſönlicher Verbindung und in geiſtlichem Einverſtändniß lebte, François de la Mothe Fenelon.

Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß auch Fenelon von vornehmer Herkunft war. Das verſchaffte ihm das Recht, mit

ſeinem Zögling zu ſpeiſen und auszufahren, und vermittelte eine ununterbrochene, vertraulichere Nähe.

Der nächſte Zweck der Erziehung mußte ſein, den unbeugſamen und ſtarren Sinn des älteſten der Prinzen, Herzogs von Burgund, in dem man den künftigen König ſah, zu brechen, und es iſt ein merkwürdiges Beiſpiel pädagogiſcher Wirkſamkeit, durch welche wohlerwogene, glücklich und mit Geiſt angewendete Mittel Fenelon dieß erreichte.[1] Allein noch ein viel höheres Ziel hatte er ſich geſetzt. Man erkennt es aus dem Telemaque, den er in dieſem Verhältniß geſchrieben hat.

Fenelon hat es immer abgelehnt, was man vom erſten Augenblick, da dieß Buch bekannt wurde, behauptete, er habe eine oder die andere Perſönlichkeit im Auge gehabt, als er es ſchrieb: auch darf man nicht geradezu ſagen, er habe in Idomenee eben Ludwig XIV., in Proteſilas Louvois, in Mentor ſich ſelbſt, in Telemaque ſeinen Zögling ſchildern wollen; manches ſtreift nahe daran, vieles andere weicht eben ſo weit ab: aber das iſt unläugbar, daß die Idee des Königthums und der Regierung, die er aufſtellt, dem, was er in Ludwig XIV. vor Augen ſah, entſchieden entgegenläuft. Der Anſpruch, von dem die Politik und Kriegführung dieſes Fürſten hauptſächlich ausgegangen war, daß er in ſeinen Streithändeln mit ſeinen Nachbarn ſich ſelber Recht ſchaffen könne, wird hier mit beſonderer Ausführlichkeit widerlegt. Die Eroberungskriege werden überhaupt als ein Frevel betrachtet. Die Feindſeligkeiten, die in dem Buche gebilligt werden, ſind gegen einen Fürſten gerichtet, welcher der Meinung lebt, die Menſchen

[1] de Bausset, Hist. de Fénélon I, 154.

ſeien dazu da, um durch ihre Knechtſchaft zu ſeinem Ruhme zu dienen. Fenelon erklärt ſich gegen die Einmiſchung der Fürſten in die Streitigkeiten der Religion: ſie ſollen die Entſcheidung den Etruskern, d. i. der römiſchen Kirche, überlaſſen; er verwirft die Handelsbeſchränkungen, als mit der Einrichtung des Weltganzen im Widerſpruch. Er tadelt die Magnificenz großer Bauten, die Förderung des ſtädtiſchen Luxus, während das Volk an Zahl abnehme und das Land nicht gehörig gebaut werde. Was war es, was an Ludwig XIV. perſönlich am meiſten auffiel? Sein Wohlgefallen an eitelm Lob, ſeine Ruhmſucht. Keinen Fehler verwirft Fenelon mit größerer Heftigkeit: er läßt in der Unterwelt dafür ewige Strafen leiden. Genug, dem kriegeriſchen, verfolgenden, prächtigen, abſoluten Königthum Ludwigs XIV. ſetzt Fenelon ein friedliches, tolerantes, den Geſetzen unterworfenes, auf die Förderung eines unſchuldigen, einfachen Volkslebens gerichtetes entgegen, das offenbar das Ideal ſeines Zöglings ſein ſollte.

Vieles Aufſehen hat in ſpäterer Zeit ein Brief gemacht, der wie ſein Inhalt zeigt, ungefähr im Jahr 1694 an den König Ludwig gerichtet worden iſt, und der das von demſelben befolgte Syſtem in den ſtärkſten Ausdrücken verdammt. Der König wird darin wegen der Ausdehnung der höchſten Gewalt, durch welche er die Ordnung des Staates über den Haufen geworfen und in dem Wahn, ſelbſt zu regieren, die Miniſter allmächtig gemacht habe, ſo wie wegen ſeiner äußeren Kriege mit Vorwürfen überhäuft. Aus einem Gefühl von Rachſucht und Ruhmbegierde habe er einſt einen höchſt ungerechten Krieg gegen die Holländer unternommen: Alles, was er in den Friedensſchlüſſen erworben, ſei ein Gewinn der Ungerechtigkeit; ſpäter habe er ſich Behufs der Reunionen als

Richter und Partei zugleich aufgeſtellt; er habe in den alten Friedensſchlüſſen zweideutige Ausdrücke aufgeſucht, um ſich ohne gegründeten Anſpruch fremder Länder zu bemächtigen; hätte er ſein Reich, wie er ſage, beſſer befeſtigen wollen, ſo hätte das auf deſſen eigenem Grund und Boden geſchehen müſſen. Aber er liebe ſich ſelbſt mehr als Gott, ſeinen eingebildeten Ruhm mehr als die Gerechtigkeit, als die eigene Ruhe und das Beſte ſeiner Unterthanen. Daher ſei jetzt erfolgt, daß Niemand mit ihm Frieden halten wolle, ſein erſchöpftes Reich deſſelben doch im höchſten Grade bedürftig ſei. Ich finde nicht, daß dieſes Schreiben Alles erſchöpft, was ſich ſagen ließ, wie denn von der Verfolgung der Proteſtanten und ſelbſt von den Anſprüchen auf die ſpaniſche Erbſchaft, von denen doch am meiſten zu fürchten war, geſchwiegen wird; aber überaus merkwürdig bleibt es dennoch als die Manifeſtation eines Geiſtes, der die Politik Ludwigs XIV. principiell verdammte, und deſſen Hervortreten in dem Augenblick, in welchem auch die Angelegenheiten eine ungünſtige Wendung nahmen, eine veränderte Richtung der öffentlichen Geſinnungen vorbedeutete. Man hat mit vielem Schein Fenelon ſelbſt dieſen Brief zugeſchrieben;[1] wir können nicht darüber entſcheiden, offenbar entſtammt er denſelben geiſtigen und religiöſen Tendenzen. Die faſt vergeſſene politiſche Moral und eine Religion, die mehr iſt als ein Product der Furcht, werden dem Ehrgeiz und der Ruhmſucht, dem Egoismus der Eroberungskriege entgegengeſetzt.

Werde ich zu viel ſagen, wenn ich behaupte, daß eine

[1] Correspondance de Fénélon II, 329. Die Authentie ſoll ſich aus dem Autograph ergeben; jedoch wie manches Beiſpiel nachgemachter Autographen liegt vor. Fenelon hätte von ſich wenigſtens nicht ſagen können, wie es in dem Briefe heißt, daß er dem König unbekannt ſei.

neue Entwickelung des religiösen Gedankens, welche gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts hervortrat, mit dieser Forderung einer minder selbstsüchtigen Politik zusammenhing?

In beiden Bekenntnissen, in welche sich die abendländische Christenheit spaltete, erschien damals ein Gegensatz tieferer Religion gegen die in den letzten Zeiten aufs stärkste erneuerte Scholastik der Systeme; bei den Protestanten waren es, dem Bestehenden näher, und zu einer Reform desselben sich anschickend, die pietistischen Schulen, weche bald die ganze Kirchengenossenschaft in Gährung setzten; unter den Katholischen erhoben sich, von dem Bestehenden weiter abweichend, unmittelbar an die mystischen Secten des Mittelalters anknüpfend, die quietistischen Doctrinen, welche Molinos zu Neapel ausbildete und welche in Italien und Spanien eine weitere Verbreitung fanden. Die französische Kirche setzte sich den letzteren von Anfang an mit lebhaftem Eifer entgegen und bewirkte ihre Verdammung in Rom. Zu ihren Beschwerden gegen Papst Innocenz XI. gehörte, daß er in dieser Sache so lau und langsam zu Werke gehe.[1] Bald aber drangen verwandte Meinungen auch in Frankreich ein. Sie erschienen in dem schwärmerischen, aber geistvollen, tiefen und beredten Spiritualismus der Madame Guyon, die eine Zeit lang in der höheren Gesellschaft der Hauptstadt und des Hofes vielen Eindruck machte, und ward vor allem von Fenelon ergriffen. Ein politisches Moment kann der Gedanke einschließen, daß sich der Mensch durch Vertiefung in sich selbst in die Nähe der Gottheit erhebe, wie auf dem hohen Begriff von der geistigen Würde der Menschen an sich, die republikanische

[1] qu'il ne permet pas qu'on recherche les personnages du premier rang qui en font profession. Procès verb. V, App. 313.

Form beruht, welche der Führer der Quäker dem Staate gab, den er jenseit des Oceans einrichtete.

Nicht in dieser Richtung bewegt sich die Politik Fenelons, aber auch ihm erscheint doch der einzelne Mensch einer weit größern Berücksichtigung werth, als ihm bisher zu Theil wurde; bei ihm zuerst, so viel man weiß, findet sich der Begriff der Philanthropie; nicht in der Größe und dem Glanze eines Reiches, sondern in der Wohlfahrt der Angehörigen desselben sieht er das Ziel der Staatsverwaltung. Wenn überhaupt der Mensch vor allen Dingen dem menschlichen Geschlecht angehört, dessen Entwickelung noch einen größern Einfluß auf ihn ausübt, als der Antheil, den der einzelne Staat an derselben nimmt, in welchem Lichte erscheinen dann die Kriege, die für die Vergrößerung eines Reiches, oder für den Ruhm eines Fürsten geführt werden. Sie sind in sich selbst nicht besser, als der Bürgerkrieg, den Jedermann verdammt. Denn alle Staaten gehören einer einzigen großen Genossenschaft, dem menschlichen Geschlecht an.

Vor der Anschauung der tiefern Religiosität verlor die starre Verbindung, in welche die Rechtgläubigkeit allenthalben mit den Staaten getreten war, ihren Werth.

Denn wenn die Summe der Frömmigkeit in der Liebe zu Gott und den göttlichen Dingen ohne alles persönliche Interesse beruht, selbst ohne Rücksicht auf das ewige Heil, wohin geräth man mit dem Princip der Furcht oder gar dem des Zwanges? Diese Beziehungen zwischen der religiösen Lehre und der politischen Ansicht sind unläugbar, eine bedingt die andere. Und von großer Bedeutung war es nun, daß sie, ihres Gegensatzes gegen das in der Welt Bestehende sich bewußt, in der Nähe des Thrones erschienen, auf die Erziehung des Thronfolgers Einfluß gewannen.

Digitized by Google

Zum erstenmal hatte damals der römische Hof dem König von Frankreich die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Cambray überlassen; aus Rücksicht auf den Herzog von Bourgogne, der den König ausdrücklich darum bat,[1] war diese Stelle Fenelon übertragen worden, mit der Absicht, ihm zugleich die Direction des Unterrichts zu lassen; und wir vernehmen, daß diese Ernennung damals allgemeinen Beifall gefunden habe.

Beauvilliers und Chevreuse nahmen den Schwung der religiösen Ideen Fenelons mit ganzer Seele in sich auf: Frau von Maintenon hatte wenigstens Mitgefühl für dieselben. In St. Cyr, bei dessen Einrichtungen sie die von Fenelon über die weibliche Erziehung ausgesprochenen Lehren im Allgemeinen vor Augen hatte, aber mit dem ihr eigenen organisatorischen Geiste verarbeitete, hat sie der Guyon Eintritt gewährt, mit einem ihrer Bücher hat sie sich ernstlich beschäftigt und es weiter empfohlen, Stellen daraus dem König vorgelesen. Den König von der Frömmigkeit aus Furcht zu der Frömmigkeit aus Liebe emporzuziehen, war gerade ihre vornehmste Absicht.

In der Mitte des Hofes bildete sich dergestalt eine politisch-religiöse Schule, welche eine große Zukunft zu haben schien. Man hat behauptet, schon sei die Liste der Männer dieser Gesinnung entworfen gewesen, welche in die höchsten Aemter befördert werden sollten.[2] Plötzlich aber nahm Alles eine andere Gestalt an. Fenelon ward vom Hofe verwiesen;

[1] So erzählt der venetianische Gesandte Erizzo.

[2] D'Aguesseau gibt Fenelon die Absicht Schuld, de former une puissante cabale, à la tête de laquelle il serait toujours par l'elevation et l'insinuation de son esprit, pour devenir le premier mobile de la cour.

ſeine Freunde und Verbündeten verloren die Gnade, deren ſie ſich erfreut hatten.

Man hat oft geſagt, Frau von Maintenon habe ſich von Fenelon abgewendet, weil er dem König widerrathen habe, ſeine Vermählung mit ihr öffentlich zu erklären. Gleich als wäre es ſo gewiß, daß ſie ſelbſt eine ſolche Erklärung gewünſcht hätte. In der That würde eine Standesveränderung, die ihre geſetzliche Rechte und Anſprüche gegeben, aber auch geſellſchaftliche Pflichten auferlegt hätte, die ganze Art und Weiſe ihrer Verbindung mit dem König verändert haben. Ihre Briefe zeigen, daß ſie das Geheimniß liebte, in welches dieſelbe gehüllt war; nur unter dieſer Bedingung konnte ſie beſtehen.

Aber es iſt an und für ſich eine falſche Vorſtellung, daß Frau von Maintenon den König Ludwig, auch nur in geiſtlichen Dingen, was man ſagt, beherrſcht habe.

Gerade der Mann, deſſen Unterſtützung ihr hiefür unentbehrlich geweſen wäre, der Beichtvater des Königs, Pater La Chaiſe, befand ſich mit ihr in fortwährendem Widerſtreit. La Chaiſe liebte die Menſchen nicht, welche ſie hervorzog; es waren meiſtens ſolche, die er wegen ausgeſprochener Tendenz der Frömmigkeit für unbrauchbar zu den Geſchäften hielt. Sie wünſchte das Schauſpiel bei Hofe abgeſchafft zu ſehen, weil es ſchlechte Leidenſchaften nähre; der Beichtvater beſtand darauf, es zu erhalten, weil die Jugend, wenn man ihr alle Vergnügungen entziehe, ſich andern Laſtern ergeben würde. Frau von Maintenon ſchrieb es dem Pater zu, wenn der König ſich einmal erlaubte, eine gewohnte Uebung der Frömmigkeit zu verſäumen; ſie fürchtete für ſein Seelenheil, wofern La Chaiſe ſie etwa überleben ſollte. Aber nur vergeblich ſuchte

ſie den König von ihm abwendig zu machen. Ludwig XIV. erſcheint auch in dieſem Verhältniß, wie ſonſt, als Meiſter und Herr.

Es mag ſein, daß ihr geſunder Sinn an einzelnen Abenteuerlichkeiten der Myſtik Anſtoß nahm, oder daß ſie ſich, wie ſie einmal klagt, beleidigt fühlte, weil man ihr nicht alle Geheimniſſe mitgetheilt, ſie als Werkzeug habe brauchen wollen. Aber die Hauptſache war doch für ſie die Meinung des Königs, der ſich dieſen Schwärmereien abgeneigt zeigte. Der König haßte alle Neuerungen aus Princip; die Quietiſten, die den äußeren Cultus mißachteten, denen man nachſagte, daß ihnen Alles erlaubt ſcheine, was der Leib verlange, wofern der Geiſt ſich nur einmal Gott ergeben habe, mußten ihm eben ſo gefährlich für das bürgerliche Leben, wie für die Kirche erſcheinen.[1] Ueberdieß aber widerſprach ja alles, was ſich an dieſe Richtung knüpfte, den Ideen von Reich und Religion, Staat und Kirche, auswärtiger und innerer Macht, in denen er hergekommen war, die den geiſtigen Boden ſeines inneren Lebens bildeten. Frau von Maintenon hat in einem ihrer Briefe an den Erzbiſchof Noailles in Paris, dem ſie die reinſte Wahrhaftigkeit ſchuldig zu ſein bekennt, die Abneigung des Königs als den Grund der ihren bezeichnet.

Es war eine Erſchütterung des geſammten Hofes, daß Fenelon den Hof verlaſſen mußte, weil er Mad. Guyon, die

[1] Aus einem Briefe der Herzogin von Orleans (13. Juli 1698) ergibt ſich, wie ſehr Boſſuet auch in mündlicher Unterhaltung die Meinungen der Quietiſten verfolgte. Am 20. Juli ſchreibt ſie: „Wie mir Mr. de Meaux die Sache mündlich erzählt hat, ſo hält Ms. de Cambray nur Mme. de Guion Parthey, umb ſeine übermäßige Ambition zu bedecken, denn es iſt nichts gewiſſer, als daß dies Alles nur ein Spielgen war, umb den König und ganzen Hof zu regieren.“

auf Boſſuets Antrag in die Baſtille geſetzt worden war, in Schutz nahm. Frau von Maintenon erklärte es für unmöglich, daß er wieder zurückkehre.[1]

Fenelon hatte gleichſam eine Vermittlung der geiſtlichen Anſchauungen früherer und damaliger Erleuchteter und der herrſchenden Theologie übernommen; aber ſeine Gegner fanden es unrecht, daß er für den Myſticismus das Wort ergriff, in einem Augenblick, wo die falſche Art deſſelben ſo gefährlich werde; der geübte und geiſtreiche Verfechter der von der Kirche angenommenen Lehren, Boſſuet, erhob ſich noch einmal mit aller ſeiner Kraft, um auch dieſe Abweichung zu bekämpfen. Perſönlicher Ehrgeiz und Widerwille mögen auch auf dieſe Sache eingewirkt haben, aber ſie verſchwinden bei dem Anblick des großen, beinahe welthiſtoriſch zu nennenden Gegenſatzes zwiſchen den beiden Biſchöfen. Boſſuet verficht die religiöſe Idee, wie ſie ſich mit dem Staat gleichſam verſchmolzen hat, und die einmal feſtgeſetzte Doctrin, mit der Sicherheit, welche wohlbegründete Ueberzeugung und tieferes Verſtändniß gewähren, in dem majeſtätiſchen Ausdruck der Kirchenſprache des ſiebzehnten Jahrhunderts; Fenelon würde es vorziehen, wenn die Macht niemals mit der Religion in Verbindung gerathen wäre; in ihm erſcheint die individuelle Religion, auf ein unmittelbares Verhältniß der geiſtlichen Spiritualität zu ihrem göttlichen Urquell, die ſich nur vor Abwegen zu hüten hat, gegründet, von der Idee des menſchlichen Geſchlechts durchdrungen; ſeine Sprache ſtrebt nach der Leichtigkeit und Anmuth, die das Ideal des achtzehnten Jahrhunderts bildet.[2]

[1] Mme. de Maintenon au Cte. de Noailles 13. Juillet 1697.

[2] Spanheim, 20. März 1699, bemerkt, daß ſeine Freunde mit ſeinen Schriften nicht zufrieden geweſen ſeien.

Fenelon rettete ſeine kirchliche Stellung, indem er ſich dem Urtheil des römiſchen Stuhles, das gegen ihn ausfiel, unbedingt unterwarf: an den Hof iſt er nicht wieder zurückgekommen.

Es war an und für ſich unmöglich, daß eine der bisherigen Politik ſo von Grund aus entgegenlaufende Richtung, wie er ſie verfolgte, ſich am Hofe behauptet hätte; aber nicht vollkommen fruchtlos waren die gemäßigten Meinungen ſeiner Gönner und Freunde. Indem die äußere Machtſtellung eine gewiſſe Beſchränkung erlitt, hielt die Regierung auch in Beziehung auf das Innere nicht an der Schroffheit ihrer früheren Tendenzen feſt.

Die jetzt ſo angeſehene Schule von St. Sulpice verdammte die Feindſeligkeiten gegen Rom,[1] und die Umſtände trugen dazu bei, daß ſie hierin Gehör fand. Denn unerträglich war es doch, daß ſo viele Bisthümer, deren man ſchon unter Innocenz XI. vierundvierzig zählte, ohne die kirchliche Inſtitution blieben bloß im Auftrag der Capitel wurden ſie verwaltet; — — und die Wechſelfälle des europäiſchen Kriegs gaben nicht den Muth, wie das Parlament es wünſchte, entſchloſſene Maßregeln zur Behauptung der antirömiſchen Stellung, in welche man eingetreten war, zu nehmen. Es machte den unangenehmſten Eindruck, als der folgende Papſt, Alexander VIII., mit dem lange unterhandelt worden, kurz vor ſeinem Tode über die vier Sätze aufs neue die Verdammung ausſprach. Wahrſcheinlich hat der Verſuch des Königs, den Erzbiſchof Harlay zum Cardinalat zu befördern, die Antipathien des

[1] Le seminaire de St. Sulpice, ſchreibt Fenelon an D'Aubenton 12. Juli 1713, ou l'autorité de l'église mère et maitresse est dans une singulière recommandation.

römiſchen Hofes plötzlich wieder erweckt. Rom hatte jetzt den Beifall der gegen Ludwig XIV. verbündeten katholiſchen Mächte; die Grundſätze der päpſtlichen Prärogative wurden auch in der Literatur auf das eifrigſte verfochten; voluminöſe gelehrte Werke in dieſem Sinne angelegt und ausgeführt. König Ludwig hielt nicht für gut, dem Parlament die Demonſtrationen zu erlauben, die es dagegen im Sinne hatte. Gerade in dieſem Verhältniß zu Rom erſchien die erſte jener einen Rückſchritt des Machtbeſtrebens bezeichnenden Handlungen, die wir bemerken; im Jahr 1693 gab der König ſeine Einwilligung zu einem höchſt demüthigen Schreiben der Prälaten, die an der Verſammlung von 1682 Theil genommen hatten und ſeitdem befördert worden waren, an den Papſt, in welchem ſie nicht ſtark genug ausdrücken können, wie leid es ihnen thue, daß in derſelben Dinge geſchehen ſeien, die ihm mißfallen. Der König ſelbſt nahm das Breve zurück, durch welches er damals jede Abweichung von den in den vier Sätzen ausgeſprochenen gallicaniſchen Lehren verboten hatte. Hierauf ward ein gutes Verhältniß zu dem römiſchen Stuhl hergeſtellt, und nach dem Tode Harlay's noch mehr befeſtigt. So weit ging der König nicht, jene Doctrinen für irrig zu erklären, oder ihre Vertheidigung zu verbieten; aber er hörte doch auf, ſie als die von dem Staat ausſchließend angenommenen zu bezeichnen, und ſchon dieß war in Rom fürs erſte genug.[1]

Noch eine andere überaus wichtige Deliberation beſchäftigte damals häufig Hof und Staat, — über die fernere

[1] P. Venier: Dichiaratione piu inaspettata non sopravenne alla Francia, che ben conobbe la necessità di facilitare la diffinitione delle controversie. Lo furono per l'equivoco delle espressioni, per quale ognuna delle parti pretende di aver vinto.

Behandlung der Proteſtanten. Denn darüber konnte man ſich nicht täuſchen, daß von denen, welche zurückgeblieben waren und in einem Augenblick der Beängſtigung ſich unterworfen hatten, doch die wenigſten als gläubige Katholiken angeſehen werden durften.[1] Man nahm unter ihnen ein Verſtändniß wahr, gleich als hätten ſie ſich das Wort gegeben, an ihrem Bekenntniß insgeheim feſtzuhalten; die Conſiſtorien ſchienen noch zu beſtehen; die Neubekehrten bildeten gleichſam eine Bevölkerung für ſich, welche nicht vergeſſen konnte, was ſie geweſen war, und einen tiefen Haß gegen die Regierung, die ihr gegen das Wort der Edicte eine ſo große Gewaltſamkeit zugefügt hatte, nährte. Große Erwartungen hatte in ihnen der letzte Krieg erweckt, denn das war ihre unglückliche Lage, ſich von den Intereſſen ihres Vaterlandes und ihres Königs abwenden zu müſſen; auch hatte man während deſſelben ihnen einige Schonung angedeihen laſſen; in dem Frieden waren ſie vergeſſen worden: die Regierung hatte in Bezug auf ſie vollkommen freie Hand behalten.

In deren Schooße ſelbſt tauchte jetzt die Meinung auf, daß die Behandlung der Proteſtanten gemildert werden müſſe.

Einen großen Eindruck mußte es doch machen, als die Intendanten damals, zunächſt zur Unterweiſung des künftigen Thronfolgers, den Zuſtand der Provinzen unterſuchten und dabei eine große Abnahme der Population conſtatirten. Manches Andere mochte dazu beigetragen haben, Theurung, Krieg, Krankheiten; aber einen großen Ausfall machten doch auch die ausgewanderten Proteſtanten. In Dauphiné berechnete man dieſelben auf ein Achttheil, in Rochelle ſogar auf ein Drittheil

[1] Piero Venier 1696: ora, purche non si radunino in assemblee, si dissimula che non vadino alla messa.

der Einwohner. Und auf das empfindlichſte wirkte dieſer Verluſt auf die Manufactur zurück. In Touraine, Alençon, der Umgegend von Paris, wo dieſelbe hauptſächlich in den Händen der Proteſtanten geweſen war, zeigte ſich ein ungeheurer Abſtand der Production gegen früher.

Vor allem der Finanzminiſter Pontchartrain ſprach ſich dahin aus, daß man es nicht ſo fortgehen, nicht Kunſt, Gewerbe und Reichthümer nach dem Auslande tragen laſſen dürfe; nachdem der Krieg das Reich erſchöpft habe, müſſe man demſelben Alles zu erhalten ſuchen, was es noch an Menſchen und Gütern beſitze, und den vollen Frieden herſtellen.[1] Die Erneuerung des Edicts von Nantes jedoch vorzuſchlagen hätte er nicht gewagt. Frau von Maintenon hatte einſt vernehmen laſſen, der König werde ſie nicht bewilligen, ſelbſt wenn der Feind an der Loire ſtünde.[2] Aber Pontchartrain kam auf jene Clauſel zurück, welche in der urſprünglichen Faſſung des widerrufenden Edicts geſtanden hatte und dann vollkommen bei Seite geſchoben worden war; er verlangte die Gewährung der einfachen Gewiſſensfreiheit ohne Religionsübung; man müſſe den Proteſtanten die Sicherheit geben, ohne Gewiſſenszwang in Frankreich leben zu können, und ſie der willkürlichen Gewalt der Intendanten überheben. Der Erzbiſchof von Paris, Noailles, war mit dem Miniſter einverſtanden: er führte das Beiſpiel der chriſtlichen römiſchen Kaiſer an, namentlich in Bezug auf die Ehe, deren Legitimität, wenn gleich nur auf

[1] Auszug aus den Memoiren von Pontchartrain bei Rulhieres Eclairciſſements II, 238.

[2] che quando anco i nemici fossero venuti alla Loire, che è a dire nel centro della Francia, ancora il re non assentirebbe a tale decreto (Venier 1696).

bürgerlichen Contract gegründet, von ihnen anerkannt worden sei. Dafür war auch Boſſuet, von dem die Inſtructionen verfaßt ſind, durch welche den Intendanten die außerordentlichen Befugniſſe, die ihnen in Bezug auf die Neubekehrten übertragen waren, großentheils wieder genommen, alle dieſe Angelegenheiten in den Lauf der weltlichen Rechtspflege und Verwaltung zurückgeführt werden ſollten. Im December 1698 ward ein Edict erlaſſen, nach welchem das Gebot, daß die Proteſtanten dem öffentlichen Gottesdienſt beiwohnen ſollten, in den Rath, das zu thun, verwandelt wurde. Das Edict fand bei einem großen Theile des Clerus und bei den Intendanten lebhaften Widerſpruch. Sie ſagten: für das begonnene Werk der Bekehrung würde ſchon geheime Nachſicht verderblich ſein, wie viel mehr offene Geſtattung der Gewiſſensfreiheit; man müſſe vielmehr den Willen der Widerſtrebenden umwandeln und ſie zu vollſtändiger Unterwerfung nöthigen. Endlich ward die Auskunft getroffen, in den übrigen Provinzen den Zwang, in die Meſſe zu gehen, aufzuheben; in Languedoc, wo der Intendant und die Biſchöfe, unter ihnen ſelbſt Flechier, einſtimmig für Aufrechthaltung deſſelben waren, nur im Allgemeinen eine größere Mäßigung anzuempfehlen.[1] Hie und da, in den übrigen Provinzen, haben ſich ſeitdem zurückkehrende Proteſtanten an der einfachen Gewiſſensfreiheit genügen laſſen; in Languedoc iſt es noch einmal zu einem letzten großen Kampfe gekommen.

Nicht ſo ſehr von einer Umwandlung der religiöſen Grundſätze darf man die Erleichterung herleiten, die den Proteſtanten vergönnt wurde, als von der nicht mehr abzuweiſenden Rückſicht auf die allgemeinen materiellen Zuſtände.

[1] Lettre de Torcy aux évêques et aus intendants 1. Nov. 1700. — Bauſſet: Histoire de Bossuet IV, 129.

Die Ideen von der Größe und Macht des Reichs, welche nur bei blühendem Verkehr und wachsender Bevölkerung realisirt werden konnten, hatten, wie die Dinge angegriffen worden waren, die verderblichsten Wirkungen herbeigeführt. Der Zweck war so einseitig ins Auge gefaßt worden, daß die Mittel, ihn zu erreichen, versagten.

Nirgends zeigte sich dieß mehr als in dem Systeme der Abgaben, welches zur Erschöpfung der Unterthanen zugleich und der Staatskassen geführt hatte. Pontchartrain versäumte nichts, um zunächst das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme herzustellen, und schon tauchten mancherlei Entwürfe auf, von weitester Tragweite, um eine durchgreifende Veränderung der Staatswirthschaft anzubahnen, allein wie wäre das Eine zu erreichen, an das Andere nur zu denken gewesen, wenn nicht der Friede erhalten wurde.

Im Sommer 1700 schien alles Frieden und eine gedeihliche Entwickelung zu versprechen. Hatte doch Ludwig XIV. schon vor einiger Zeit geäußert, er fühle, daß er alt werde, er wünsche Frieden zu halten und das gesegnete Andenken eines friedlichen Fürsten seinem Volke zu hinterlassen. Im Sommer 1701 war ein Krieg ausgebrochen, welcher länger als ein Jahrzehend alle Kräfte des Landes bis zur Erschöpfung anspannte und jede Veränderung in eine unabsehliche Ferne schob.

Fünfzehntes Buch.

Der Krieg über die ſpaniſche Erbfolge.

Digitized by Google

Nicht mehr in vollkommener Uebermacht trat die franzöſiſche Monarchie in das achtzehnte Jahrhundert ein. In dem letzten Kriege hatte ſich eine Vereinigung von Streitkräften gebildet, denen ſie nicht gewachſen war. Was in Nimwegen nicht hatte erreicht werden können, war in Ryßwik geſchehen; ihrem Fortſchritt waren Grenzen geſetzt worden. Weder an das Kaiſerthum noch an die Erwerbung der polniſchen Krone, weder an eine Unterwerfung von Holland noch an einen vorherrſchenden Einfluß über England durfte ſie für's Erſte denken.

In dieſem Zuſtande der europäiſchen Machtverhältniſſe erſchien die Frage über die Zukunft der ſpaniſchen Monarchie, welche die Politik ſchon ſeit einem halben Jahrhundert beſchäftigt hatte, mit den mannichfaltigen Ausſichten einer neuen Umgeſtaltung die ſie darbot, im Vordergrund. Das Schickſal des ſüdlichen Europa hing von ihrer Entſcheidung ab; durch die Beziehung zu Oeſterreich griff ſie in das germaniſche zurück; die Weltſtellung der Seemächte ward davon weſentlich berührt. Das wichtigſte Moment aber lag in der Ausdehnung, welche die franzöſiſche Macht dabei gewinnen konnte, entweder nach dem Maße, welches Europa für zuläßig hielt, oder nach dem Ideal der Selbſtbeſtimmung und Uebermacht, welches Ludwig XIV. von jeher vorgeſchwebt hatte.

Lange Zeit hegte man die Hoffnung dieſe große Frage durch Unterhandlung auszumachen.

Abwechſelnd beſchäftigen Unterhandlungen und Waffenthaten die Welt und beſtimmen die Ereigniſſe. Niemals waren die erſten lebhafter und von größerer Bedeutung geweſen, als nach dem Frieden von Ryßwik.

Erſtes Capitel.

Unterhandlungen über die ſpaniſche Erbfolge.

Ludwig XIV. faßte nach dem Frieden ſogleich die große Angelegenheit mit voller Aufmerkſamkeit ins Auge.

Um vor Allem über die Lage der Dinge in Spanien ſelbſt und die dortigen Abſichten zuverläſſige Kunde einzuziehen, ſchickte er ein paar Ordensgeiſtliche dahin, die Patres Blandiniere und Duval,[1] denn dort finde ein Mönch überall Zutritt und erfahre das Geheimſte, mit der Anweiſung, ihm die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu berichten.

Für das Amt eines Geſandten wählte er, wie er damals pflegte, einen militäriſchen Diplomaten, den Marquis de Harcourt, der ſich in dem letzten Kriege durch die Vertheidigung von Luxemburg hervorgethan hatte, und mit dem Anſehen, das er dadurch erworben, alle die Eigenſchaften verband, die für eine ſchwierige Sendung erforderlich ſind: den Ruf der

[1] Instruction du père Duval: ce ne sera, qu'en écrivant la verité qu'il peut plaire a S. Mé: Unwahrheiten ſeien beſonders dann unvermeidlich, lorsqu'on se laisse entrainer par le penchant, d'écrire des choses agréables. Davor ſolle er ſich hüten.

Uneigennützigkeit, welcher Vertrauen erweckt, durchdringenden Blick, Mäßigung und Festigkeit. Auch diesem ertheilte er zunächst nicht den Auftrag, Vorschläge zu machen und Unterhandlungen zu pflegen, sondern nur die Rechte des Dauphin, welche unbestritten seien, in Erinnerung zu halten, und den Versuch, der zu Gunsten eines Erzherzogs gemacht werden dürfe, zu vereiteln.[1]

Am 11. April 1698 hatte Harcourt seine Antrittsaudienz bei König Carl II. Er ward in einem kleinen Zimmer empfangen, in welchem sich nur noch der Dolmetscher befand, denn eines solchen bedurfte es noch zwischen Spaniern und Franzosen. Der König lehnte sich an einen hinter ihm stehenden Tisch an, auf dem zwei Kerzen brannten; diese waren aber mit Absicht so aufgestellt, daß es dem Gesandten unmöglich wurde, ihm in die Augen zu sehen oder seine Gesichtsfarbe zu unterscheiden.[2]

Denn schon befand sich Carl II. in einem Zustande von Hinfälligkeit, der seinen Tod noch eher erwarten ließ, als derselbe eintrat und den man sehr sorgfältig zu verheimlichen suchte, vor allem vor einem Franzosen.

Harcourt ward auch der Königin vorgestellt, die ihm, wiewohl nicht ohne Verwirrung, französisch antwortete. Es

[1] Aus den reichen Sammlungen des Archives der auswärtigen Angelegenheiten von Frankreich lagen mir die Bände 77 bis 85 der spanischen Correspondenz, die von 1697 bis Ende 1700 reichen, vor. Das treffliche Werk von Mignet ist nicht bis in diese entscheidenden Jahre gelangt. Die Memoiren von Torcy sind sehr fragmentarisch und lassen mancherlei Zweifeln Raum. Mir war es von unschätzbarem Werth, die Documente selbst durchsehen und mir daraus eine begründete Ansicht bilden zu können.

[2] So erzählt der Gesandte selbst; was in Stanhope's Correspondenz darüber vorkommt, beruht auf Mißverständniß.

war Maria Anna von Pfalzneuburg, Schweſter der Kaiſerin, dritten Gemahlin Leopolds I., deren Söhne die beiden Erzherzoge waren, gleichſam die geborne Vertreterin der Anſprüche auf den ſpaniſchen Thron, die den franzöſiſchen entgegengeſetzt wurden. An der Regierung nahm ſie hauptſächlich dadurch Antheil, daß ſie auf die Gnadenbezeugungen des Königs und auf die Beſetzung der Stellen einwirkte; man gab ihr oder ihrer Umgebung hiebei Willkür und Gewinnſucht Schuld. Sie war ſtolz und unternehmend, gefürchtet und verhaßt. In unaufhörlicher Agitation der Parteien, zuweilen ſchwankend in ihrer Politik, nicht ſelten gefährdet, wußte ſie ſich doch allezeit zu behaupten.

Auf die höchſten Kreiſe und die Perſönlichkeiten, in deren Hände die Geſchäfte lagen, konnte Harcourt, bei dem natürlichen Gegenſatz in dem er mit ihnen ſtand, keinen Einfluß gewinnen: ſie blieben ihm lange Zeit hindurch ſo gut wie unzugänglich. Dagegen trat er zu einigen der vornehmſten Männer des Landes, die jenen ſelbſt widerſtrebten, in Verhältniß. Nicht ohne Schwierigkeit war es für ihn, ſie zu ſehen und zu ſprechen. Es geſchah zuweilen in einem großen Garten, wie dem der Marquiſe von Gudana, nahe bei ſeinem Hauſe, oder in einer Kirche, einem Kloſter, zuweilen wohl auch vor der Stadt auf einem beſtimmten Platze; regelmäßige Beziehungen wurden durch dritte Perſonen vermittelt. Harcourt ſuchte vornehmlich die Einwendungen zu heben, welche man gegen die Anerkennung der franzöſiſchen Anſprüche zu machen pflegte. Die Großen fürchteten, Spanien werde von den Franzoſen behandelt werden, wie die Provinzen ihrer Monarchie von den Caſtilianern behandelt worden waren; Ludwig werde ſie durch Vicekönige nach ſeinem Sinn regieren laſſen; Harcourt war beauftragt, dieſe Beſorgniſſe

durch beſtimmte Zuſicherungen zu zerſtreuen. Ludwig XIV. ſagt in ſeinem erſten Schreiben, er begreife ſehr wohl, daß ein ſolcher Zuſtand für die Spanier unerträglich ſein würde; Spanien müſſe vielmehr ſeinen Rang in der Welt, ſeine Selbſtſtändigkeit behaupten, auch wenn es die franzöſiſchen Erbanſprüche anerkenne. Der Dauphin werde ſeine Rechte an denjenigen von ſeinen beiden jüngern Söhnen abtreten, welchen die Verſammlung der Cortes ſelbſt wählen würde: der ſolle dann nach Spanien kommen, daſelbſt ſeine Erziehung vollenden, die Grundſätze des Königreichs in ſich aufnehmen. Man werde Vorkehrung treffen, daß die Reunion der beiden Kronen auch in Zukunft vermieden bleibe; Spanien ſolle einen König für ſich allein haben, welcher zwar die Verbindung mit Frankreich erhalten, aber zugleich über die Integrität der eigenen Monarchie eiferſüchtig wachen werde. [1]

Mit dieſen und ähnlichen Vorſtellungen fand nun Harcourt ohne Mühe Eingang. Auf die Verſicherung, daß in der Regierung von Spanien, durch den Eintritt eines franzöſiſchen Prinzen, keine Veränderung veranlaßt werden ſolle, erklärte ihm einer der angeſehenſten Männer, Marques de los Balbaſes, daß ein ſolcher alsdann Jedermann willkommen ſein, daß er nicht den mindeſten Widerſtand finden werde.

[1] Dep. du 16 Mars: que c'est à l'assemblée des états généraux de tout le royaume, que je veux me reporter et que mon fils s'en reporte aussi pour transmettre tous ses droits à la couronne d'Espagne à celui de mes petits fils que les états voudront choisir, que je ne propose que les ducs d'Anjou et de Berry, comme les plus eloignés de ma couronne et afin d'ôter tout lieu à craindre que l'Espagne y puisse jamais être reunie; que celui des deux que les états choisiront, se rendra incessamment en Espagne que les Espagnols le formeront eux mêmes — —

Von der größten Bedeutung war es, welches die Anſicht des Cardinals Portocarrero ſein würde. Dieſer Prälat machte ſich durch eine verſtändige und von gutem Erfolg begleitete Verwaltung ſeines Erzbisthums verdient; auch von Protection ſeiner Angehörigen hielt er ſich ferne. Die Unabhängigkeit, die er durch die Reichthümer ſeines Bisthums beſaß, vielleicht auch ſeine ausgeſprochene, feindſelige Haltung gegen die Königin, äußere Frömmigkeit und Würde, verſchafften ihm ein allgemeines Anſehen; er galt für das Orakel von Spanien.[1] Portocarrero nun ſagte dem franzöſiſchen Botſchafter ohne Umſchweif, nach ernſtlicher Erwägung, welcher von den beiden Prätendenten das meiſte Recht habe, und für ſein Vaterland am nützlichſten werden würde, habe er ſich für einen der beiden Enkel des Königs von Frankreich entſchieden: denn dieſer Fürſt verbinde mit dem Rechte auch die Macht daſſelbe zu behaupten. Und eben dahin ſchien ſich die Meinung bei weitem der meiſten Menſchen in Spanien zu neigen.

Die letzte Kriegsgemeinſchaft mit Oeſterreich, welche doch das Land nicht vor großen Nachtheilen geſchützt hatte, die Einmiſchung der öſterreichiſch geſinnten Königin in die Geſchäfte, die anmaßende Haltung der letzten Geſandten, welche Beiſtimmung als eine Pflicht in Anſpruch nahmen, hatte die Sympathie für das kaiſerliche Haus geſchwächt oder vernichtet. Dagegen wirkte der Ruhm und Glanz, welcher Ludwig XIV. umgab, nach langem Widerſtand, auf Spanien fortreißend ein. Die Officiere, die gegen ihn gedient hatten, kamen als

[1] Aluise Mocenigo Relatione di Spagna: si conosce amante della pietà dell' onesto e del giusto. — lontano di ogni biasimo di venalità —

ſeine Bewunderer aus dem Felde. Man war allgemein überzeugt, daß nimmermehr Oeſterreich, ſondern allein der große König die Monarchie von Spanien gegen ihre Feinde werde beſchützen können. Und dem Ruhme ſeiner Waffen entſpreche die Gerechtigkeit, mit der er ſein Reich im Innern verwalte: nichts aber vermiſſe man in Spanien mehr, als Sicherheit und Handhabung des Rechts: von einem Enkel Ludwigs XIV. laſſe ſich erwarten, daß er auch in dieſer Hinſicht in deſſen Fußſtapfen treten werde.

Wie der König ſelbſt durch ſeine Mäßigung dieſe gute Stimmung vorbereitet hatte, ſo war Harcourt bedacht, ſie durch ſein Verfahren zu verſtärken. In den Geſchäften lag ihm mehr daran, Schwierigkeiten zu vermeiden, als ſie zu überwinden; im Umgang entfaltete er alle liebenswürdigen Seiten des franzöſiſchen Charakters; er ließ es bei denen, welche er zu gewinnen für rathſam hielt, an Geſchenken nicht fehlen, wozu ihn der König, wenn auch bei weitem nicht in dem Maße, wie man vorausgeſetzt hat, mit den nöthigen Mitteln verſah; [1] er zeigte ſich übrigens im Sinne der Spanier gottesfürchtig und prächtig. Zuweilen iſt er, wenn er mit ſeiner Gemahlin, an der man Schönheit und Anmuth bewunderte, durch die Straßen der Hauptſtadt fuhr, mit Acclamationen des Volkes empfangen worden.

Unter dieſen Umſtänden faßte Harcourt die Ueberzeugung, daß wenn der Fall eintrete, ein Prinz von Frankreich ohne Schwierigkeit auf den Thron von Spanien gelangen werde:

[1] Der König ſagt ihm, alles Geld, das er ihm ſenden könne, würde doch dem nicht die Wage halten, das die Königin aufzuwenden im Stande ſei. Tout l'argent que je vous puis faire remettre, ne peut être employé qu'à des gratifications particulières —

man brauche nur ruhig und in guter Haltung das Ereigniß abzuwarten: — nichts zu thun, sei zuweilen viel thun.

Der Franciscanergeneral hat sich vermessen, den Kopf verlieren zu wollen, wenn nicht vierzehn Tage nach dem Tode des Königs ein französischer Prinz in den gesammten spanischen Ländern anerkannt sei.

Es fehlte jedoch viel, daß in Folge der übereinstimmenden Berichte des Botschafters und jener Ordensleute nun auch Ludwig XIV. selbst diese Sicherheit der Erwartung getheilt hätte. Er war gewohnt, alle Autorität in den Regierungen zu sehen, alle Erfolge von ihnen zu erwarten: von der spanischen Regierung ward ihm nur Unliebsames gemeldet. Bei einem Anfall z. B., den die Mauren damals auf Ceuta machten, bot er derselben seine Hülfe an: sie wies solche mit altspanischem Stolze von der Hand; im Staatsrath war die Mehrheit der Stimmen dagegen. Der Gesandte selbst hielt es nachgerade nicht für rathsam, eine Versammlung der Cortes noch bei Lebzeiten des Königs zu veranlassen, weil der Einfluß und die Geldmittel der Königin sie leicht zu unerwünschten Beschlüssen veranlassen könnten. Ludwig XIV. meinte nicht, daß gegen eine solche Ungunst der Herrschenden die Zustimmung der Menge sehr ins Gewicht falle. Die Versicherungen einzelner Großen fand er unbestimmt und unzuverlässig, ihre Haltung furchtsam. [1]

Schon hatte er für weise erachtet, Unterhandlungen von sehr abweichender Tendenz nach andern Seiten hin anzubahnen.

[1] Der König an Harcourt 21. Sept. 1698. Je vois que ceux qui puissent être les mieux intentionnez sont en même tems les plus timides —

Erſter Theilungsvertrag.

Im Anfang des Jahres 1698 ſchickte König Wilhelm den alten Vertrauten ſeiner Unternehmungen, Wilhelm Bentink, Grafen von Portland nach Paris, um das begründete gute Verhältniß weiter zu fördern, und die Sicherſtellung Englands gegen die Verſuche der Jakobiten noch einmal in Anregung zu bringen. Ludwig XIV. erwartete, daß ihm Portland auch über die Zukunft Spaniens eine Eröffnung machen werde. Da der Geſandte davon ſchwieg, brachte der König die Sache ſelbſt zur Sprache. Er ließ ihn durch Pomponne die Rechte des Dauphin und der Kinder deſſelben darlegen; man brauche darum, fügte dieſer hinzu, nicht für das Gleichgewicht von Europa beſorgt zu ſein: es komme ja nur darauf an, ſolche Anordnungen zu treffen, daß Frankreich und Spanien nicht vereinigt werden könnten, und den Generalſtaaten eine Barriere zu bewilligen, die ſie auf immer ſichere.

Es zeigte ſich aber ſogleich, daß das bei den Engländern niemals zu erreichen ſein würde. Portland erwiederte, allerdings möge man bei einer Combination, wie ſie der Kaiſer fordere, auch ein Uebergewicht von Oeſterreich zu fürchten haben; noch viel gefährlicher aber ſei das Uebergewicht von Frankreich; ſchon deßhalb, weil jenes lediglich Continentalmacht, dieſes aber auch zur See mächtig ſei. Die Gegengründe Pomponne's machten keinen Eindruck auf ihn. Endlich brach er in die Worte aus: wenn Frankreich den Anwachs der öſterreichiſchen Macht ſo ſehr fürchte, die ganze übrige Welt den Anwachs der franzöſiſchen, warum ſollte man nicht eines Dritten gedenken, der unzweifelhafte Rechte habe und der Niemand gefährden könne? [1]

[1] Officieller Bericht über dieſe Conferenz, 14. März 1698. Lettres I,

Dieſer Dritte war der Kurprinz Ferdinand von Baiern, Enkel des Kaiſers Leopold, Urenkel Philipps IV., den aber bisher der Kaiſer ſelbſt auszuſchließen geſucht hatte.

Das Verhältniß beruhte darauf, daß König Philipp IV. in ſeinem Teſtament ſeiner jüngern Tochter Margarete, die mit dem Kaiſer vermählt war, den Vorzug vor der ältern gegeben, im Fall aber, daß aus dieſer Ehe kein Erbe entſpringe, den Kaiſer ſelbſt ſubſtituirt hatte. Ohne Kinder war nun dieſe Ehe nicht geblieben. Die aus ihr hervorgegangene Tochter war mit dem Kurfürſten Max Emanuel von Baiern vermählt worden. Aber der Kaiſer war nicht geſonnen, einen Anſpruch, dem das Haus Habsburg-Oeſterreich ſeit faſt zwei Jahrhunderten gehörte, an das Haus Baiern übergehen zu laſſen. Durch eine Verzichtleiſtung ſeiner eigenen Tochter ſuchte er denſelben dem Mannesſtamme des Hauſes Oeſterreich, dem einen der beiden Söhne, die ihm von einer dritten Ehe geboren worden, vorzubehalten. Die Kurfürſtin verzichtete bei ihrer Vermählung.

Allein damit ſetzte ſich der Kaiſer aufs neue der Einwendung aus, welche von franzöſiſcher Seite erhoben worden war. Der Kurfürſt behauptete, daß die Verzichtleiſtung ſeiner Gemahlin keine Wirkung auf die Rechte ihres und ſeines Sohnes — eben des Kurprinzen, der im Jahre 1692 geboren worden war — ausüben könne. Und da nun dieſe Renunciation nicht, wie die franzöſiſche, in einem feierlichen europäiſchen Tractat ausgeſprochen worden war, ſo fand er damit die Beiſtimmung der Seemächte. Wenn man die bei der Erledigung des ſpaniſchen Thrones drohenden europäiſchen Gefahren ins Auge faßte, ſo erſchien die Auskunft, welche die Thronfolge dieſes Kindes darbot, als die glücklichſte. Wie wollte man ſonſt einen

Zuſammenſtoß von Oeſterreich und Frankreich, die Erneuerung des eben mit ſo viel Mühe beendigten Kriegs vermeiden? König Wilhelm III. meinte durch die Stipulationen des Vertrages von 1689 daran nicht gehindert zu werden. Unter Freunden warf er die Frage auf, ob die Conföderation, nachdem der Friede geſchloſſen war, überhaupt noch als beſtehend betrachtet werden dürfe; auf dem Congreß von Ryßwik hatte er vermieden, den Anregungen des Kaiſers Statt zu geben. Er nahm ſich der Anſprüche des Kurprinzen unumwunden an. Als der franzöſiſche Geſandte, Graf Tallard, ihm ſelbſt ähnliche Eröffnungen machte, wie an Portland geſchehen waren, antwortete er nicht anders, als dieſer. „Wie," rief Tallard aus, „Spanien, Indien, Italien, die Niederlande, Alles dieß ſoll der Sohn eines Kurfürſten von Baiern haben?" — Die Aufſtellung eines dritten Thronbewerbers aus einer kurfürſtlichen Familie in Mitte zwiſchen Kaiſern und Königen ſchien ihn faſt zu beleidigen.

So lebhaft aber die erſten Entgegnungen der Franzoſen lauteten, ſo wurden ſie doch nicht lange feſtgehalten. König Ludwig, den, wie berührt, die günſtigen Nachrichten ſeiner Bevollmächtigten aus Spanien nicht befriedigten, glaubte voraus zu ſehen, daß er in den Nebenprovinzen auf noch größere Schwierigkeiten ſtoßen würde; namentlich in Mailand, wo der Prinz von Vaudemont, der früher in kaiſerlichen Dienſten geſtanden hatte, die erſte Stelle bekleidete, und in den ſpaniſchen Niederlanden, wo der Kurfürſt ſelbſt Gouverneur war: von Holländern und Engländern unterſtützt, werde ſich dieſer leicht zum Herrn der Landſchaften machen. Aber das größte Hinderniß ſah er in der Eiferſucht der europäiſchen Mächte. Er machte ſich damals keine Illuſion darüber, daß eine neue

Ligue ſich gegen ihn bilden, ein noch gefährlicherer Krieg, als der vorige geweſen ſei, ausbrechen werde; welche Hülfe aber würde Spanien, wenn es auch zum Theil auf ſeiner Seite ſei, ihm bieten?[1] Wie viel beſſer, der europäiſchen Nothwendigkeit durch eine Beſchränkung ſeiner Anſprüche Rechnung zu tragen, zumal da er aus denſelben Vortheile ziehen könne, durch welche die Machtentwicklung von Frankreich ſelbſt weſentlich gefördert würde.

Das erſtemal war es überhaupt nicht, daß die Franzoſen der Anſprüche des Kurprinzen gedachten, die für ſie in ſo fern ſelbſt Werth hatten, als ſie ebenfalls den öſterreichiſchen entgegenliefen. Ihr Sinn ging auch jetzt nur dahin, den baieriſchen Prinzen als den Repräſentanten der Rechte der jüngern Tochter, die ſie einſt zu einer Abkunft mit Oeſterreich vermocht hatten, anzuerkennen. Sie ſchlugen wie damals eine Alternative vor, nach welcher entweder ein Sohn des Dauphin oder der Kurprinz Spanien und Italien erhalten, und nach deren Ausfall die übrigen Provinzen an die verſchiedenen Mächte auf eine entſprechende Weiſe ausgetheilt werden ſollten. Wir wollen nicht die mancherlei Möglichkeiten der Ländervertheilung, die in den Unterhandlungen zum Vorſchein kamen, noch die Gründe erörtern, mit denen ſie befürwortet, oder aus denen ſie verworfen wurden; zuletzt wurden die

[1] Ludwig an Harcourt 15. Sept. 1698. Aussitôt que l'on verroit un de mes petits fils appellé a cette succession, les autres princes jaloux de l'augmentation de ma puissance eussent bientôt formé une nouvelle ligue plus forte encore que la dernière, pour s'opposer a mes desseins et en verité il ne seroit pas plus possible, d'empêcher le demembrement de la monarchie d'Espagne lorsqu' il faudroit envoyer des flottes et des troupes en tant de differens endroits.

Mächte einig, daß der Kurprinz Spanien und Italien sammt den Niederlanden, der Erzherzog Mailand, das ohnehin ein Lehen des Reiches war, erhalten, Frankreich dagegen durch Neapel und Sicilien, die Presidios und Final, an der Gränze der Pyrenäen durch Guipuscoa, besonders die Städte Fuenterabia und San Sebastian erweitert werden sollte. Ludwig XIV. hatte auf der einen Seite Mailand, auf der andern Navarra gefordert, die Seemächte hatten das jedoch abgelehnt, weil er dadurch Meister des Mailändischen sowie der pyrenäischen Halbinsel geworden wäre. Die Zugeständnisse, die sie ihm bewilligten, erschienen ihnen mit Recht wenig bedrohlicher Natur; besonders weil auch der Kaiser durch die Erwerbung von Mailand einen so großen Zuwachs an Macht erlangen würde. Hätte sich die Herrschaft des Kurprinzen unter der Leitung seines Vaters in Spanien befestigt, so würde auch auf dieser Seite Frankreich durch eine neue unabhängige Dynastie, die ihr Dasein der Idee des europäischen Gleichgewichts verdankt hätte, beschränkt worden sein.

Dahin vereinbarten sich Frankreich, die Generalstaaten und England durch einen Vertrag, der am 11. October 1698 im Haag unterzeichnet worden ist.

Noch ward derselbe geheim gehalten: in dem nämlichen Augenblicke aber erlangten, unabhängig davon, die Rechte des Kurprinzen die Anerkennung der Regierung von Spanien.

Bei der Mutter des Königs, Maria Anna von Oesterreich, welche, nachdem sie die Reichsverwaltung in schwierigen Zeiten nicht ohne Verstand und Glück geleitet, die allgemeine Verehrung genoß, hatten dieselben schon immer Fürsprache gefunden, und waren von ihr noch kurz vor ihrem Tode den spanischen Staatsmännern in Erinnerung gebracht

worden.[1] Immer nach allen Seiten thätig, wußte Max Emanuel auch ſpäter Verbindungen in Spanien zu erhalten; man will die Summe kennen, durch die er die Oberhofmeiſterin, Gräfin Berlebſch, die überhaupt für beſtechlich galt, für ſich gewonnen habe; in der That gab die regierende Königin, deren Vertraute die Gräfin war, zuletzt den Widerſpruch auf, den ſie den bairiſchen Anſprüchen entgegengeſetzt hatte. Den rechtskundigen Spaniern ſelbſt erſchienen dieſe als die bei weitem beſtbegründeten. Denn alles beruhe auf dem Teſtament Philipps IV., in welchem der Möglichkeit einer Renunciation nicht gedacht werde; daß der Kaiſer ſeine Tochter zu einer ſolchen bewogen hatte, erſchien ihnen faſt als ein Act von Gewaltſamkeit. Niemals war dieſelbe in den Formen des ſpaniſchen Staatsrechts beſtätigt worden; die Spanier hielten ſie für vollkommen null und nichtig. Auch ein italieniſcher Rechtsgelehrter von hohem Ruf und Anſehen, dem man die Frage vorlegte, ſprach ſich zu Gunſten des Kurprinzen aus.

Und ſo ward Carl II., auf welchen das Verfahren des Kaiſers einen beſonders ungünſtigen Eindruck gemacht haben ſoll, in der That bewogen, ein Teſtament zu Gunſten des Kurprinzen abzufaſſen. Eines Tages, Mitte November 1698, erſchien er perſönlich in dem Staatsrath, um demſelben mitzutheilen, daß er ſeit ſeinen letzten Krankheiten von allen Seiten angegangen, über ſeine Erbfolge zu verfügen, ſich endlich dazu entſchloſſen habe. Don Antonio Ubilla, Staatsſecretär für die allgemeinen Ausfertigungen, verlas hierauf die Acte, durch welche der König, anknüpfend an das Teſtament ſeines Vaters,

[1] Piero Venier: Relatione di Spagna. La regina madre — obbliandosi la tenerezza del nepote e del fratello pareva proponesse l'appoggiar l'elettore.

den Kurprinzen von Baiern als den rechtmäßigen Erben aller ſeiner Rechte und Länder bezeichnete, und für den Fall, daß er mit Tode abgehen ſollte, ehe der Prinz volljährig geworden ſei, die Regierung ſeiner Gemahlin ſammt einer Junta, deren Mitglieder ſogleich bezeichnet wurden, übertrug.[1] Auch für die ſpätere Lebenszeit der Königin ward darin Sorge getragen. Dem Staatsrath wäre es als eine Art von Anmaßung erſchienen, auch nur ſeine Beiſtimmung auszudrücken; ohne ein Wort zu ſagen gingen die Mitglieder auseinander.

Allerdings trafen dergeſtalt die Reſultate der diplomatiſchen Verhandlungen und der Erwägungen, die man in Spanien gepflogen, in der Perſon des Kurprinzen zuſammen: ein Irrthum aber wäre es, die beiderſeitigen Anſichten und Entwürfe für übereinſtimmend zu halten; ſie gingen ſo weit wie möglich auseinander. Die Spanier wünſchten ihre Monarchie, wie ſie war, zu behaupten, die Mächte wollten dieſelbe theilen; jene ſtützten ſich auf das Teſtament Philipps IV., welches der jüngeren Tochter den Vorzug gab: König Ludwig hielt das Recht der älteren Tochter, welches ſein eigenes und das Recht ſeiner Nachkommen war, nach wie vor für das einzig gültige. Indem er aus Gründen der europäiſchen Convenienz in die Erhebung des Kurprinzen auf den ſpaniſchen Thron einwilligte,

[1] So meldet Harcourt 2. December 1698 nach der Mittheilung Portocarrero's: le roi d'Espagne a disposé de sa succession en faveur du prince electoral de Bavière, il a confirmé le testament de Philippe IV. — — s'il venoit a mourir avant que le prince avoit l'age de gouverner ses états, la reine séroit régente avec une junte savoir le Card. de Tolede le president de Castille celuy d'Aragon l'inquisiteur general, un des conseillers d'état et un grand d'Espagne. — — Die Nachricht, die ſich in den Memoiren von de la Torre I, 51 findet, wird hiedurch berichtigt.

fand er ſich doch bewogen, gegen die zu Gunſten deſſelben von Carl II. getroffenen Beſtimmungen ſogar mit einer gewiſſen Bitterkeit zu proteſtiren. Aufs neue erklärte er ſich entſchloſſen, den Anſpruch des Dauphin, der auf dem gemeinen Rechte und den beſondern Gewohnheiten von Spanien beruhe, mit aller ſeiner Macht zu behaupten. Und was zum Erſtaunen gereichen mußte, König Wilhelm erklärte ſich mit dieſer Proteſtation, die ihm vorgelegt worden war, einverſtanden. Denn weder der eine noch der andere wollte den Kurprinzen, allein oder auch nur vornehmlich kraft ſeines Erbrechts, auf den ſpaniſchen Thron gelangen laſſen; nur in Folge einer europäiſchen Uebereinkunft ſollte er ihn beſteigen. Das Erbrecht allein hätte ihm allgemeine und ſehr ausgedehnte Rechte verliehen; die politiſche Uebereinkunft dagegen machte die feſtgeſetzten Abtretungen zur Bedingung ſeiner Regierung. Indem beide Theile auf dieſelbe Perſönlichkeit zurückkamen, ſtanden doch ihre Prinzipien, Erbrecht und europäiſche Convenienz, in geradem Gegenſatz mit einander.

Die ſpaniſchen Staatsmänner ſelbſt hatten ſich überredet, die von ihnen getroffene Beſtimmung werde den Beifall der Mächte haben und ihnen durch den Einfluß, den ein Kurfürſt auf die Politik des deutſchen Reiches ausübe, einen neuen Rückhalt verſchaffen; durch den Widerſpruch, der ſich gegen dieſelbe erhob, geriethen ſie in eine nicht geringe Verlegenheit.

In dieſem Augenblick aber ſtarb der Kurprinz (Februar 1699) an der Krankheit der Pocken. Graf Merode erzählt, er habe nie den jüdiſchen Medicus Don Luys vergeſſen können, den er in dem Krankenzimmer ſah, den Rücken nach dem brennenden Kamin gewandt, denn dieſen beſchuldigte man,

wahrſcheinlich doch ohne Grund,[1] die Krankheit durch Gift unterſtützt zu haben. Bei dem Begräbniß hörte man eine Stimme, welche den Todesfall als ein Glück für das Land bezeichnete. Das Volk von Spanien ſah denſelben faſt als ein Wunder, aber als ein heilbringendes an. Die Thronfolge des jungen, unbekannten Fürſtenſohnes befriedigte weder die Gefühle, noch beruhigte ſie die Beſorgniſſe der Völker.

In dem Vertrage zwiſchen den Mächten war dem Kurfürſten ſelbſt ein eventuelles Erbrecht nach dem Tode ſeines Sohnes zugeſtanden.[2] Und vielleicht hätte man an eine Nachfolge des Vaters denken können, wäre der Prinz wirklich zum Beſitze der Krone gelangt. Wie ſollte das aber jetzt möglich ſein? König Wilhelm las den Artikel noch einmal durch und erklärte, daß derſelbe nicht anwendbar ſei.

Zweiter Theilungsvertrag.

Auf allen Seiten mußte man nun auf eine andere Auskunft Bedacht nehmen.

Frankreich und Oeſterreich ſtanden einander aufs neue ohne dritten Mitbewerber gegenüber, und es hätte wohl für dieſe beiden Mächte an der Zeit ſcheinen können, auf irgend eine Weiſe ſich unter einander zu verſtändigen. Auch iſt davon von Zeit zu Zeit die Rede geweſen, der eventuelle Theilungsvertrag vom Jahr 1668 ward wieder in Erinnerung gebracht; Ludwig XIV. hätte gern geſehen, wenn Harcourt auf den

[1] S. 100. König Ludwig meldet 8. Februar 1699, daß der Kurprinz geſtorben, de la petite verole, einfach ohne weitere Bemerkung.

[2] S. A. Ele. lui succédera dans la possession et jouissance des dits royaumes — et les aura en pleine proprieté pour lui et ses enfans. Articles secrets. 1. 2.

Grund deſſelben eine Unterhandlung mit Graf Harrach in Madrid eröffnet hätte. Aber Harcourt hielt das nicht für gerathen: denn der kaiſerliche Geſandte würde ſich dieſer Eröffnung nur bedienen, um ſie den Spaniern mitzutheilen, die kundgewordene Abſicht einer Theilung aber könne nicht anders als dieſe von ihrer Vorliebe für Frankreich abwenden. Ohnehin liegt ja am Tage, welche Schwierigkeiten der Erneuerung der alten Stipulationen im Wege ſtanden. Sie waren getroffen worden, als die Intereſſen des europäiſchen Gleichgewichts erſt in ihren Anfängen erſchienen: auf das mächtigſte aber waren dieſe jetzt repräſentirt: welch eine ganz andere Stellung hatte Wilhelm III. inne, als damals Johann de Witt. Man durfte weder erwarten, daß Wilhelm jemals in die in jenem Vertrag feſtgeſetzte Abtretung der Niederlande an Frankreich willigen, noch auch daß irgend etwas ohne ſeine Mitwirkung beſchloſſen oder ins Werk geſetzt werden würde.

Auf dieſelbe Weiſe demnach, wie die Unterhandlungen früher gepflogen worden waren, ſo mußten ſie nach dem Tode des Kurprinzen wieder aufgenommen werden. Ludwig XIV. bot auf die erſte Anfrage Wilhelms die Hand dazu. Der frühere Vertrag ward zu Grunde gelegt und man kam überein, daß der Beſitz der dem Kurprinzen zugeſprochenen Theile der Monarchie, alſo auch der ſpaniſchen Niederlande, an den zweiten Erzherzog fallen ſolle. So weit gab Ludwig XIV. den engliſchen Intereſſen nach, aber dagegen forderte er in den ſeinen eine Abänderung der Vertheilung von der größten Bedeutung; er wollte nicht auch Mailand auf eine oder die andere Art öſterreichiſch werden laſſen, was er in ſeinem früheren Tractat zugegeben hatte: er wollte es an den kraft des Ryswiker Friedens wiederhergeſtellten Herzog von Lothringen, der

mit der französischen Prinzessin, die ihm vermählt worden war, wieder in Nancy Hof hielt, übertragen wissen, dieser aber sollte Lothringen dafür aufgeben. Er hätte den großen Gewinn davongetragen, die so oft versuchte Besitznahme dieses Landes, die immer an dem nicht zu beseitigenden Erbrecht gescheitert war, definitiv und rechtlich zu vollziehen.

Wilhelm III. nahm diesen Vorschlag an, dessen Ausführung er wenigstens für ein bei weitem minderes Uebel hielt, als die Erneuerung des Kriegs. Daß der König die eigenen Successionsansprüche fallen ließ, schien ihm dieses Preises werth. Hatte doch auch schon bisher Frankreich sich das militärische Uebergewicht über Lothringen vorbehalten. Die Veränderung erschien als die leichteste, mindest gefährliche.

Es leuchtet aber ein, daß sie den Beifall des kaiserlichen Hofes nicht haben konnte. Dahin würde dieser sich haben bringen lassen, daß er auf die Niederlande verzichtet, sie zum Austausch gegen Lothringen hergegeben hätte; davon aber wollten die Seemächte nichts hören, weil ein Fürst, der nur jene Landschaften besitze, ohne andern Rückhalt nicht so viel Macht haben werde, um sie gegen Frankreich zu vertheidigen; sie verlangten Mailand. Dieß aber wollte Oesterreich, vornehmlich auch aus einem militärischen Grunde, nicht in andere Hände fallen lassen. Leicht würde der Herzog von Lothringen als Besitzer von Mailand unter französischen Einfluß gerathen; und wie sich schon zeigte, daß auch der Kurfürst von Baiern wieder in ein engeres Verhältniß mit dieser Macht trat, so trat die Gefahr ein, daß einmal Baiern und der neue Herzog von Mailand zusammen mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen konnten. Oesterreich würde dann zugleich im Donauthal und von Italien her angegriffen werden, was die äußerste

Gefahr für ſeine Exiſtenz in ſich ſchließe. Ueberdieß aber: an der Ausſtattung eines Prinzen ſeines Hauſes mit Spanien und Indien liege dem Kaiſer ſo viel nicht, da er, wenn er Mailand und Final aufgeben müſſe, außer allen Zuſammenhang mit demſelben komme. [1]

Indem von dem Erbanſpruch die Rede war, hatte doch jede von den großen Mächten ihr beſonderes Machtintereſſe im Auge. Die Seemächte, die dabei ebenfalls von dem ihren geleitet wurden, ließen ſich durch den Widerſpruch von Oeſterreich nicht hindern, ihren Vertrag mit Frankreich auf jener Grundlage zum Abſchluß zu bringen; als es im Mai 1700 — denn die Unterhandlungen mit der Republik verurſachten immer einige Zögerungen — ſo weit gekommen war, [2] forderten ſie, mit Frankreich vereinigt, die Acceſſion von Oeſterreich in dem hohen Ton, den diejenigen anzunehmen pflegen, welche der Uebermacht ſicher zu ſein meinen. Sie glaubten nicht, daß der Kaiſer ſtark genug ſein würde, auf die Länge zu widerſtreben; er werde, meinten ſie, nicht ferner dem Schatten der Erwerbung der geſammten Monarchie nachjagen, und darum ein Loos, das ihm ſo viele und große Vortheile darbiete, von der Hand weiſen. Wenn aber Oeſterreich beitrat, ſo ſchien damit jede Schwierigkeit beſeitigt zu ſein. Der franzöſiſche Geſandte in Madrid war bereits beauftragt, in dieſem Falle in Verbindung mit den Bevollmächtigten der übrigen Mächte

[1] Die einzige einigermaßen authentiſche Nachricht über die Berathungen des kaiſerlichen Hofes findet ſich bei Wagner: Historia Leopoldi II. 526, der als das Reſultat der gepflogenen Berathungen angibt: 1. Hispaniam cum America Gallo cedendam, 2. Italiam archiduci servandam, 3. Belgium Lotharingo attribuendum.

[2] Vgl. hierüber die Correſpondenz des Earl von Mancheſter bei Tindal III, 414.

den geſchloſſenen Vertrag dem König von Spanien, und wenn derſelbe mit Tode abgegangen ſei, den Cortes oder den höchſten Landescollegien vorzulegen, ſich auf keine Verhandlung darüber einzulaſſen, einfach auf ſeine Ausführung zu dringen. Dann werde der allgemeine Friede auf eine Weiſe befeſtigt ſein, daß er nicht mehr geſtört werden könne.[1]

Indem König Ludwig dieſe Unterhandlungen pflog, dieſe Beſchlüſſe faßte, erkannte er offenbar das Recht der europäiſchen Mächte, die Erbfolgefrage nach ihrer Convenienz zu entſcheiden, auch ſeinerſeits an; ja er nahm Theil an der Ausübung desſelben. Allerdings aber waltete dabei die Vorausſetzung ob, daß es allgemeine Anerkennung finden werde. Wenn dieß nicht geſchah, ließ er, anknüpfend an die Sympathien der Spanier, einer entgegengeſetzten Reihe politiſcher Gedanken freien Spielraum.

Die Spanier hatten nach ihren letzten Erfahrungen Bedenken getragen, über die Succeſſion aufs neue eine Verfügung zu treffen. Ludwig XIV. hinderte es ſelbſt, indem er das in der Antwort der Spanier auf ſeine Proteſtation enthaltene Verſprechen, den Frieden pünktlich zu beobachten, hervorhob: — denn dazu gehöre, daß man Alles vermeide, was das gute Vernehmen ſtören könnte, und namentlich nichts beſchließe, was den Rechten des Dauphin auf die ſpaniſche Krone Eintrag thäte.

Aber je weniger über die große Frage verhandelt ward, um ſo mehr beſchäftigte ſie alle Gemüther; ſie regte perſönlichen und patriotiſchen Ehrgeiz, Hoffnungen und Befürchtungen an; mannichfaltige Verſuche wurden gemacht, ſie durch geheime Verabredung zu ſchlichten. Unter andern trat der Gedanke hervor, einen portugieſiſchen Prinzen zum Thronfolger zu berufen. Das große Intereſſe wäre dabei geweſen, die pyrenäiſche

[1] Ludwig an Harcourt, 1. April 1699.

Halbinsel unter demselben Scepter zu vereinigen und der Monarchie überhaupt ihren alten Umfang wieder zu geben. Einige Große und die Königin selbst — wie ja auch die portugiesischen Prinzen, ihre Neffen, denn eine andere ihrer Schwestern, Marie Sophie von Neuburg, saß auf dem portugiesischen Throne — waren dafür. Aber dadurch geschah nur, daß die Anhänger von Oesterreich sich den Gegnern der Königin beigesellten, deren Stellung dadurch überaus schwierig wurde. Die rücksichtslosesten Manifestationen altcastilianischer Opposition gegen das Königthum tauchten empor. Nächtliche Zusammenkünfte wurden gehalten, in denen davon die Rede war, die Königin von dem König zu trennen, oder gar noch bei Lebzeiten des Königs eine von dem Hofe unabhängige Regierungsgewalt zu bilden.[1] Die Auflösung eines Staates zeigt sich am widerwärtigsten in den inneren Feindseligkeiten seiner Oberhäupter, die nicht mehr durch die Idee der Gesammtheit beherrscht und zusammengehalten werden. Alles erfüllte sich mit Parteiung; populäre Tumulte, zufälligen Ursprungs, mußten dem gegenseitigen Hasse der Vornehmen dienen; man sah Männer, die noch eben Alles vermochten, in die Verbannung wandern; andere, die nicht verbannt werden konnten, freiwillig von dem Hofe weichen.[2]

[1] Am 22. Juli 1699 meldet Harcourt: Les juntes nocturnes continuent toujours, mais les gens, qui les composent, sont fort chagrins de ne pas aller plus vite dans leurs projets et du credit, que la reine continue d'avoir. Recht merkwürdig ist ein Schreiben des Landgrafen Georg von Darmstadt (Barcelona, 17. März 1700) an die Gräfin Berlebsch über diese „juntas et bandillas." Bauers Archiv für Hessische Geschichte VIII, 1, 157.

[2] Wie der spanische Gesandte in Wien sich ausdrückt: qu'on ne connoissoit plus l'autorité du roi, qu'à voir partir de tems en tems

Und in dem Unmuth, der hierüber um ſich griff, wandten die Meiſten doch wieder den Blick nach Frankreich. Im Jahre 1699 iſt in dem Staatsrath ſelbſt der Vorſchlag gemacht worden, eine Geſandtſchaft an Ludwig XIV. abzuordnen, und ihn feierlich zu erſuchen: den Herzog von Anjou als Thronfolger in Spanien zuzugeſtehen. Manche meinten dabei ſich der Beſtätigung ihrer Privilegien zu verſichern: Andere ſahen in einer durchgreifenden Regierungsgewalt das größere Heil, denn es ſei beſſer, Einen Herrn zu haben; aber die Einen wie die Andern richteten ihre Hoffnungen auf Frankreich, und der Botſchafter verſäumte nichts, um ſie in ihren Hinneigungen zu beſtärken.

Sollte nun aber der König, der ſo eben die Theilungsverträge abſchloß, nicht dieſe denſelben entgegenlaufenden Demonſtrationen von ſich weiſen?

So lange Oeſterreich dem Tractat nicht beitrat, hielt er für nothwendig und für erlaubt, ſie gewähren zu laſſen und zu pflegen.

Auf ſeinen Befehl ſollten dem König Karl II. Vorſtellungen darüber gemacht werden, daß er allezeit entweder für den Kurprinzen oder für den Erzherzog geweſen ſei, die beſſeren Anſprüche des Dauphin und ſeiner Kinder aber niemals berückſichtigt habe. Jeder Begünſtigung des Erzherzogs ſollte ſich der Geſandte mit allen ſeinen Mitteln in den Weg ſtellen. Träte der Todesfall ein, ehe Oeſterreich den Tractat angenommen hätte, ſo ſollte der Geſandte die Anträge derer, die ſich ihm nähern würden, entgegennehmen, und ſie verſichern, daß der König dieſelben mit Vergnügen empfangen werde,

un petit billet, qui chassoit tantôt l'un tantôt l'autre. Mémoires de Villars I, 485.

beſonders wenn man ihm auch die Mittel angeben wolle, durch welche man ſeine Geſinnung gegen ihn zu bethätigen im Stande ſei.[1] Auf die Nachricht, daß ein ſpaniſcher Geſandter nach Verſailles kommen würde, ſpricht er die Abſicht aus, denſelben zu fragen, ob er ihm Vorſchläge zu Gunſten ſeiner Enkel mitbringe. Die Verbindung, in welche ſein Geſandter mit neapolitaniſchen Mißvergnügten trat, heißt er ausdrücklich gut.

Es iſt wahr, daß dieſe Erklärungen auf die Vorausſetzung begründet waren, daß Oeſterreich nicht annehmen werde, aber wenn man ſie lieſt, ſo findet man ſie auf eine Weiſe ausgeſprochen, daß man in der That nicht mehr weiß, wohin die wahren Abſichten Ludwigs ſchon damals gingen. Indem er auf der einen Seite ſehr ernſtlich an dem Theilungsvertrage feſthält, zeigt doch der Augenſchein, daß er Geſinnungen, die den ausſchließenden Anſpruch ſeines Hauſes begünſtigen, mit Vergnügen wahrnimmt und mit Abſicht pflegt. Und entſprachen dieſe nicht ſeinem tieferen Ehrgeiz? war nicht alles andere nur die durch die europäiſchen Verhältniſſe auferlegte Nothwendigkeit? Man ſieht die Schwierigkeiten kommen, in die ihn ſein Doppelſinn verwickeln muß. Denn immer ſtärker ſetzten ſich die beiden Momente, die in dieſer Angelegenheit liegen, die europäiſche Convenienz und das mit den Sympathien

[1] Schreiben vom 16. Aug. 1699. Vous n'aurez dans ce cas d'autre partie à prendre, que de recevoir favorablement ceux, qui viendront vous faire des propositions, leur dire que vous m'en rendrez compte, que je les écouterai avec plaisir, qu'il faut en même temps, qu'ils faſſent connaître les moyens, qu'ils ont de marquer par les effets leur bonne volonté: vous m'en avertiriez et j'aurais certainement le temps, de vous envoyer mes ordres, avant que les cortes fussent assembler.

der Spanier verbündete dynaſtiſche Intereſſe, neben einander feſt. Eben im Gegenſatz gegen den Theilungsvertrag ſchritt König Carl dazu, ſeinen letzten Willen zu formuliren.

Teſtament Carls II.

So zufällig in ihrem hiſtoriſchen Urſprunge und mangelhaft die Verbindung auch ſchien, durch welche die verſchiedenen Landſchaften und Provinzen der ſpaniſchen Monarchie zu einem Ganzen vereinigt wurden, ſo hatte doch die Zeit ihr Recht geübt und Manches hervorgebracht, was ſie an jeder Stelle beliebt machte; ſchon durch die Gemeinſamkeit der Schickſale, welche ſie in beinahe zwei Jahrhunderten mit einander beſtanden, fühlten ſie ſich an einander geknüpft. Was ſie aber waren, das wollten ſie bleiben. Wem auch nach dem Tode Carls II. der Thron zufallen mochte, ſie wollten auch fortan eine einzige Monarchie ausmachen.

Beſonders die Caſtilianer, welche ſeit Philipp II. einen vorzüglichen Antheil an der Regierung des Ganzen, und dadurch an den Weltereigniſſen genommen hatten, hegten dieſe Geſinnung. Von den Großen, welche die höchſten Stellen in dem eigenen Lande, ſo wie in den Nebenlanden zu bekleiden pflegten, läßt es ſich nicht anders denken; übrigens unter einander entzweit, waren ſie doch hierin vollkommen einverſtanden; in der Größe der Monarchie ſah ein jeder ſeine eigene: aber auch das Volk war eifrig dafür; dieſe Stellung war der Stolz aller Caſtilianer.

Schon das Gerücht von den Unterhandlungen über den zweiten Theilungsvertrag hatte Spanien in lebhafte Aufregung verſetzt; König Carl hatte deßhalb an Ludwig XIV.

geſchrieben und ihn aufgefordert, einem politiſchen Aergerniß ſo unerhörter Art entgegenzutreten. Was mußte man da nicht von dem Bekanntwerden des wirklich geſchloſſenen Vertrages erwarten?

Als im Frühjahr 1700 der Tractat zu Stande gekommen und der Beſchluß gefaßt war, ihn dem ſpaniſchen Hofe officiell mitzutheilen, forderte der Marquis Harcourt, der ein ganz anderes Ziel ſeiner Unterhandlungen in Ausſicht geſtellt hatte, ſeine Abberufung. Er beſorgte eine plötzliche Aufwallung des nationalen Unwillens, der ſich gegen ihn richten würde. Ludwig XIV., der ähnliche, auf gleichen Motiven beruhende Anträge bisher abgewieſen hatte, fand es jetzt ſelbſt angemeſſen, daß Harcourt ſich ſo bald als möglich entferne. Die Geſchäfte der Geſandtſchaft gingen an einen Beamten derſelben, Blecourt, über.

Nicht durch dieſen jedoch, ſondern durch den ſpaniſchen Geſandten in Frankreich, Marquis de los Rios, ließ Ludwig dem König von Spanien officielle Eröffnungen von dem geſchloſſenen Vertrage zugehen, und ihn, „denn nur dadurch werde er den Frieden ſeiner Völker ſichern," zum Beitritt zu demſelben auffordern. Blecourt findet kaum Worte, die Entrüſtung zu ſchildern, in welche König und Königin durch dieſe Mittheilungen geſetzt worden ſeien.[1] Und eine ähnliche Wirkung brachte der Vertrag in der ganzen Nation hervor. Denn wo, ſagte man, ſei es jemals erhört worden, daß durch fremde Mächte über den Beſitz von Ländern entſchieden werde, deren König lebt und regiert: daß man ſie Fürſten zuweiſe, welche von ihm nicht gekannt und eher gehaßt als geliebt werden.

[1] Blecourt 3. Juni: La reine d'Espagne a tout cassé de rage dans sa chambre.

Man fand darin eine Ungerechtigkeit und eine Beleidigung: die große ſpaniſche Monarchie werde behandelt, als wenn ſie die Republik San Marino oder das Fürſtenthum Mirandula wäre.

Auch Die aber, die über den erſten Eindruck hinwegkamen und die Beſtimmungen des Tractates einer näheren Prüfung unterwarfen, fanden ihn verderblich. Man muthe, ſagten ſie, Spanien zu, die Barriere der Holländer auch in Zukunft gegen Frankreich zu vertheidigen; wo ſolle aber dieſes Land die Kräfte dazu hernehmen, wenn man es ſeiner beſten Provinzen beraube? Spanien werde in Zukunft der franzöſiſchen Macht überhaupt nicht widerſtehen können. Dieſe eröffne ſich durch den Tractat Guipuscoa und Catalonien; von Holländern und Engländern wenigſtens werde ſie nicht abgehalten werden können, in Navarra und Aragon vorzudringen, das ganze Land werde ſich ihnen unterwerfen müſſen. Und wie wolle Spanien die ſüdamerikaniſchen Colonien behaupten, da es die See nicht mehr beherrſche? Man werde die Engländer und Holländer ſich der Häfen bemeiſtern, und, was das ſchmerzhafteſte ſei, in dem rechtgläubigen Gebiete die Lehren von Luther und Calvin zur Herrſchaft gelangen ſehen.

Im ganzen Reiche gab es nur Eine Stimme, die der Entrüſtung und des Abſcheues über dieſen Vortrag. Man hätte erwarten ſollen, daß ſich die Nation in ihrem verletzten Selbſtgefühl dagegen erheben und mit Aufbietung aller ihrer Kräfte ihre politiſche Exiſtenz zu retten ſuchen werde.

Der König von Spanien ließ von den namhafteſten Männern ſeines Reiches, geiſtlichen und weltlichen Standes, ſelbſt den zuletzt Verbannten, Gutachten über die zu ergreifenden Beſchlüſſe einfordern. So viele deren aufbehalten worden ſind,

alle ſtimmten darin überein, daß das Reich nicht die Kraft habe, ſich zu widerſetzen: es habe nicht Menſchen genug, um ein Heer aufzuſtellen, weder Geld, um eine Aushebung zu bewirken, noch auch Mittel, ſich Geld zu verſchaffen: — vergeblich wäre es, etwas zu rathen, deſſen Ausführung unmöglich ſei.

Sich dem drohenden Unheil zu unterwerfen, war jedoch eben ſo wenig ihr Sinn. In der äußerſten Bedrängniß glaubten ſie nur eine einzige Rettung zu ſehen: dieſe beſtand in der Anerkennung der Anſprüche des Königs von Frankreich.

Die Franzoſen hatten von dem Bekanntwerden des Theilungsvertrages ein Wiederaufflammen des alten Nationalhaſſes befürchtet, aber eben das Gegentheil geſchah: man fand ſogar, Ludwig XIV. habe Recht daran gethan ihn zu ſchließen, er habe dadurch den Spaniern die Augen geöffnet. Indem dieſe ſahen, daß es mit der Theilung der Monarchie Ernſt werden würde, eben darum, weil der König von Frankreich an derſelben Theil nahm, beſchloſſen ſie, alle Rückſichten, durch die ſie bisher abgehalten worden waren, von ſich zu werfen, und bei dem, der ſie hauptſächlich bedrohte, ihre Rettung zu ſuchen. [1]

Es gab auch hierüber kaum eine Verſchiedenheit der Meinungen. Der Staatsrath erklärte ſich bereits am 6. Juni mit großer Mehrheit dafür.

Der Marquis von Villafranca geht in ſeinem Votum davon aus, daß der König die Pflicht habe, Sorge zu tragen, daß die Monarchie für alle Zeit in der Verfaſſung und dem Umfang verbleibe, in welcher er ſie beſitze; wäre ſie in ihrer

[1] Copia de voto del Sign. Mrqs. de Villafranca in dem 85. Band der Correſpondenz. Que la monarquia se mantenga todos tiempos en la misma forma y sin diminucion como Va. Md. la posee.

alten Macht, zu Land und zu See, so würde das keine Schwierigkeit haben, jetzt aber sei sie dazu nicht fähig, selbst nicht mit Hülfe des Kaisers. Der Theilungsvertrag liefere die Monarchie bereits in die Hände von Frankreich. Wohl sei es nur die eine Hälfte, welche dem König Ludwig zugesprochen werde, aber die andere werde er bei dem ersten Zerwürfniß einnehmen, man könne sie ihm nicht streitig machen: er werde dann die eine und die andere als erobertes Land betrachten und sie mit seinem Reiche vereinigen.[1] Das einzige Mittel dagegen sei, daß man die Verzichtleistungen der früher nach Frankreich vermählten Infantinnen als ungültig betrachte; das Wohl des Staats habe sie einst gefordert, das Wohl des Staats mache jetzt nothwendig, sie aufzugeben; es sei nicht allein das Recht, sondern die Pflicht des Königs, dieß zu thun. Zwar werde die Einwendung erhoben, hauptsächlich der kaiserliche Gesandte spreche davon, daß der König von Frankreich erklärt habe, auf die Anerbietungen der Spanier nicht mehr eingehen zu wollen; sollte er das wirklich gesagt haben, so wäre es entweder ein Beweis, daß er auf eine Eroberung von Spanien denke, — das äußerste Unglück, das begegnen könne — oder, was wahrscheinlicher, nur ein Zeichen, daß er eingeladen zu werden wünsche; denn daran lasse sich ja gar nicht denken, daß er die Berufung eines seiner Enkel zur Nachfolge auf dem Thron der spanischen Monarchie ablehnen sollte.[2]

[1] Que solo ay la diferencia de dividir en tiempos el apoderarse destos dominios quitando el honor, que podra occasionar el quererlo conseguir de una vez.

[2] No se deve pensar, que no quiera venir en que un nieto suyo see successor a esta corona, si no es, que esta tan firme en parecer, que todo lo ha de conquistar y yuntar a la suya.

Der Marquis de Manzera ſagt, Alles, was man früher vorgeſchlagen, wie die Rüſtung des Landes, oder ſelbſt die Berufung der Cortes, würde jetzt ins Verderben führen; in dem Schiffbruch, welcher bevorſtehe, gebe es kein anderes Rettungsmittel, als dieß, einen jungen Sohn des Hauſes von Frankreich anzuerkennen.

Es war, wie man ſieht, vor Allem das Gefühl der harten und unvermeidlichen Nothwendigkeit, was die Spanier zu dem definitiven Entſchluſſe brachte; doch fehlte es auch nicht an rechtlichen Gründen dafür.

Auch die juridiſche Frage hatte man in Spanien bereits mit Ernſt und Methode erwogen.

Ein vorläufiges Bedenken war, ob der König überhaupt befugt ſei, über ſeine Nachfolge durch Teſtament zu beſtimmen. Man antwortete, daß nach dem bei Fideicommiſſen üblichen Herkommen ihm als dem Letzten ſeines Stammes dieß Recht nicht beſtritten werden könne, ſelbſt wenn er mit den Verfügungen ſeines Vorfahren in Widerſtreit gerathe, nur müſſe ſein Ausſpruch mit dem Erbrecht übereinſtimmen; er könne ein ſolches nicht ſchaffen, wohl aber es durch teſtamentariſche Verfügung verſtärken.

Wenn nun ſchon bei Erwägung der Anſprüche des Kurprinzen und der Renunciation, welche die Mutter deſſelben geleiſtet hatte, die Anſicht gefaßt worden war, daß eine ſolche Verzichtleiſtung den ſpaniſchen Geſetzen widerſpreche und keine bindende Kraft habe, wie hätte man dieß nicht auch auf die Verzichtleiſtung ſeiner älteren nach Frankreich vermählten Schweſter anwenden ſollen? Das war ja die urſprüngliche Ueberzeugung der ſpaniſchen Rechtsgelehrten, die ſchon bei dem pyrenäiſchen Frieden geäußert wurde, daß die Verzichtleiſtung

im Angeſicht des natürlichen Erbrechts, das nach ſpaniſchen Geſetzen ſich auch auf Frauen erſtrecke, nicht verpflichte. [1]

Noch zögerte König Carl, die letzten Verfügungen in dieſem Sinne zu treffen; er hatte, wie ſich von einem Sprößling des Hauſes Oeſterreich an ſich vorausſetzen ließ, Sympathien für ſeinen Stammesvetter: er wollte den Kaiſer nicht beleidigen noch entfremden, wiewohl man ihm ſagte, daß dieſer nicht werde zürnen können, da ihm die Fortdauer der Monarchie ſelbſt am Herzen liegen müſſe. Um jedem Zweifel ein Ende zu machen, fühlte er ſich bewogen, nach dem altkatholiſchen Sinne dieſer Monarchie den Ausſpruch des römiſchen Papſtes anzurufen.

Das Schreiben des Königs Carl an Papſt Innocenz XII. iſt vorhanden. Er ſelbſt hebt darin die aus dem Theilungsvertrag, welcher überdieß geheime Artikel haben werde, für die Alleinherrſchaft der katholiſchen Religion zu erwartenden Gefahren hervor: auch er fürchtet das Eindringen der proteſtantiſchen Meinungen in Südamerika. Um das Reich vor dieſem Uebel und den andern ihm drohenden Bedrängniſſen zu ſchützen, werde ihm, ſo fährt er fort, von ſeinen vornehmſten Dienern die Berufung eines der jüngeren Söhne des Dauphin von Frankreich zur Thronfolge angerathen: er lege die Entſcheidung in die heilige Hand des allgemeinen Vaters, um, wenn er von ihm das Wort der unfehlbaren Wahrheit vernommen habe, den Entſchluß zu faſſen, der zur Aufrechthaltung der Untheil-

[1] Voto del conde de Santisteban: man habe keine Zeit zu verlieren, ſich an den König von Frankreich zu wenden: que el sea por medio del Papa es muy a proposito. Manzera: En quanto al escrivir V. Md. al Papa — — Signe el dictamen del Sr. Card. Portocarrero hatte dieſen Rath gegeben.

barkeit des Reiches und der Religion, so wie zur Beruhigung seines Gewissens am besten diene.[1] Papst Innocenz XII. legte die Frage einer Congregation der vornehmsten Cardinäle vor, unter denen wir Albano, später Papst Clemens XI., bemerken. Wie hätte aber dem römischen Hofe nicht Alles daran liegen sollen, die vorzugsweise katholische Monarchie ungeschmälert in die Hände eines unbedingt katholischen Fürsten übergehen zu sehen? Nun stand aber damals Ludwig XIV. wieder in sehr vertrauten Beziehungen zu Rom: er versäumte nicht, daselbst wissen zu lassen, daß er, allen Einwendungen zum Trotz, die Widerrufung des Edicts von Nantes erneuert habe. Wir vernehmen, den Gründen der Spanier sei in Rom die Betrachtung hinzugefügt worden, daß ja die Verzichtleistung den einzigen Zweck gehabt habe, die Vereinigung der beiden Kronen auf Einem Haupte zu verhüten: diese Besorgniß aber falle weg, wenn einer der jüngeren Söhne des Dauphin die spanische Krone erhalte. Würde man sagen, die Verzichtleistung sei durch einen Eid bekräftigt worden: so sei der Papst sehr bereit dazu, von diesem Eide zu entbinden. Die Congregation erklärte sich in dem jetzt in Spanien vorwaltenden Sinne. Am 6. August sah man gegen alle Gewohnheit den Cardinalstaatssecretär sich zweimal vom Quirinal zu dem spanischen Gesandten begeben; er überlieferte demselben das eigenhändige Antwortschreiben des Papstes.[2] Innocenz XII. billigt darin

[1] He querido ofrezer a dios en su iglesia el sacrificio de la propria voluntad poniendo como lo hago mis resoluciones y mis reynos en las santas manos de V. Bd. Das bei Capefigue: Diplomatie de la France et de l'Espagne, S. 20 mitgetheilte Schreiben ist unächt.

[2] Ueber diese Verhältnisse unterrichtet uns Ottieri.

das Gutachten der spanischen Räthe des Königs, da es sich auf die Nothwendigkeit gründe, die Einheit und Integrität der Monarchie durch die allein zum Ziele führenden Mittel zu erhalten. Wie es der König gewünscht hatte, sagt er seine Vermittelung zu diesem Zwecke zu. Diese beiden sterbenden Männer, denn auch der Papst fühlte sich dem Tode nahe, verfügten über die Zukunft der Welt.

Hierauf, von einem neuen Krankheitsanfall heimgesucht, schritt König Carl zur Abfassung seines Testaments. Er glaubte seiner Pflicht gegen sein Reich, die Religion und seine Unterthanen zu genügen, wenn er die Monarchie, die im Gegensatz mit Frankreich gebildet worden war, und im Kampf mit derselben eine Epoche welthistorischer Größe gehabt hatte, mit Vorbeigehung seiner Agnaten, den Nachkommen desjenigen übertrug, in dessen Namen sie auf das ernstlichste und glücklichste bekämpft worden war.

„In der Villa von Madrid, am dritten Tage des October" — so lautet die amtliche Aufzeichnung — „vor mir, Don Antonio de Ubilla y Medina, oberstem Reichsnotar, und den unterschriebenen Zeugen, hat König Carl II., den Gott erhalte, von Krankheit heimgesucht, aber im Besitz seines natürlichen Verständnisses, ein mit seinem königlichen Wappen dreifach versiegeltes Papier niedergelegt mit der Erklärung: das sei sein Testament, in welchem er seine Erben benannt habe; man solle es weder öffnen noch publiciren vor seinem Tode; nach demselben aber solle dieß mit aller Feierlichkeit geschehen, und jedes andere Testament oder Codicill, die er früher gemacht haben möge, widerrufen sein." Die Zeugen waren die Cardinäle Portocarrero und Borja, sammt den vornehmsten Beamten des Hofhalts. Diese und der König selbst haben den Act

unterschrieben;[1] am 5. October gab die Gaceta von der Niederlegung des Testaments öffentlich Nachricht. Noch war der Inhalt desselben ein Geheimniß. Obwohl ein Gerücht von dem Gegentheil sich Bahn brach, so lebte doch Graf Harrach der Hoffnung, daß es für das Haus Oesterreich günstig sein werde. Man sagt, der König habe zuweilen seiner Agnaten mit Liebe gedacht und selbst ein Gefühl der Bitterkeit über das geäußert, was er so eben gethan hatte. Er starb am 1. November; unverzüglich ward das Testament in Gegenwart der Granden und Räthe der Krone eröffnet.

Drei Grundsätze werden darin wiederholt ausgesprochen: der erste ist, daß der Monarchie, welche mit so vielem Ruhm durch die früheren Könige begründet worden, kein Verlust an Land und Leuten angemuthet, der zweite, daß sie auch mit keiner andern jemals vereinigt werden dürfe; der dritte, daß die Verzichtleistung der nach Frankreich vermählten Infantinnen Donna Anna und Donna Theresa ihren Grund nur in der Besorgniß einer solchen Vereinigung gehabt habe: sobald dieselbe vermieden werde, gehöre die Erbfolge dem nach den Gesetzen des Reiches zunächst Berechtigten, welches jetzt der zweite Sohn des Dauphin, Herzog von Anjou, sei. Für den Fall, daß dieser junge Fürst jemals die französische Krone erben und dieselbe vorziehen sollte, wurde sein jüngerer Bruder, Herzog von Berry, als sein Stellvertreter bezeichnet; und sollte dieser das nämliche thun oder mit Tode abgehen, der zweite Erzherzog, und nach demselben der Herzog von Savoyen und seine Kinder.[2]

[1] Das Original befindet sich in dem Reichsarchiv zu Paris.

[2] Testamento y codicilo otorgados por la M. C. del sennor rey D. Carlos II, bei Abreu, XII, 711. Artik. XIII. Lamberty, Mémoires pour servir à l'histoire du XVIIIme siecle. I, 195.

Wie aber auch die einzelnen Bestimmungen hierüber weiter lauten, die Hauptsache ist, daß der Herzog von Anjou zur Nachfolge in allen spanischen Landen berufen, und alle Unterthanen und Vasallen aufgefordert werden, ihn als ihren König und natürlichen Herrn anzuerkennen.

In Spanien segnete Jedermann das Andenken des Verstorbenen für diese weise Verordnung; alle Wünsche waren befriedigt, wenn die Monarchie, wie sie war, erhalten und durch die Freundschaft des mächtigsten Fürsten von Europa, ihres bisherigen Feindes, verstärkt wurde.

Unter allen Menschen hatte Niemand an diesem Erfolge so großen Antheil, wie der Cardinal Portocarrero; vor welchem der Einfluß der Königin vollkommen verschwunden war. Den Tag nach dem Tode Carls II., nachdem die Regierungsjunta, an der Beide theilnahmen, ihre Mittheilung über den Inhalt des Testaments an Ludwig XIV. hatte abgehen lassen, fragte der Cardinal den französischen Gesandten, wie der König dieselbe aufnehmen würde. Blecourt sagte: Ludwig XIV. werde vor allen Dingen wissen wollen, ob sein Enkel in Folge des Testaments allenthalben Anerkennung finden, ob ihm nicht in Mailand der Herzog von Vaudemont, in den Niederlanden der Kurfürst von Baiern Widerstand entgegensetzen würden. Der Cardinal erwiederte: selbst wenn sie es wollten, würde es ihnen unmöglich sein, denn sie seien von spanischen Beamten umgeben und gleichsam unter Aufsicht gehalten; für Spanien und Indien sei das Testament unbedingt genügend. Andere fügten hinzu, wer sich demselben widersetze, würde gesteinigt werden. Blecourt versichert dem König mit Bescheidenheit, aber mit Nachdruck, er könne auf vollkommenen Gehorsam in Spanien rechnen.

Die Spanier hatten ihr Werk gethan; die Schwierigkeit verſetzte ſich an den franzöſiſchen Hof.

Berathungen in Frankreich. Annahme des Teſtaments.

Fortwährend erwog man hier die Dinge nach allen Seiten; auch der Theilungsvertrag hatte, nachdem er bekannt geworden war, vielen Widerſpruch gefunden.

Nicht als ob man den Vortheil verkannt hätte, welcher in ſo bedeutenden Erwerbungen lag, wie die darin in Ausſicht geſtellten waren, aber man meinte, ſeine Ausführung werde nur durch Waffengewalt und lange Kriege möglich ſein. Vor allem, ſo bemerkte man,[1] werde ein bedeutendes Heer dazu gehören, nicht nur um die ſpaniſchen Garniſonen aus Neapel und Sicilien zu verjagen, ſondern auch um dieſe Länder unterwürfig zu erhalten; denn wenn nicht von einem eigenen Fürſten die Rede ſei, der ihnen allerdings am erwünſchteſten wäre, ſondern nur von einem Wechſel der Regierung, ſo ziehe man dort die ſpaniſche, den Sitten zuſagende Herrſchaft der franzöſiſchen bei weitem vor. Ebenſowenig werde der Herzog von Lothringen ohne Kriegsgewalt in Mailand einzuſetzen ſein; dem mailändiſchen Adel ſei der entfernte König lieber, als die nothwendiger Weiſe ſtrengere Regierung eines kleinen einheimiſchen Fürſten. Dieſe Schwierigkeiten würden ſelbſt dann eintreten, wenn Oeſterreich den Tractat annehme; noch viel größere

[1] Mémoire sur le traité de partage. Le zèle et la fidelité, qu'on doit a S. M. ne permettent pas à dissimuler que tous ceux qui paroissent les mieux instruits des affaires de l'Europe, pensent, qu'elle trouvera des difficultés presque insurmontables dans ce partage et rentrera dans une guerre longue et pénible.

aber, wenn dieß nicht geſchehe; der Kaiſer werde dann ſeine Truppen nach Mailand ſchicken und dort an dem Herzog von Savoyen, der es nicht liebe, durch die Aufſtellung eines andern Fürſten in Oberitalien in Schatten geſtellt zu werden, Rückhalt finden; er werde ſie von da nach Neapel vorrücken laſſen, auch da werde er auf keinen Widerſtand ſtoßen: denn überall wünſche man, daß die Monarchie vereinigt bleibe. Der Tractat, der den König in Bezug auf die Niederlande die Hände binde, laſſe ſie dem Kaiſer in Bezug auf Italien frei; und welche Mittel könne England oder Holland gegen ihn in Anwendung bringen. Von ihrer Unterſtützung dürfe man überhaupt nicht viel erwarten, denn ihre Abſicht gehe dahin, im Kampfe der übrigen Mächte ſich die Handelsherrſchaft zu erringen; — die Verbindung mit dieſen Ketzern mache die Franzoſen in Italien und in Spanien nur verhaßt. Wie viel leichter wäre es, die ſpaniſche Monarchie für einen der jüngeren Prinzen der königlichen Familie zu gewinnen, geſtützt auf die Gerechtigkeit und einverſtanden mit dem beſſeren Theile der Einwohner!

Von dieſen Bemerkungen machten beſonders diejenigen Eindruck, welche ſich auf den Herzog von Savoyen bezogen, der ja ſeit Jahren der Hoffnung lebte, daß Mailand beim Tode des Königs von Spanien ihm zufallen würde, und der nun in der Aufſtellung des Herzogs von Lothringen in Oberitalien nicht allein eine Kränkung, ſondern ſelbſt eine Gefahr erblickte, ſo daß er die Garantie des Tractates als ſeinen Rechten widerſtreitend verweigerte.

Mancherlei Verſuche ſind gemacht worden, ihn zu gewinnen. Die Franzoſen waren ſehr bereit, ihn mit den Kronen von Neapel und Sicilien auszuſtatten, wenn er ihnen dafür

Savoyen und Piemont überlaſſen wollte; und in der That, nichts hätte vortheilhafter für ſie ſein können. Aber der Herzog wies dieß mit Entſchiedenheit zurück, er fürchtete, ſein Erbland zu verlieren, ohne der beiden Kronen ſich jemals in Ruhe zu erfreuen. Dagegen war ihm Mailand ſo wohl gelegen, und verſchaffte ihm, mit Piemont vereinigt, eine ſo viel größere Stellung, daß er es über ſich gewonnen hätte, Savoyen und ſelbſt noch mehr dagegen aufzugeben.[1] Noch zögerten die Franzoſen, hierauf einzugehen; ſie beſorgten, den Herzog ſo ſtark und ſelbſtändig zu machen, daß ihr Einfluß auf Italien ihnen vollends verloren gehen könne. Aber ſie hielten für dringend, eine Abkunft mit ihm zu treffen. In einem jener Gutachten findet ſich das Wort, der König könne nur Eines von beiden thun, entweder ſich mit Savoyen verſtändigen, oder den Theilungsvertrag fallen laſſen und einen ſeiner Enkel zur Anerkennung in Spanien bringen.

In dieſem Augenblicke entſchloſſen ſich die Spanier von ſelbſt zu dieſer Anerkennung.[2]

Man hat geſagt, Ludwig XIV. ſei durch directe Einwirkung Harcourts der eigentliche Urheber des Teſtaments geweſen. Die Wahrheit iſt: Harcourt hat nie eine ſichere Kunde davon gehabt: indem die Spanier das Teſtament niederſchrieben,

[1] Nach einer Anzeichnung des Miniſters ſagte ihm der piemonteſiſche Geſandte Vernon: que cet échange (du Milanais) était ce, que son maitre desiroit le plus, — et sur ce, que j'ai dit à Vernon, que S. A. y joindroit bien encore le Comté de Nice et Barcellonette; il m'a dit — que si la conclusion du traité ne dependoit que de cette clause il n' hesiteroit pas à le signer.

[2] Ou de s'accomoder avec le duc de Savoye pour nous ouvrir les passages du Milanois ou de faire recevoir un fils de France roi de toute la monarchie d'Espagne.

fürchtete Harcourt eine Erklärung zu Gunſten des Erzherzogs, und ſchickte ſich an, dagegen zu proteſtiren. Eine ſo grobe Zweizüngigkeit kann dem König und ſeinen Miniſtern nicht zur Laſt gelegt werden. Aber iſt es nicht dennoch wahr, daß er indirect durch ſeine Haltung und ſelbſt durch bewußten Einfluß zu den Schritten, die in Spanien geſchahen, weſentlich beigetragen hat? Wir wollen nicht wiederholen, wie ſehr die Aeußerungen ſeiner Geſandten auch dann noch die Hinneigungen zu Frankreich beſtärkten, als England und Holland den Theilungsvertrag bereits angenommen hatten, wie nachdrücklich man an die Rechte des Dauphin, auch als ſie ſchon aufgegeben waren, erinnerte. Bleiben wir nur bei Einer Thatſache ſtehen. Das Bedenken der Spanier war, ob der König ſich nicht durch ſeine Verträge bereits dergeſtalt gebunden haben werde, daß er ihre Anerbietungen nicht mehr annehmen könne; auf Carl II. machte dieſer Zweifel vielen Eindruck: die ganze Nation hätte in der Ablehnung den äußerſten Schimpf geſehen. Der Geſandte drückte ſich darüber ſehr vorſichtig, keineswegs verneinend, aber doch auch nicht zufriedenſtellend aus. Endlich ließ Cardinal Portocarrero dieſe Ungewißheit dem König Ludwig als den vornehmſten Grund der Unſchlüſſigkeiten ſeines Fürſten bezeichnen.[1] Eine Erklärung war nöthig, die nicht mehr allein auf die Ausſchließung der Anſprüche von Oeſterreich begründet werden

[1] Marly 13 août 1700. Que je ne puis m'engager a déclarer présentement ce que je ferais si le roi catholique me demandait un de mes petits fils pour son successeur, que je n'ai point dit, que je refuserais de pareilles offres si elles m'étoient faits avec toutes les sûretés convenables et que le silence, que j'ai gardé sur ce sujet, est tout ce, que la nation peut me demander, jusqu'à ce que je voye les choses disposées de manière à pouvoir m'expliquer plus précisement.

konnte. Was antwortete da König Ludwig? Er sprach sich auch dann noch nicht dahin aus, daß er die Anträge annehmen werde, man könne das nicht von ihm fordern, da die Sache noch zweifelhaft, und im Widerspruch mit dem bisherigen Verfahren Carls II. sei; aber er bemerkte, noch niemals habe er gesagt, er werde sie, wenn sie ihm mit der nöthigen Zuverlässigkeit geschähen, zurückweisen. Sein Stillschweigen hierüber müsse der spanischen Nation so lange genügen, bis die Dinge dahin entwickelt seien, daß er eine bestimmtere Antwort geben könne.

Auf eine Anfrage von Rom, die sehr insgeheim an ihn gerichtet wurde, hat er sich auf eine ähnliche Weise erklärt.

Und gab es nicht unausgesprochene Verpflichtungen, welche Harcourt durch die unverkennbare Tendenz seiner Unterhandlungen mit so vielen angesehenen und bedeutenden Persönlichkeiten eingegangen war?

Es läßt sich bezweifeln, ob die Spanier zu der Erklärung, welche das Testament enthielt, geschritten wären, wenn sie nicht die moralische Ueberzeugung gehabt hätten, daß der König im Herzen damit einverstanden sei.

Ein bestimmtes Versprechen war jedoch nicht gegeben; es gehörte zu dem Stolz Ludwigs XIV., daß er seinem Gesandten auftragen konnte, die Erbietungen der Spanier nicht zu provociren, sondern sie kommen zu lassen, daß es noch bei ihm stand, sie zurückzuweisen und den Theilungsvertrag zu behaupten, oder aber den Theilungsvertrag, zumal da Oesterreich demselben nicht beigetreten war, für nicht verbindlich zu erklären und das Testament Carls II. anzunehmen. Das Schicksal der Welt hing von dem Entschluß ab, den er fassen würde.

Am 9. November langte der Courier mit der vorläufigen Nachricht des französischen Gesandten in Madrid am Hofe zu Fontainebleau an. Man sah den König bei Tafel ungewöhnlich schweigsam und gedankenvoll. Die erste Besprechung, zu der er die anwesenden Minister in die Gemächer der Frau von Maintenon berief, an der diese selbst Theil genommen haben soll, konnte nur vorläufiger Art sein, da der Dauphin, dessen Sache es hauptsächlich galt, ihr nicht beiwohnte; er pflegte eben der Jagd. Der englische Gesandte hielt sich nach einem Gespräch mit Torcy noch überzeugt, daß der König den Theilungsvertrag, der ihm ja die größten Vortheile darbiete, festhalten werde. [1]

Vom 10. November ist ein Vorschlag vorhanden, aus dem sich ergibt, daß man sich zwar zur Annahme des Testaments neigte, aber die Form noch retten wollte. Unverzüglich, heißt es darin, und zwar noch vor der Ankunft der officiellen Anzeige aus Spanien, sollte ein Courier an den Kaiser, und ein anderer an den Herzog von Savoyen abgefertigt werden, um den einen noch einmal zur Annahme des Theilungsvertrages, und den andern zum Austausch seines Landes gegen Neapel aufzufordern. Würden sie, wie zu erwarten sei, ablehnen, so würden England und Holland zu ihrer Hülfsleistung für den alsdann unvermeidlichen Krieg aufzumahnen sein. Damit werde es ohne Zweifel seine Schwierigkeiten

[1] Spanheim: 11. Nov. zu Fontainebleau, qu'on ne prendroit aucune mesure que de concert avec le roi son maitre, comme le Marq. de Torcy l'en avoit assuré encore aujourd'hui. In den bekannt gewordenen Depeschen des Earl of Manchester ist das nicht so wörtlich enthalten; jedoch sagt er, nachdem er mit Torcy gesprochen hat, ohne zu verkennen, daß jedermann sich über das Testament freute: I am of opinion that they will keep firm to the treaty.

haben, und Frankreich es dann eher rechtfertigen können, wenn es von dem Vertrage zurücktrete und die Anerbietungen der Spanier annehme. Man würde zugleich Zeit behalten, sich der Beistimmung der spanischen Stände zu versichern. In diesem Sinne ist ein Schreiben entworfen worden, welches an den französischen Gesandten in Wien, Marquis de Villars, abgehen sollte.

Noch am zehnten jedoch langte der spanische Courier mit dem officiellen Schreiben der Junta an, und Tags darauf hatte der spanische Botschafter, Marques de los Rios, eine Audienz, in der er dem König das Testament Carls II. mittheilte; „das wie durch Blut und Recht, so durch die allgemeine Beistimmung des spanischen Volkes sanctionirt werde." König Ludwig versprach, sich über die Annahme desselben ohne langen Verzug zu erklären.

An den entscheidenden Deliberationen, die nun gehalten wurden, nahm nicht allein der Dauphin Theil, sondern wenn man den Briefen der Frau von Maintenon trauen darf, auch dessen ältester Sohn, der Herzog von Bourgogne. Dieser und sein bisheriger Führer, der Herzog von Beauvilliers, sprachen sich wider die Annahme des Testamentes aus und forderten die Festhaltung der Theilungsverträge. In ihnen repräsentirte sich die Anerkennung des europäischen Gleichgewichtes, das Bedürfniß des Friedens, die Nothwendigkeit der inneren Reformen, zu denen der Friede unentbehrlich war. Dagegen zeigte sich der Dauphin, den man in seinem Leben noch nie so entschieden hatte Partei ergreifen sehen, von dem Rechte des Blutes und des Erbes ohne alle Rücksicht durchdrungen. Er forderte die Annahme des Testamentes, denn der König sei zu gerecht, ihn eines Reiches berauben zu wollen, das ihm

nach den Geſetzen gehöre: er verſicherte, daß kein perſönlicher Ehrgeiz bei ihm vorwalte, er leiſte von Herzen gern zu Gunſten ſeines jüngeren Sohnes auf die ſpaniſche Krone Verzicht; er ſei zufrieden, ſein ganzes Leben lang ſagen zu können: der König mein Vater, der König mein Sohn. Nicht übel ſagt Frau von Maintenon,[1] es ſei ein Streit zwiſchen Vernunft und Ehre: denn die Ehre ſchien die Vertheidigung der dynaſtiſchen Rechte zu fordern; ruhige und vernünftige Erwägung der äußeren und inneren Verhältniſſe dagegen empfahl die Beobachtung des Vertrages.

Protocolle ſind über dieſe Conferenzen entweder nicht geführt worden, oder doch nicht mehr zu finden; die ausführlichſten Nachrichten widerſprechen einander ſelbſt in Bezug auf die allgemeine Stellung der einzelnen Perſönlichkeiten, es wäre nicht rathſam, ſie zu wiederholen; eine Geſchichte der Berathung läßt ſich nicht ſchreiben, doch kann man aus den Ueberlieferungen die Motive abnehmen, die zur Sprache gebracht wurden.[2]

[1] Lettres de Mad. de Maintenon à Madame de Géran, S. 150. Ohne Zweifel ſind dieſe Briefe nicht wörtlich ſo geſchrieben, wie ſie gedruckt vorliegen; von den meiſten ſind die Autographen verloren, von den hier erwähnten finden ſich auch keine alten Copien. Indeſſen haben fortgeſetzte Studien diejenigen, welche die vorhandenen Documente am genaueſten kennen, doch zu der Ueberzeugung geführt, daß der alte Herausgeber zwar in der Form willkürlich verfuhr, aber die Subſtanz des Inhalts nicht veränderte. Ich hörte ſogar die Exiſtenz der Mad. de S. Géran bezweifeln: in der Correſpondenz der Herzogin von Orleans wird ſie häufig erwähnt.

[2] Die ausführlichſten Mittheilungen bei St. Simon und bei Torcy ſtimmen über die Votirungen der Miniſter nicht überein. Nach St. Simon wäre Torcy gegen die Annahme geweſen; Torcy ſchreibt ſich ſelbſt die Gründe für die Annahme zu. Nach St. Simon würde der Kanzler für die Annahme geweſen ſein, nach Torcy war derſelbe unentſchieden, nach Spanheim gegen die Annahme.

Man unterſuchte vor Allem, ob Frankreich, wie Viele meinten, durch den Theilungsvertrag in der That mehr gewinne, als durch die Annahme des Teſtaments. Das Urtheil war doch, daß dem nicht ſo ſei. Neapel, Sicilien, Plätze an der toskaniſchen Küſte habe Frankreich ſchon oft beſeſſen, aber immer wieder verloren: Lothringens ſei es militäriſch ohnehin Meiſter; Guipuscoa für den Schlüſſel von Spanien zu halten, beruhe auf einem Irrthum. Wolle man dagegen wiſſen, was die dynaſtiſche Verbindung mit Spanien werth ſei, ſo brauche man ſich nur der Vortheile zu erinnern, welche ſie dem Haus Oeſterreich gewährt habe. Noch viel größer aber werde der Vortheil für Frankreich ſein: es werde mit Spanien gleichſam ein einziges Land bilden, die Hülfsquellen der ſpaniſchen Provinzen erſt wahrhaft flüſſig machen, an dem amerikaniſchen Handel einträglichen Antheil nehmen und vermöge dieſer Vereinigung in allen europäiſchen Angelegenheiten künftig das entſcheidende Wort ſprechen. [1]

Die zweite Frage war, ob man nicht durch die Annahme des Teſtaments in einen langen und höchſt gefährlichen Krieg verwickelt werden würde. Hierauf lautete die Antwort, daß ein ſolcher auch bei dem Feſthalten des Theilungsvertrags ſchwerlich zu vermeiden ſei. Noch habe Oeſterreich denſelben nicht angenommen; es würde jetzt weniger als jemals dazu geneigt ſein, da, wenn Frankreich das Teſtament für einen ſeiner Prinzen ablehne, ein Erzherzog in deſſen Rechte eintrete; die ganze ſpaniſche Monarchie, vor allen Dingen begierig, beiſammen zu bleiben, würde dieſem zufallen, Frankreich würde genöthigt ſein, einen Krieg ſowohl gegen Oeſterreich wie gegen

[1] donner le branle le poids et avec le tems le ton à toutes les affaires de l'Europe.

Spanien zu führen, bei dem man wenig auf die Hülfe der jetzt nur nach Frieden trachtenden Seemächte rechnen dürfte. In den französischen Correspondenzen, officiellen, wie privaten, erscheint sogar die Hoffnung, daß sich auch bei der Annahme des Testaments der Friede werde erhalten lassen.

Dem englischen Gesandten bemerkte Torcy, von allen Mächten habe keine für den Theilungsvertrag mehr als Neutralität versprochen, bei der Haltung des Kaisers und des Herzogs von Savoyen sei ein Krieg vorauszusehen, für welchen die von England und Holland versprochene Hülfe keineswegs hinreiche. Wie dürfe man aber auf eine größere rechnen, da in beiden Ländern eine starke Opposition sich gegen den Inhalt des Vertrags erhebe. Lord Manchester lebte so sehr unter dem Eindruck der in Fontainebleau herrschenden Stimmung, daß er diese Gründe gelten ließ, und seiner Regierung den Rath gab, sich dabei zu beruhigen. [1]

Auf König Ludwig XIV. persönlich wirkten ohne Zweifel noch andere Beweggründe.

Wie der Papst, so war die romanisch-katholische Welt für die Annahme des Testaments, weil sie in dem Zusammenhalten des Landescompleres der spanischen Monarchie den Vortheil der katholischen Kirche erblickte. Und lag nicht darin auch für den König die Vollendung der Stellung, die er einmal eingenommen, eine Art von Rechtfertigung wegen der über die Protestanten verhängten Gewaltsamkeiten, gewissermaßen die

[1] Dieß Motiv erkennt unter andern der englische Gesandte an. Er sagt in seiner Depesche vom 12. November: It is certain that the proceedings of the Emperor put them in some measure on this necessity. The Earl of Manchester to the Earl of Jersey bei Tindal continuation of Rapin, I, 430.

Belohnung und Frucht derſelben. Denn nur dem von keinem Schein einer Begünſtigung von Ketzern befleckten Katholiken warfen ſich die glaubenseifrigen Spanier zu Füßen.

Ueberdieß hatte Ludwig XIV. ſeit dem Anfang ſeiner Regierung das Recht ſeiner Gemahlin auf die ſpaniſche Krone feſtgehalten; wie das Recht ihn bewogen hatte, ſich mit ihr zu vermählen, ſo war ſeine ganze Politik von demſelben ausgegangen. Sollte er nun, da die alten Abſichten ſich erfüllten, vor dieſer Thatſache zurückſchrecken, durch Rückſichten ſich darin irre machen laſſen? Sollte er gar gegen eine Nation die Waffen ergreifen, deren einziger Wunſch war, ſeinen Enkel als ſeinen König zu verehren? [1]

Die Machtvergrößerung von Frankreich, das kirchliche, das dynaſtiſche Intereſſe wirkten zuſammen, um den König zu vermögen, daß er über die Verpflichtungen, die er gegen die Seemächte eingegangen war, hinwegſah und ſich zu der Annahme des Teſtaments entſchloß.

Am 12. November, dort zu Fontainebleau, wurde zuerſt bekannt, daß der König dieſen Beſchluß gefaßt habe, — in einer Weiſe, die etwas zugleich Bizarres und Naives an ſich trug.

An dem Abend des Tages ſaß der junge Herzog von Anjou beim Lhombreſpiel, als ein Vertrauter des Königs an ihn herantrat und ihm ſagte, der König habe das Teſtament zu ſeinen Gunſten angenommen, doch ſolle die Sache noch ein paar Tage geheim gehalten werden. Es war der Moment, in welchem der junge Fürſt erfuhr, daß er König ſei. In

[1] An Blecourt ſchreibt er 12. Nov.: J'aurais une repugnance invincible de tourner mes armes contre une nation que j'estime et qui vient elle-même apporter la couronne à mon petit-fils.

dem erſten überraſchenden Gefühl ſprang er von ſeinem Stuhl auf, ſogleich aber faßte er ſich; er ſagte kein Wort: mit der Würde, die er von Jugend auf an ſich hatte blicken laſſen, ſetzte er ſich nieder und fuhr in ſeinem Spiele fort. [1]

Der Hof begab ſich damals nach Verſailles; hier, am 16. November, fand die öffentliche Erklärung in ſehr charakteriſchen Formen Statt.

Der König ließ den Prinzen in ſein Cabinet rufen, und kündigte ihm an, daß er König von Spanien ſei. Dann trat der ſpaniſche Geſandte, Los Rios, ein; er war der Erſte, der den König Philipp V. als ſein Unterthan begrüßte; die in Paris anweſenden Spanier hatten ſich ihm angeſchloſſen, verehrten ihren König auf die Weiſe ihres Landes, mit Kniebeugung und Handkuß, und ſtellten ſich hinter ihm auf. Hierauf wurden die Thürflügel des großen Saales, in welchem der Hof verſammelt war, aufgethan; König Ludwig ſtellte ſeinen Enkel als König von Spanien vor; ein freudiger Ausruf erſcholl von allen Lippen; Alles drängte ſich zum Handkuß an den neuen König heran: Ludwig XIV. forderte denſelben auf, ihn in die Meſſe zu begleiten, um Gott zu danken; er redete ihn mit dem Wort Majeſtät an und gab ihm die rechte Hand, als ſie vor dem Hochwürdigen niederknieten. [2]

Den ſo plötzlich Erhobenen machten die Ehren, die man ihm von allen Seiten erwies, doch einmal befangen, als er ſeinen Vater in Meudon beſuchte, und dieſer, der den Beſuch noch nicht erwartete, ganz außer Athem herbeikam, um den König von Spanien nicht warten zu laſſen, den er, der

[1] Schreiben der Herzogin von Orleans an die Kurfürſtin Sophie.

[2] Auch hier folge ich dem ſofort niedergeſchriebenen Berichte der Herzogin von Orleans.

Dauphin von Frankreich, überhaupt als einen Höheren behandelte.

Philipp, Herzog von Anjou, nun König von Spanien, erſchien als die tadelloſeſte Perſönlichkeit in der ganzen Familie Ludwigs XIV. Er legte Mitgefühl für Andere an den Tag, war der freigebigſte und zuverläſſigſte von Allen; niemals wäre eine Unwahrheit über ſeine Lippen gekommen: eine ſolche auch nur zu hören, erſchien ihm als eine Verunreinigung. In ſeinem Geſichte meinte man die Züge des Hauſes, aus dem ſeine Großmutter und die Mutter ſeines Großvaters ſtammten, wiederzuerkennen; zu einem Fortſetzer des öſterreichiſchen Hauſes in Spanien ſchien er wie von Natur beſtimmt zu ſein.

Ludwig XIV. gab ſich die Mühe, ihm eine Anweiſung für ſeine Regierung aufzuſetzen, in welcher herkömmliche Ermahnungen — zu Gottesfurcht, Fürſorge für ſeine Unterthanen, Fleiß und Eifer in den Geſchäften und perſönlicher Regierung, ſobald er ſich die nöthigen Kenntniſſe erworben habe — durch den Ausdruck der Erfahrung, der über ihnen ruht, doch eine gewiſſe Neuheit erhalten. Das Bemerkenswertheſte iſt die Sorgfalt, mit der das Verhältniß des jungen Königs zu Frankreich behandelt wird. Dem Prinzen wird geſagt, was gleich darauf durch eine förmliche Declaration öffentlich ausgeſprochen ward, daß er unter den veränderten Umſtänden doch die Ausſicht auf den franzöſiſchen Thron nicht aufzugeben brauche: wenn nur erſt ſeine Succeſſion in Spanien ſelbſt geſichert ſei. Für Spanien wie für Frankreich werde die Union gleich nützlich ſein; nichts in der Welt werde der Verbindung der beiden Monarchien widerſtehen können. [1]

[1] Mémoire remis par Louis XIV. à son petit fils, §. 28, §. 9. Oeuvres II, 460.

Am 23. Januar 1701 verkündigten die Kanonen von Fuenterabia, daß der neue König von Spanien in seinem Reiche angekommen sei; am 18. Februar empfing ihn der Cardinal Portocarrero in Buenretiro. Noch mehr als den geistlichen Purpur bemerkte man die Würde seines Wesens und seiner Haltung; seine weißen Haare standen ihm gut in der Nähe eines jugendlichen Fürsten, zu dessen Erhebung er das Meiste beigetragen und dessen Mentor er sein sollte. Nur wenige Franzosen waren mit herübergekommen. Der Cardinal schickte sich an, die Regierung in altgewohnter Weise weiter zu führen. Weder auf der Halbinsel noch in den Nebenlanden regte sich der mindeste Widerspruch: das Fortbestehen der spanischen Monarchie und der Union mit Frankreich erschien gesichert.

Zweites Capitel.

Gegensatz und Kriegsbereitung der europäischen Mächte.

Noch einmal war in einer der großen Angelegenheiten von den Nächstbetheiligten eine autonome Entscheidung gefaßt worden.

Nicht so ganz Unrecht hatten die Spanier, wenn sie es höchst außerordentlich fanden, daß fremde Staaten, Nationen von anderem Stamm und anderer Religion, sich ein Wort der Mitentscheidung über das Schicksal der durch Erbrecht vereinigten und in Jahrhundertlangem Zusammenleben verwachsenen Monarchie annaßten. Aber anders konnte es doch auch nicht sein, da Europa nun einmal ein System von Staaten bildet, dessen Sicherheit durch die Uebermacht eines einzelnen

gefährdet wird. Hatte doch Spanien bisher immer, wenn es von Frankreich bedroht ward, hauptſächlich die Hülfe der fremden Mächte angerufen. Seinen aus ſo mancher Gefahr geretteten Beſtand verdankte es der Idee des europäiſchen Gleichgewichts? Frankreich hatte dieſe Idee bei dem letzten Friedensſchluß und in den ſpäteren Verhandlungen nicht allein anerkannt, ſondern ſie eigentlich zur Grundlage der Theilungsverträge gemacht. Es war die Summe der Politik der letzten Jahre und ihr Reſultat. Dem lief es nun aber geradezu entgegen, wenn die beiden Monarchien ſich zur Begründung eines Verhältniſſes vereinigten, welches ein Uebergewicht, wie es noch niemals da geweſen, noch erwartet worden war, auf die eine Seite warf. Für die Seemächte, welche doch zum Abſchluß des Friedens von Ryßwik durch ihre Losſagung von den öſterreichiſchen Anſprüchen das Meiſte beigetragen und über die Theilung jene viel und lange erörterten Verträge geſchloſſen hatten, eine höchſt empfindliche Beleidigung. Ludwig XIV. kehrte zu ſeinem alten, ihm gleichſam angebornen Sinne zurück, nur die eigenen Intereſſen und Anſprüche zur Richtſchnur ſeiner Handlungen zu nehmen. Die ſpaniſche Monarchie als dynaſtiſche Secundogenitur mit Frankreich in unauflösliche Verbindung zu bringen, ihre Colonien zum Nutzen zugleich des franzöſiſchen Handels, ihre Streitkräfte, von denen man, wofern ſie nur entwickelt würden, die größten Vorſtellungen hatte, zur Befeſtigung der franzöſiſchen Uebermacht zu brauchen, war die Vollendung jenes ſtolzen Gedankens, der ſchon ſeiner erſten Handlung, ſeiner Vermählung, zu Grunde lag, es war die Erbſchaft, die ihm Cardinal Mazarin hinterlaſſen hatte. Als die Gelegenheit ſich zeigte, das damals vorgeſteckte Ziel zu erreichen, der alten Objecte des Ehrgeizes Meiſter zu werden,

verſchwanden alle anderen Betrachtungen und Rückſichten; der unüberwindliche Zug der Dinge riß ihn fort.

Für die hiſtoriſche Anſchauung iſt es immer erfreulich, große Stellungen mit Entſchiedenheit ergriffen, in reinem Umriß vor das Auge treten zu ſehen. Durch ihre Erſcheinung fällt ihnen ein Uebergewicht zu, das für die Schwächern unwiderſtehlich iſt.

Zunächſt in den Niederlanden, wo ſchon immer die Kriege entſprungen waren, erlangte Ludwig XIV. einen großen Vortheil über die entgegengeſetzten Intereſſen.

Dort, vor allem in Brüſſel herrſchten dieſelben Gefühle und Wünſche, wie in den übrigen Provinzen und Hauptſtädten der Monarchie; man wollte von keiner Theilung hören. Der alte Haß gegen Ludwig XIV. wich vor der Betrachtung, daß dieſer Fürſt allein die Macht habe, ein ſolches Unheil zu verhüten. Man begrüßte es als ein Glück, daß er von den Theilungsverträgen abſtand und das Teſtament für ſeinen Enkel annahm. Dieſem Gemeingefühl der Landes zu widerſtreben war der Kurfürſt von Baiern, der die Regierung im Namen der ſpaniſchen Krone verwaltete, nicht in der Lage. Davon findet ſich keine Spur, daß er im voraus mit dem franzöſiſchen Hofe einverſtanden geweſen wäre; dieſer fürchtete vielmehr, er möchte, wie ſeine bisherige Haltung es mit ſich brachte, an Widerſtand denken, und bemerkte mit Vergnügen, daß ſeine Streitkräfte hiezu nicht hinreichen würden.[1] Allein bei den erſten Eröffnungen zeigte ſich, wie wenig man einen ſolchen Verſuch von ihm zu fürchten brauchte. Maximilian Emanuel, der über die Anſprüche ſeines Sohnes mit dem

[1] Lettre du Mr. de Boufflers au roi. Lille 23. Janv. 1701. Mémoires militaires I, 12.

Wiener Hofe in bitteren Hader gerathen war, und wohl gar deſſen Tod demſelben zur Laſt legte, trug jetzt kein Bedenken, ſich ganz auf die franzöſiſche Seite zu ſtellen. Nicht allein in die ausſchließlich ſpaniſchen Plätze nahm er die franzöſiſchen Truppen ohne Widerſpruch auf. In den bedeutendſten der von Frankreich im letzten Frieden zurückgegebenen Feſtungen Luxemburg, Mons und Charleroi befanden ſich vertragsmäßig holländiſche Garniſonen zu dem Zweck, dieſelben gegen jeden franzöſiſchen Angriff zu ſchützen. Es war einer der erſten Gedanken Ludwigs, die Spanier zu der Entfernung derſelben anzureizen.[1] Der Kurfürſt hätte ſich dem nicht widerſetzen können, wenn er auch gewollt hätte, da er von den ſpaniſchen Autoritäten, beſonders dem Marques Bedmar, überwacht wurde. Aber ſo viel man ſieht, bot Max Emanuel auch mit Vergnügen die Hand dazu. Er gab den Gouverneurs der Plätze geheime Anweiſung, an einem beſtimmten Tage, über den er mit den franzöſiſchen Commiſſarien übereingekommen war, den Truppen, welche dieſe herbeiführen würden, Aufnahme zu gewähren. Es war am 6. Februar 1701. Den Franzoſen wurden die Thore eingeräumt; die Holländer fühlten ſich plötzlich wie halbe Gefangene in ihren Feſtungen. Die Erlaubniß, nach ihrer Heimath zurückzugehen, ward ihnen erſt dann gegeben, als die dieſſeitigen Gränzen in Vertheidigungsſtand geſetzt waren.

Nicht allein aber als Generalgouverneur, ſondern als Reichsfürſt trat Maximilian Emanuel in den franzöſiſchen Bund. Er verſprach, den Durchzug kaiſerlicher Truppen durch

[1] An Harcourt 17. Nov.: Les places des pays bas étant remplies de troupes étrangères, si les Espagnols ont besoin de quelque assistance de ma part pour les chasser, les secours qu'il demanderont seront toujours prests.

Baiern mit allen in den Reichsconſtitutionen vorgeſehenen Mitteln und ſobald er gerüſtet ſei mit den Waffen in der Hand zu verhindern. Auf der Stelle ließ er in dieſer Abſicht die Rüſtungen in ſeinem Erblande beginnen: die dazu nöthigen Koſten bewilligte ihm der König. Der Politik, die er ergriff, ſchloß ſich ſein Bruder, Kurfürſt Joſeph Clemens von Cöln, derſelbe, der mit ſo großer Anſtrengung an dieſe Stelle geſetzt worden war, allem Widerſpruch ſeiner Stände und ſeines Capitels zum Trotz, mit Eifer an. Die Intentionen dieſes Hauſes waren vor Allem gegen Oeſterreich gerichtet. In einem erſten Vertrag ließ ſich Max Emanuel verſprechen, daß man Alles, was er über Oeſterreich gewinne, während des Krieges in ſeinen Händen laſſen und im Frieden ihm zu erhalten ſuchen werde. Aber zugleich über die Stammesvettern von der Pfalz hoffte er Vortheile davonzutragen; in einem zweiten Vertrag iſt ihm die Rheinpfalz verſprochen worden.[1] Noch größere Ausſichten würde ein glücklicher Fortgang des Krieges eröffnet haben. Das Haus Baiern ſchien einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen.

Im Reiche gab es noch eine andere, dem Kaiſer principiell entgegengeſetzte Partei. Die Erhebung des Hauſes Hannover zur kurfürſtlichen Würde hatte den Widerſpruch der Fürſten, der geiſtlichen wie der weltlichen, aufgeregt; gleich als ſei dadurch der Reichsverfaſſung erheblicher Eintrag geſchehen; Ludwig XIV. hatte ſich ihrer Anſprüche angenommen, und mit einigen von ihnen, vor allen den beiden Herzogen von Wolfenbüttel, die aus einer untergeordneten Stellung emporzukommen trachteten, Bündniß geſchloſſen. Durch franzöſiſche

[1] Mém. milit. III, 944. Vgl. Aretin, chronolog. Verzeichniß der baieriſchen Staatsverträge, S. 320, 328.

Subſidien in den Stand geſetzt, ſich zu rüſten, erfüllten ſie den niederſächſiſchen Kreis mit Unruhe und Kriegserwartung.[1]

Indem aber hatte auch ſchon König Ludwig ſeine Allianzen und Beſitzergreifungen über Italien ausgedehnt. Der Herzog von Savoyen konnte gegen die Annahme des Teſtaments nicht ſo viel einwenden, wie einſt gegen den Theilungsvertrag. Nach einigem Schwanken ward er, zugleich durch die Macht, die über ihm war, — denn hätte er ſich nicht gefügt, ſo würde ſein Land beſetzt worden ſein, — und durch die Verbindung mit dem neuen ſpaniſchen König, in die man ihn zog, indem man ſeine jüngere Tochter zu deſſen Gemahlin beſtimmte, bewogen, die Partei von Frankreich zu ergreifen. Er verſprach zur Vertheidigung der italieniſchen Landſchaften der Monarchie ſelbſt im Feld zu erſcheinen, zugleich an der Spitze einer eigenen Truppenſchaar und mit dem Oberbefehl über das geſammte Heer betraut. Eine franzöſiſche Armee von 20,000 Mann konnte nun ungehindert nach Mailand vorrücken, wo ihr der Gouverneur, Prinz von Vaudement, die beſte Aufnahme gewährte. Dieſem Bunde ſchloß ſich der Herzog von Mantua an, unter der Bedingung, daß man ihn dazu zu zwingen ſcheine. Denn ſchwache Fürſten ſehen zuweilen in ihrer eigenen Ohnmacht einen Schutz gegen mögliche Folgen ihrer Entſchlüſſe, wenn ſie nur vollkommen zu Tage liegt. Im April 1701 ward Mantua von den Franzoſen beſetzt.

Es liegt am Tage, daß ſich mit der Vereinigung der beiden Monarchien zugleich ein Wiederergreifen der durch den letzten Krieg zweifelhaft gewordenen Politik der Uebermacht in Deutſchland und Italien verknüpfte. — Nothwendig mußten ſich

[1] Pfeffinger: Hiſtorie des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Hauſes III, 617. Wagner: Vita Leopoldi II, 641, 643.

auch die damals begründeten politiſchen Gegenſätze dawider auflehnen. Für Oeſterreich war das Ereigniß nicht allein, daß es der ſpaniſchen Erbſchaft verluſtig ging, ſowie eines dynaſtiſchen Verhältniſſes, dem es ſeine Weltſtellung verdankte: ſondern es war nun doch dazu gekommen, worin man in Wien von jeher eine große Gefahr erblickte, Baiern und Mailand waren mit Frankreich vereinigt. Ein Glück, daß der türkiſche Krieg indeß beendigt war — dem kaiſerlichen Botſchafter wurden ſo eben ſchützende Fermane für die katholiſche Geiſtlichkeit bewilligt; — hierdurch wurde es möglich, die Truppen, die man an jenen Gränzen nicht mehr brauchte, unverweilt nach den italieniſchen vorrücken zu laſſen. Und den Verbündeten von Frankreich konnte der Kaiſer andere mächtigere Freunde entgegenſetzen. Im oberen Deutſchland durfte er auf die alten Verbindungen zählen, die ſeit dreißig Jahren mit den minder mächtigen Fürſten und Reichsſtänden gepflegt worden waren; im niederen kam ihm die Bundesgenoſſenſchaft mit dem Haus Hannover, die als eine ewige und unauflösliche Union bezeichnet wurde, zu Statten: durch die ungeſäumte Belehnung des neuen Kurfürſten Georg Ludwig im Jahr 1699 war ſie ſo eben erneuert und bekräftigt worden. Von unſchätzbarem Werthe war, daß der Kaiſer in dieſem dringenden Augenblicke ein Mittel beſaß, den mächtigſten von allen Reichsfürſten, den Kurfürſten von Brandenburg, auf das engſte an ſich zu knüpfen. Er willigte ein, daß derſelbe, was er vor allen Dingen wünſchte, ſein ſouveränes Herzogthum Preußen in ein Königreich verwandelte. Kurfürſt Friedrich ergriff gerade den geeignetſten Zeitpunkt, um ſeine Abſicht zu erreichen. Während der Unterhandlungen über den zweiten Theilungsvertrag, den Oeſterreich verabſcheute, Holland und England aber durchzuſetzen mit

Frankreich vereinigt waren, bot Friedrich von Brandenburg ſeinen Bund und ſeine Truppen zur Vertheidigung der öſterreichiſchen Succeſſion in Spanien an, wenn ihm der Kaiſer ſeinen Wunſch gewähre. Ein um ſo höher anzuſchlagendes Anerbieten, da ſich dieſer Fürſt von ſeinen natürlichen Verbündeten, dem König von England und der Republik Holland, zum Vortheil Oeſterreichs loszuſagen den Muth hatte. Schon im Juli 1700 erklärte ſich der kaiſerliche Hof mit der Forderung von Brandenburg einverſtanden: es dauerte noch bis in den November, ehe man den Tractat zu Stande brachte, der alle Verhältniſſe umfaſſen ſollte; an demſelben Tag, als Ludwig in Verſailles die Annahme des ſpaniſchen Teſtaments erklärte, 16. November, ward in Wien der brandenburgiſch-öſterreichiſche Vertrag unterzeichnet. Eine anſehnliche und treffliche Truppenſchaar ward darin dem Kaiſer zur Verfügung geſtellt.

Mit alle dem hätte jedoch Oeſterreich nur eben in Deutſchland den franzöſiſchen Angriffen Widerſtand leiſten und im beſten Falle einen Verſuch auf Oberitalien machen können. Ob es ſeinen Anſpruch auf die ſpaniſche Erbſchaft feſtzuhalten vermögen, ob Ludwig XIV. überhaupt in ſeiner europäiſchen Politik nachhaltigen Widerſtand finden werde, hing von dem Entſchluſſe der Seemächte ab, die im erſten Augenblick Philipp V. von Spanien in aller Form anerkannt hatten, aber gar bald inne wurden, wie ſehr die Combination der franzöſiſchen und ſpaniſchen Macht ihnen ſelbſt gefährlich werden würde.

Zunächſt ſahen ſie ihre commerciellen Intereſſen bedroht. Was in der urſprünglichen Abſicht der Franzoſen lag, die Reichthümer Spaniens durch franzöſiſche Capitalien in Beſitz zu nehmen, dazu wurden ſogleich Anſtalten getroffen. Eine

Compagnie zum Handel nach Mexiko und Peru ward in Paris, eine andere, zur Verſorgung der Colonien mit Negerſklaven, zu St. Malo geſtiftet; die beiden Könige, Ludwig XIV. und ſein Enkel, betheiligten ſich dabei mit großen Geldſummen; eine dritte wollte ſich des Alleinhandelns mit der ſpaniſchen Wolle bemächtigen, und man vernahm, daß von den 40 Millionen Livres, die dazu nöthig ſeien, die Provinz Languedoc allein ſiebzehn übernehmen werde.[1] Schon erſchien eine anſehnliche franzöſiſche Flotte an der Rhede von Cadix, um dieſen Hauptplatz der ſpaniſchen Handelskräfte durch franzöſiſche Thätigkeit und Macht zu überwachen. Da ſo eben auch Portugal auf franzöſiſche Seite gezogen wurde, ſo fürchteten die Seemächte, ihren Verkehr mit der Halbinſel und mit ihren Colonien in beiden Indien zu verlieren.

Dazu kam für die Republik Holland die territoriale Gefahr, die ſchon an ſich in der Beſitznahme der ſpaniſchen Niederlande durch franzöſiſche Truppen lag. Die Generalſtaaten verlangten nicht allein die Wiederaufnahme der Garniſonen: unter den veränderten Umſtänden glaubten ſie zu ihrer Sicherheit die Beſetzung noch einiger anderen Plätze fordern zu müſſen: von Namur, Venloo, Dendermonde durch holländiſche, Oſtende und Nieuport durch engliſche Truppen. Aber die Franzoſen waren von Zugeſtändniſſen dieſer Art, die auf einem Syſtem beruhten, das ſie jetzt überwunden zu haben meinten, himmelweit entfernt. Der damalige franzöſiſche Geſandte im Haag, Graf Briord, fand in dem Vorſchlag etwas Verletzendes, gleich als wollte man die Rechte des bourboniſchen Prinzen noch in Zweifel ziehen, er ſagte ſogar, eine Beſchimpfung ſeines Königs,

[1] Lord Manchester to Mr. Vernon, bei Tindal und daraus bei Ralph History of England II, 987.

die nur mit Blut geſühnt werden könne. Schon ſah man dort in allen Feſtungen, aus denen die Holländer angegriffen werden konnten, Kriegsmaterial anhäufen, längs ihren Gränzen militäriſche Linien ziehen, unter den Kanonen ihrer Plätze Befeſtigungen anlegen; auch dießmal trug man ſich mit einer Medaille, auf der ihnen ein unmittelbarer Angriff angekündigt wurde.

Um ihres eigenen Beſtehens und Vortheils willen näherten ſich die Seemächte dem Kaiſer. So weit gingen ſie nicht, ſeinem Hauſe, wie er forderte, die Vertheidigung ſeiner Anſprüche auf die ſpaniſche Monarchie im Allgemeinen zuzuſagen; aber ſie waren geneigt, ihm Mailand zu verſchaffen, worauf er, wie wir wiſſen, einen ſo großen Werth legte, ſo wie Neapel und Sicilien, deren Unabhängigkeit von Frankreich aus dem mercantilen Geſichtspunkt ihnen ſelbſt damals nothwendig erſchien; der Kaiſer überließ ihnen Alles, was ſie in Weſtindien erobern würden.

Ludwig XIV. hatte das nicht erwartet; er meinte, für Holland ſei der Friede unentbehrlich; in England betrachte man es als ein Glück, daß keine Theilung zu Stande gekommen ſei:[1] man werde ſich bedenken, ihn anzugreifen. Und in der That, dem kriegeriſchen Impuls, den König Wilhelm III. den Geſchäften in dieſer Richtung gab, folgte das Parlament nur zögernd und mit ſtetem Rückhalt; denn an der politiſch-militäriſchen Autorität des Königs nahm es überhaupt Anſtoß, es verhing ſchwere Anklagen über ſeine vertrauteſten Miniſter; in ſeinen Aeußerungen und Adreſſen erſchienen überwiegend

[1] An Harcourt, 29. Nov.: Il semble, que la nation anglaise regarde comme un bonheur pour elle, — — que la nation d'Espagne demeure au même état (nämlich ungetheilt).

friedliche Tendenzen: den großen Krieg, den der König für nothwendig hielt, wünſchte das Parlament zu vermeiden. In dieſer Verlegenheit leiſtete Ludwig XIV. ſeinem Gegner ſelber die beſte Hülfe. Jakob II. ſtarb im September 1701 in St. Germain; Ludwig XIV. ließ ſich durch den Eindruck, den dieſer Todesfall auf ihn machte, und, ſo viel man weiß, die Meinung des Dauphin beſtimmen, obgleich er König Wilhelm feierlich anerkannt hatte, und dieſer einen Geſandten an ſeinem Hofe hielt, den Prinzen von Wales als König Jakob III. von England zu begrüßen. Er behauptete, dadurch dem Frieden von Ryßwik nicht entgegenzuhandeln, da er dem Sohne eben nur dieſelbe Ehre gewähre, die der Vater beſeſſen, was in den beſtehenden Verhältniſſen keine Aenderung machen könne.[1] Wie hätte ſich aber nicht die Tragweite eines Verfahrens, wie dieſes, ſofort kundgeben ſollen? Kurz vorher war die proteſtantiſche Succeſſion in England feſtgeſetzt worden: auf dieſe erſtreckten ſich, wie berührt, die Ryßwiker Stipulationen nicht; wie dann, wenn König Wilhelm, welcher ſichtlich hinſchwand, mit Tode abging? War dann nicht die Anerkennung eines jungen Fürſten, der von ſeinem Vater noch im Augenblick des Todes zu treuem Beharren bei der katholiſchen Kirche verpflichtet worden war, und von dem Alles vermuthen ließ, daß er dieſer Verpflichtung nachkommen werde, ein Act der Feindſeligkeit gegen die Feſtſtellungen der engliſchen Nationalgewalten? Die engliſche Nation war empört, daß ein fremder Fürſt ihr ſagen wolle, wer ihr wahrer König ſei. Ihre religiöſen Beſorgniſſe

[1] Mancheſter an Vernon: Sept. 17. bei Tindal Continuation I, 493. Lilienroth ward darüber gefragt und erklärte, daß es zwar nicht gegen die Friedensartikel, aber gegen die neuerlichen Verabredungen laufe. Lamberty I, 690.

erwachten.[1] Während Wilhelm III. noch im Parlamente lauten Widerſpruch erfuhr, regten ſich im Schooße der Nation die lebhafteſten Sympathien für ihn; wie die Adreſſen beweiſen, die an ihn ergingen. Hierdurch in ſeinem Vorhaben beſtärkt, ſchloß er ſeine Allianz mit Holland ab, und wagte es dann, das Unterhaus aufzulöſen und zu neuen Wahlen ſchreiten zu laſſen. Aus dieſen ging eine Verſammlung hervor, die ſeinem Sinne entſprach. Die Thronrede, in welcher er die Vereinigung beider Monarchien, — denn Ludwig beherrſche das ſpaniſche Gebiet ſo gut wie ſein eigenes, — als eine allgemeine europäiſche Gefahr, und die Anerkennung des Prätendenten als eine Bedrohung der religiöſen und politiſchen Zukunft von England bezeichnet, gewann die allgemeine Beiſtimmung. In der letzten Handlung Ludwigs XIV. ſah das neue Parlament eine Beleidigung, welche man rächen müſſe; es bewilligte reichliche Geldmittel für den Krieg, durch den die proteſtantiſche Succeſſion behauptet werde, und für die Zahlung der den Verbündeten verſprochenen Subſidien.

Da eben das Haus Hannover zur Nachfolge in England berufen ward, welches ſeinerſeits mit Brandenburg und mit Oeſterreich in einem nahen Verhältniß des Bundes und der Verwandtſchaft ſtand, — ein Verhältniß, von dem auch Wilhelm III. perſönlich berührt wurde — ſo bekam die ganze anti-franzöſiſche Combination ein Cement enger perſönlicher Beziehungen.

[1] In der Inſtruction, welche Southwark ſeinem Repräſentanten im Parlament gab, heißt es: our condition must be very miserable, if we are to be governed, by the discretion of a King, who hath destroyed the Protestants of his own Kingdom by the sword fine and galleys. We cannot hope to be used with greater tendernes.

Wilhelm III. fühlte seine Kräfte täglich abnehmen: er hätte gewünscht, jung zu sein, um den Krieg, der sich anbahnte, mit aller Kraft führen zu können; aber auch in seiner Hinfälligkeit war er der gefährlichste Gegner des Königs von Frankreich: ehe er starb, brachte er noch die Allianz zu Stande, welche das Werk seines Lebens für die späteren Zeiten aufrecht erhalten sollte.

Der nordische Krieg, der eben damals ausbrach, berührte die französische Politik in so fern, als die Waffen Carls XII. doch vornehmlich von dem König von Polen, vor dem der Candidat Frankreichs hatte zurückweichen müssen, provocirt und dahin gerichtet waren, dessen Thron zu stürzen; eine unmittelbare Rückwirkung aber hatte das nicht: die Seemächte ließen es sich besonders angelegen sein, dafür zu sorgen, daß Frankreich nicht etwa aus den dortigen Kämpfen Nutzen zöge. England selbst wäre gehalten gewesen, dem König von Schweden beizustehen, doch machte es sich durch eine Geldzahlung von dieser Verpflichtung frei. Dänemark, durch den Travendahler Frieden fürs erste aus diesen Verwickelungen gerettet, ließ eine Anzahl Regimenter in den Dienst der Verbündeten treten.

So sammelten sich von beiden Seiten überaus furchtbare und nachhaltige Kriegskräfte zu einem großen und entscheidenden Kampfe.

Nicht das allein war die Frage, ob eine bourbonische Dynastie in Spanien bestehen solle oder nicht; die meisten Verbündeten hatten an sich so viel nicht dagegen, wenn es unter gewissen Beschränkungen geschah, aber von diesen wollte Ludwig XIV. nichts hören: er wollte die Monarchie in ihrer Integrität für seinen Enkel und seine Familie behaupten: wie er die Dinge einleitete, konnte von einer Selbständigkeit der

inneren oder äußeren ſpaniſchen Politik nicht weiter die Rede ſein. Ueberdieß aber unternahm er, dieſe Sache gegen die Anſichten und den Willen des geſammten Europa durchzuführen: im Widerſtreit mit Verträgen, die er ſelbſt geſchloſſen hatte. Wenn es ihm mit ſeinem Unternehmen gelang, ſo zerſprengte er die Grundlagen des Gleichgewichts von Europa, die ſich ſo eben feſtgeſetzt hatten, wieder; durch die Vereinigung der ſpaniſchen Kräfte mit den franzöſiſchen ſchien ſein Uebergewicht ſich ins Unerträgliche ſteigern zu müſſen.

Das Syſtem dieſer Macht war zugleich das des ausſchließenden Katholicismus. Zwar der Theorie nach dem Papſtthum nicht unbedingt unterworfen, war ſie doch in der That wieder mit demſelben vereinigt; mit der einen Hand hielt ſie den Proteſtantismus, mit der andern jede Abweichung der Doctrin innerhalb der katholiſchen Kirche nieder.

Zugleich betraf der Streit die mercantilen und maritimen Intereſſen; die franzöſiſchen Colonien nahmen ſich beſonders im nördlichen Amerika mächtig auf; den ſpaniſchen verſprach die Verbindung mit Frankreich einen neuen Aufſchwung; der Entwickelung der engliſchen Seemacht, die noch nicht drückend für die übrigen war, ſchien ein ſtarker Widerſtand aus den vereinigten Monarchien bevorzuſtehen.

Und wenn man ſich vergegenwärtigt, wie tief die Frage über das unbedingte Recht der Succeſſion, welches Ludwig XIV. verfocht, in die Zuſtände aller Länder eingriff, ſo erkennt man daraus, was dieſer Streit auch für die innere Politik von Europa zu bedeuten hatte.

Ludwig XIV. ſuchte noch einmal den Begriff von Macht und Größe, Staat und Religion, der ihm von jeher vorgeſchwebt hatte, und gleichſam das Reſultat der früheren

Geſchichte war, geltend zu machen. Das Schickſal von Frankreich und der Welt hing davon ab, wie weit dieß ihm in dem großen Kampfe, der nun begann, gelingen würde. Denn nicht ſowohl auf die innere Stärke der Idee, die ein Jeder vertheidigt, kommt es an, ſobald einmal der Krieg ausgebrochen iſt, als auf die militäriſche Repräſentation, die man ihr zu geben vermag.

Unſere Geſchichte würde ſehr unvollſtändig ſein, wollten wir nicht dieſen Krieg, durch welchen alle großen, ſeit ſo langer Zeit in Gang geſetzten Fragen zu faktiſcher Entſcheidung gebracht worden ſind, ſo weit ſchildern, daß ſeine Erfolge verſtändlich werden. Ueber keinen andern liegen ſo authentiſche Mittheilungen von beiden Seiten vor. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg war überdieß, wie die Erfüllung der früheren, ſo der Vorläufer und das Vorbild der ſpäteren großen Kriege europäiſcher Coalitionen gegen Frankreich.

Drittes Capitel.

Die erſten Jahre des ſpaniſchen Erbfolgekrieges.

Eine der großartigſten militäriſchen Stellungen, welche jemals vorgekommen ſind, war die franzöſiſche im Jahr 1701. Sie beherrſchte die ſpaniſchen Niederlande und das Kurfürſtenthum Cöln, deſſen Feſtungen ſie umfaßte, den Elſaß ſammt Breiſach, das noch nicht zurückgegeben war; kriegsgerüſtete Verbündete, die das obere und niedere Deutſchland in Aufregung hielten, ſchienen ſie vor jedem Anfall zu ſichern. Durch die Sympathie der Cantone, welche ihm die Schweizer Regimenter

in seinem Dienst verschafften und den Bund von Savoyen, war Ludwig XIV. Meister der Alpen: wohl regten sich die besiegten Hugenotten noch einmal in den Gebirgen, aber was wollten sie ausrichten, wenn jede fremde Hülfe fern gehalten wurde; wie berührt, Mailand bis an die venetianische Gränze, Mantua und Mirandula waren in französischen Händen. Die Armee war mit Eifer in Stand gesetzt worden, um diese gewaltige Stellung zu vertheidigen. Man hatte jede Compagnie der Infanterie mit 10 Mann vermehrt; man zählte nun 219 Bataillone, ein jedes zu 13 Compagnien von 45 Mann, an regelmäßigem Fußvolk, und 57 Bataillone Landmiliz, die aber fast als wahre Soldaten betrachtet werden konnten, überhaupt gegen 166,000 Mann zu Fuß. Die Cavallerie mochte 30,000, mit den Dragonern nahe an 40,000 Mann betragen: so daß beim Anfang des Feldzugs mehr als 200,000 Mann im Feld erschienen, eine für die Zeit und für die Anzahl der Einwohner von Frankreich, welche schwerlich viel über 15 Millionen stieg, höchst ansehnliche Heeresmacht.[1] Von Brest aus war ein Escadre nach Amerika ausgelaufen: einige Fahrzeuge derselben vereinigten sich mit einer andern, die von Toulon durch die Meerenge gegangen war, bei Cadir; ein französischer Ingenieur nahm dort Befestigungen des Hafens vor. In Marseille setzte man dreißig Galeeren in Stand, die größtentheils auf dem Mittelmeer dienen sollten.

Gegen diese Stellung bewegten sich nun die Verbündeten

[1] In einer Relation von Sinzendorf, welche sich hie und da handschriftlich findet, in jener Zeit auch gedruckt in Umlauf gesetzt worden ist, wird aufs genaueste ausgerechnet 165,960 Mann zu Fuß, 29,800 Mann zu Pferd, 9540 Mann Dragoner; zusammen 205,300 Mann. Viele nahmen damals nur 12 Millionen Einwohner in Frankreich an.

von allen Seiten zum Angriff heran. Den Krieg eröffnete, noch ehe es zum Abſchluß der Bündniſſe gekommen war, Prinz Eugen in Italien.

Während die Franzoſen alle Höhen von der Etſch bis an den Gardaſee beſetzt hielten, überzeugt, daß es keine als die von ihnen vertheidigten Päſſe gebe, fanden die Kaiſerlichen oder bahnten ſich vielmehr mit Hülfe des ergebenen Gebirgsvolkes, das, ſeiner eigenen Geſchäfte vergeſſend, die Felſen brach und ſprengte, andere Wege, auf denen die Reiterei nach den Vicentiniſchen, das Fußvolk in zwei verſchiedenen Zügen von Roveredo her auf dem geradeſten Wege nach den Veroneſiſchen Ebenen gelangte.[1] Eine große Schwierigkeit hatte auch dann noch die Ueberführung der Geſchütze. Eugen vertraute ſie nicht den Pferden, die er mitgebracht hatte, an; die benachbarten Gemeinden mußten ihm ihre Zugochſen ſtellen, die dann zu 10 bis 15 Paaren vor Eine Kanone geſpannt wurden; Soldaten und Bauern gingen ihnen zur Seite; ſie halfen die Stücke mit Stricken emporziehen, oder hielten ſie zurück, wenn der Weg abwärts führte. Auf den Abbildungen der Zeit hat man dargeſtellt, wie ſie an Kloben in die Höhe gezogen und in die Tiefe hinabgelaſſen worden ſeien. Dabei ging nun vieles zu Grund: aber im Ganzen gelang die Sache. Wo ſeit Menſchengedenken kein Karren durchgebracht worden, paſſirte ein großes Kriegsheer mit ſeinem Geſchütz und Gepäck. Was in mehreren Jahrhunderten nicht geſchehen war, man ſah wieder ungariſche Reiterei die italieniſchen Ebenen durchſtreifen; zum erſtenmal kam ſie jetzt im Namen und im Dienſte des Kaiſers. Eugen

[1] Bearbeitung des Tagebuchs des Prinzen Eugen in der öſterreichiſch-militäriſchen Zeitſchrift 1830 I, 161. Jäger: Tirol und der franzöſiſch-bairiſche Einfall 40.

ſprach ſeine Verwunderung aus, daß man ihm den Uebergang über den Fluß ſtreitig mache; von kaiſerlicher Majeſtät habe er den Befehl, die zum römiſchen Reich gehörigen Städte zum Gehorſam zu bringen; er werde Jeden feindlich behandeln, der ihn daran verhindern wolle.[1]

An der Spitze der Franzoſen ſtand Marſchall Catinat, der ſich durch militäriſches Verdienſt zum höchſten Rang aufgeſchwungen, namentlich in dem letzten Zuſammentreffen mit Savoyen großen Ruhm erworben hatte. Aber die Erfahrungen des Alpenkrieges ließen ſich nicht auf dieſen Kampf in den weiten Ebenen anwenden. Die raſchen Bewegungen Eugens, ſeine Erklärungen ſelbſt, welche auf mannigfaltige Verſtändniſſe deuteten, ſetzten Catinat in Verlegenheit. Indem er zugleich den ganzen Lauf der Etſch und den untern Po vor einem feindlichen Uebergang zu ſchützen ſuchte, und ſeine Armee nach allen Seiten hin ausdehnte, ſchwächte er ſie an jeder einzelnen Stelle. Palfy war es gelungen, bei Legnago eine Brücke zu ſchlagen, von daher warf ſich Eugen auf die nächſte wichtige Poſition der Franzoſen, Carpi, mit einer an dieſem Punkt weit überlegenen Truppenmacht, und nahm ſie, wiewohl nicht ohne hartnäckigen Kampf. Catinat, der den Fehler erkannte, den er begangen, hielt nicht für rathſam, ſeine Streitkräfte bei der Vertheidigung des Mincio und des Oglio noch-

[1] Vgl. ſein Schreiben an den König, 2. Juni, Mém. milit. I, 267. Man hat ſeit Feuquières (Mém. III, 316.) oft wiederholt, daß es dem Heere ausdrücklich verboten geweſen ſei, über die Etſch zu gehen; aber die Inſtruction exiſtirt (Mém. milit. I, 283), durch welche die Generale ermächtigt wurden, ſich der Chiuſa und Verona's zu bemächtigen, ſelbſt wider Willen der Venetianer; „après leur avoir fait connaître la necessité, qu'il y a.“ Teſſé und Vaudemont ſcheinen dieß nicht für abſolut nothwendig gehalten zu haben.

mals zu zersplittern; indem er diese aufgab, suchte er nur Mailand selbst zu vertheidigen. [1]

Aber damit erwarb er nicht den Beifall des französischen Hofes, wo jede militärische Handlung scharfer Kritik unterworfen und der Werth der Generale nur nach dem Erfolge abgeschätzt wurde. Catinat scheint die Verbindungen, die er daselbst hatte, nicht hinreichend gepflegt zu haben. [2] Alles ward durch die aus dem Lager erschallenden, sein Verfahren mißbilligenden Stimmen gegen ihn aufgeregt. Nicht mit Unrecht fürchtete man von den fortgesetzten kleinen Nachtheilen eine widerwärtige Wirkung auf die allgemeine Stimmung in Europa. Der König, über die Nichtbeachtung seiner Befehle mißvergnügt, entschloß sich, Villeroy als Oberbefehlshaber über die Alpen zu schicken, mit der bestimmten Weisung, sich mit dem Feinde zu schlagen. [3] Villeroy hätte sich mehr geeignet in einem Turniere zu präsidiren, als eine Armee zu befehligen, an sich war er brav, aber ohne strategische Einsicht. Er brannte vor Begier, den Ruf der französischen Waffen wiederherzustellen, und stürzte sich sofort auf die Kaiserlichen, die in dem nahen venetianischen Flecken Chiari und bei demselben standen. Catinat unterstützte ihn mit neidlosem Eifer. Aber an der wohlgewählten und wohlbefestigten, mit Geschütz trefflich versehenen Stellung, die der krieggeübte Eugen genommen, brachen sich die heftigen Angriffe der Franzosen.

Hierauf begann in der That der Abfall von ihrer Sache

[1] Lettre du Cte. de Tessé, 7 Aug. Mém. milit. 5, 591.

[2] Vgl. ein späteres Schreiben von Beauvilliers Memoires de Catinat III, 155.

[3] Der Auftrag erhellt aus dem Schreiben Villeroy's, 19. September. Mém. milit. I, 609.

faſt in alter italieniſcher Weiſe. Die Fürſtin von Mirandula, Brigida Pico, welche die Regierung im Namen des minderjährigen Enkels ihres Bruders daſelbſt führte, und ſehr wider ihren Willen, denn ſie war von Herzen kaiſerlich geſinnt, eine franzöſiſche Beſatzung in den Platz hatte aufnehmen müſſen, wußte dieſe bei der Annäherung der Kaiſerlichen zu entwaffnen; ſie zeigte ſich dabei geſchickt und verſchwiegen und überlieferte Mirandula dem kaiſerlichen General Graf Althan. Da entſchloß ſich auch Herzog Rinaldo von Modena. Er war im voraus vollkommen damit einverſtanden, obgleich es wie ein Act der Gewalt ausſah, daß die Kaiſerlichen ſeinen feſten Platz Brescello beſetzten.[1] Eugen, der ſelbſt für den Winter in dieſe Gegenden gegangen war, fand Gelegenheit, eine Abtheilung ſeiner Truppen eines Tages nach Cremona zu werfen: — durch einen Abzugsgraben, der in ein Haus mündete, deſſen Beſitzer, ein Prieſter, gewonnen worden war — er nahm da den Marſchall Villeroy gefangen und führte ihn fort, die Stadt ſelbſt konnte er nicht erobern. Man ſieht, daß er nun ſchon eine geſicherte Stellung hatte; er unternahm die Belagerung von Mantua.

Um dieſe unmöglich zu machen, die Kaiſerlichen aus ihren Stellungen und Plätzen zu verjagen, und ſie, wie man ſich ausdrückte, zwiſchen der Etſch und dem Golf von Venedig einzuſchließen, ward der Herzog von Vendome mit dem Oberbefehl der Franzoſen in Italien betraut.[2] Vendome war der Sohn jenes Mercoeur, der ſich während der Fronde zuerſt an

[1] Schreiben Eugens, 2. Jan., 7. Jan. 1702. Heller I, 216, 218.

[2] Eliſabeth Charlotte, 26. Febr. 1702. M. de Vendosme iſt mit großen Freuden nach Italien gegangen: — le point d'honneur macht dieſe Freude.

Mazarin anſchloß, der Urenkel Heinrichs IV. und Gabrielle's. Er gehörte der älteren Schule von Männern an, wie der Marſchall von Luxemburg, die den Genuß, ja das Laſter liebten, und jede Ausſchweifung für erlaubt hielten, wenn ſie dabei nur zugleich glänzende Thaten verrichteten. Der neue Feldherr war von Frankreich her anſehnlich verſtärkt worden: dießmal kam überdieß die Verbindung mit Spanien den Franzoſen zu Statten. König Philipp V. ſelbſt erſchien bei dem Heere. Vendome entſetzte in der That Mantua durch geſchickte, zum Ziel treffende militäriſche Bewegungen; dann ging er auf Eugen los, den er bei Luzzara fand. Die Kaiſerlichen zeigten, wie ihr Führer rühmt, Standhaftigkeit und Reſolution,[1] ſie konnten aus ihren Stellungen nicht verdrängt werden, aber die Franzoſen erbeuteten eine Menge Kanonen und Fahnen, ſie nahmen das Schloß von Luzzara und verſchanzten ſich den Kaiſerlichen gegenüber. Nach und nach gewannen ſie durch ihre überlegene Anzahl allenthalben Vortheile. Sie eroberten Guaſtalla, machten Brescello durch eine Blokade unſchädlich und ſchickten ſich zur Belagerung von Mirandula an, das ihnen ſchwerlich widerſtanden haben würde,[2] wäre nicht Vendome mit ſeinem Heere, ehe dieſe Unternehmung vollendet war, mit einer andern in den Alpen beauftragt worden.

So ſtand es in Oberitalien. Den Franzoſen war es mit nichten gelungen, die Kaiſerlichen von Italien entfernt zu halten, was ſie zuerſt, noch auch was ſie darnach beabſichtigten, dieſelben wieder aus dieſem Lande zu verjagen: aber

[1] Eugens Schreiben an Goes. Feldlager unweit Luzzara, den Tag nach der Schlacht, 16. Aug. 1702. Bei Heller, militäriſche Correſpondenz des Prinzen Eugen, I, 431.

[2] So urtheilt unter andern Kausler, Leben Eugens I, 303.

ſie hatten Mailand und Mantua behauptet, und unter Vendome ihr militäriſches Uebergewicht und ihren erſchütterten Ruf wieder hergeſtellt.

Aehnlich entwickelte ſich ihre Lage in den Niederlanden. Die Regungen der mit Ludwig XIV. verbundenen deutſchen Fürſten in Niederſachſen wurden leicht unterdrückt. Die lüneburgiſchen Regimenter warfen ſich, durch die Genehmhaltung des Kaiſers hierzu berechtigt, auf die verſchiedenen wolfenbüttelſchen Aemter, in denen ſich Truppen anſammelten, nahmen ſie gefangen oder entwaffneten ſie, und nöthigten die Fürſten, jedem Verſtändniß mit Frankreich entſagend, ſich vielmehr mit dem Kaiſer zu verbinden. Hierauf ward Kurcöln in den geſetzlichen Formen einer Kreiserecution angegriffen. Preußiſche und pfälziſche Truppen, denen ſich holländiſche als Auxiliarvölker des Kaiſers zugeſellten, belagerten Kaiſerswerth, nicht ohne hartnäckigen Widerſtand zu finden, und nahmen es im Juni 1702 ein. Für den großen Kampf mit Frankreich vermißte man dießmal die Autorität, welche Wilhelm III. durch ſeinen hohen Rang und ſeine bewährte Führung ausgeübt hatte. Zu ſeinem Erſatz ſtellte ſich der Herzog von Marlborough dar. Niemand wird Marlborough die innere Triebkraft der Seele und die politiſche Bedeutung zuſchreiben, die Wilhelm III. beſaß, aber eine große Stellung hatte auch er durch die unbedingte Gnade, mit welcher die Nachfolgerin Wilhelms auf dem engliſchen Thron, Königin Anna, ihm und ſeiner Gemahlin zugethan war: und wer könnte ihm ein originales, eigenthümliches Talent abſprechen? Auf ſeltene Weiſe vereinigte er die Fähigkeiten eines Parteihauptes, eines

Diplomaten und eines Strategen. Er ſtand jetzt an der Spitze von 60,000 Mann und wünſchte etwas Entſcheidendes zu unternehmen; entweder im Felde oder gegen die Feſtungen an der Maas, oder, wonach er beſonders trachtete, gegen Brabant.

Die Franzoſen wurden damals von Boufflers befehligt, in dem man mehr Anmaßung gegen ſeine Untergebenen, Schmiegſamkeit gegen die Wünſche des Hofes, und Vorliebe für unausführbare Pläne erkennen wollte, als wirkliche Feldherrngabe; doch weiß ich nicht, ob ihm durch dieſes Urtheil nicht Unrecht geſchieht; an dieſer Stelle that er das Nothwendige mit Nachdruck und Eifer. König Ludwig hätte gewünſcht, ſeine Stellung an der Maas, wo möglich auch Geldern, ſo ſchwer es auch ſein werde, zu behaupten, denn davon hing, wie er mit Recht bemerkte, ſeine Verbindung mit Cöln und die Erhaltung ſeiner Macht am Niederrhein ab. Aber Boufflers und die mit ihm einverſtandenen Generale hielten nicht für thunlich, zugleich die untere Maas und Brabant zu vertheidigen. Mußte aber eine Wahl getroffen werden, ſo ſchien ihnen die Sorge für das letzte weſentlicher; ſie wollten keine Befürchtungen in den großen Städten aufkommen laſſen, deren Gehorſam davon abhing, daß ſie ſich ungefährdet fühlten.[1] Der König gab ihren Gründen Gehör. Indem ſie nun ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Vertheidigung der Gränzen von Flandern und Brabant richteten, konnten ſie nicht verhindern, daß Venloo, Roermonde, Lüttich in die Hände der Verbündeten fielen. Daraus folgte aber, daß im nächſten

[1] Lettre de Mr. de Boufflers au Roi des 2 et 30 Juli 1702 und das dieſem Schreiben beigelegte, von Puyſegur abgefaßte Memoire, Mém. milit. II, 593, 598.

Jahre Rheinbergen und Geldern von den Preußen, Bonn nicht ohne deren Antheil, durch eine Anſtrengung der Geſammtkraft der Verbündeten, unter Marlborough und Coehorn erobert wurden; die Franzoſen verloren das ganze Kurfürſtenthum, ſie ließen ſogar Huy und Limburg in die Gewalt ihrer Feinde gerathen; alle dieſe Plätze hielten ſie nicht für würdig, eine Schlacht dafür zu wagen, die leicht gegen ſie hätte ausfallen können. Nur einmal bekam der Feldzug von 1703 wirkliches Leben, als die Linie, die das Land Waes vertheidigte, durchbrochen, und Antwerpen, worauf die Abſichten vornehmlich gerichtet waren, bedroht wurde. Dann ſäumte Boufflers keinen Augenblick, ſich auf die in der Nähe dieſer Stadt bis Ekeren vorgedrungene holländiſche Truppenſchaar des General Obdam zu werfen, mit ſo entſchiedener Ueberlegenheit, daß dieſelbe in der vollſten Unordnung zurückweichen mußte. Dadurch geſchah aber, daß auch die anderen Bewegungen der Verbündeten, die mit jenen zuſammengreifen ſollten, rückgängig und vergeblich wurden.[1]

In Kurzem waren die Linien nicht allein hergeſtellt, man erweiterte ſie in einem Umfange, der dem Kriegskundigen faſt Bedenken erregte. Vor Allem ſchien es darauf anzukommen, Namur und Antwerpen zu behaupten. Der Geſichtspunkt der auf ein beſtimmtes Ziel gerichteten Defenſive blieb auch für den Feldzug von 1704 der herrſchende.

Eine bedeutungsvolle Epiſode der erſten Jahre dieſes Krieges bildet der Kampf in den Cevennen. Der alte Geiſt der Streitbarkeit, der faſt erloſchen zu ſein ſchien, flammte in

[1] Ueber die Vertheidigung Obdams bei Wagenaar VII, 276.

den Ueberreſten der Proteſtanten in Languedoc, am hohen Gebirge, wo ſie ſich immer beſonders tapfer gezeigt hatten, plötzlich noch einmal auf.

Die in den übrigen Provinzen geſtattete einfache Gewiſſensfreiheit war in Languedoc, weil ſie daſelbſt gefährlich werden zu können ſchien, verſagt worden; denn noch war hier die katholiſche Bekehrung niemals vollkommen durchgedrungen: die reformirten Geiſtlichen waren geächtet und verjagt. Aber auch dieſe verdoppelte Strenge vermochte doch nicht, den einmal ergriffenen Glauben zu verdrängen. Aus dem Haufen der Ungelehrten gingen Verkündiger des Wortes hervor, an das die Gläubigen nun einmal wie an ihre geiſtige Nahrung gewöhnt waren: Schulmeiſter, Leſer, Vorſinger, aber auch Handwerker, Wollkämmer, Schuhmacher, einfache Bauern ſelbſt, häufig junge Menſchen, deren Redegabe, die man als das Werk einer unmittelbaren Inſpiration betrachtete, die Gemüther um ſo gewaltiger an ſich zog und feſſelte;[1] in den wildeſten Einöden verſammelte man ſich um ſie her, um ihre Predigten zu vernehmen; in den entfernteſten Anlagen, die zur Weide des Viehes in den Bergen gemacht waren, vollzog man die religiöſen Handlungen nach dem reformirten Ritus.

Auch in dieſen letzten Verſtecken aber wurden die Bekenner aufgeſucht. Wie oft ſind die zum Gebet Verſammelten auseinander getrieben worden! Allein im Jahre 1701 zählt man ſechs auf dieſe Weiſe mit wilder und unſagbarer Grauſamkeit zerſtreute Verſammlungen.[2] Man lauerte den aus den Bergen

[1] Jurieu, Lettres pastorales I, 70. Dieu leur suscita du milieu d'eux des personnes qui sans études et sans science se mirent à la tête des assemblées.

[2] Court de Gebelin: Histoire des troubles des Cevennes — ein auf guten Nachrichten und perſönlichen Erkundigungen beruhendes Buch I, 12.

Zurückkehrenden auf und nahm ſie feſt. Die Männer wurden dann meiſt zu den Galeeren, die Frauen zur Auspeitſchung, Viele aber auch zu einem ſchimpflichen Tode verurtheilt. Am wenigſten durften Diejenigen auf Schonung rechnen, welche etwa bei dem Verſuche, Anderen zur Flucht behülflich zu ſein, ergriffen worden waren.

Darf man ſich wundern, wenn nun hierüber auch endlich bei Denen, die bisher ruhig geduldet hatten, Haß und Rachſucht erwachte? Beſonders richteten ſich die Leidenſchaften gegen die Geiſtlichen, welche als Inſpectoren der Miſſionen fungirten, und die Satzungen der Kirche und des Staats, von deſſen bewaffneter Macht unterſtützt, ohne Erbarmen vollſtreckten. Einſt im Juli 1702, als eine Anzahl Gefangener in Montvert ſchmachteten, deren Hinrichtung durch den Strang den andern Tag erwartet wurde, ſammelten ſich funfzig entſchloſſene Männer im Gebirge von Lozere, wo ſie oft zuſammengekommen waren, bei einem Buchengehölz; mit alten Waffen ausgerüſtet, ihre Pſalmen ſingend, drangen ſie in Montvert ein; der ſeiner Gewaltſamkeit wegen verhaßteſte Prieſter, Abbé du Chaila, der ihnen Widerſtand leiſten wollte, ward ſelbſt getödtet, die Gefangenen wurden befreit. Und nachdem dergeſtalt einmal die Schranken der geſetzlichen Ordnung durchbrochen worden waren, folgte eine Gewaltthat der andern. Nicht allein andere Prieſter wurden getödtet, zuweilen indem ſie flohen, zuweilen indem ſie die Sturmglocke zum Widerſtand läuteten: der Beſitzer eines Schloſſes, bei dem die Empörten Waffen ſuchten und der die Sturmglocke ziehen ließ, erlag ihrer einmal erweckten Wuth. Alle Tage an Zahl zunehmend, nunmehr im Beſitz von Waffen, von Männern geführt, die in den Kriegen des Königs gedient hatten, faßten die Camiſards,

denn dieſen Namen gab man den empörten Proteſtanten in den Cevennen, die Hoffnung, ſich behaupten und die volle Gewiſſensfreiheit wiederherſtellen zu können. Dahin gingen die Geſichte und Mahnungen der Inſpirirten, die unter ihnen waren und denen ſie nicht zu folgen für eine Sünde gehalten hätten. Ihre Rede war immer, daß ſie dem König gehorſam ſein wollten, aber nicht den Prieſtern.

Daß ſie in directem Zuſammenhange mit den verbündeten Mächten geſtanden haben, läßt ſich nicht mit Sicherheit nachweiſen:[1] aber allerdings bildete ihre Waffenerhebung einen Theil des großen Krieges. Trefflich kam ihnen zu Statten, daß der König von Frankreich genöthigt war, die von der Provinz Languedoc aufgebrachten und militäriſch eingeübten Regimenter an der Gränze zu verwenden; den doch minder ſtreitfertigen Milizen, die an deren Stelle traten, gegenüber, blieben die Camiſards, unaufhörlich angegriffen, meiſtens im Vortheil; im Januar 1703 gelang es ihnen, ſchon tiefer im Land, einen Truppenhaufen, der unter dem Duc de Broglie gegen ſie anrückte, auseinander zu jagen. Seitdem hörten ſie auf zu fürchten und fingen an gefürchtet zu werden. Man zählt bei vierzig Kirchen und eine ganze Reihe von Schlöſſern, welche ſie zerſtörten; kein altkatholiſches Dorf, keine Meierei war vor ihnen ſicher. Unerwartet brachen ſie aus den Bergen hervor; die Sympathie ihrer Glaubensgenoſſen kam ihnen bei jeder ihrer Unternehmungen zu Hülfe; innerhalb der Berge waren ſie unangreifbar. Ihre

[1] In einem Aufſatz des Herzogs von Burgund (Vie du Dauphin, II, 115) iſt von Verbindungen der Engländer mit den franzöſiſchen Proteſtanten die Rede, des papiers interceptés nous decouvrent que les liaisons du parti subsistent toujours. Doch bezieht ſich dieß nicht ausdrücklich auf die Camiſards.

gottesdienſtlichen Handlungen konnten ſie jetzt wieder in aller Form vollziehen; die Anführer ſelbſt waren die Prediger oder die Prediger Anführer; vor der Feier des Abendmahls durchſchritten ſie die Reihen der gläubigen Soldaten, um diejenigen auszuſchließen, welche ſie unwürdig wußten. Jedes zuchtloſe Wort, jede Afterrede war verpönt; der Anführer vertheilte die Lebensmittel; die man entweder den Feinden entriſſen oder von den Freunden empfangen hatte. Eine Genoſſenſchaft der Religion, die mit Fanatismus, des Krieges, der mit Raub verbunden, eines Beſitzes, der hauptſächlich in der eben gemachten Beute beſtand, ungefähr wie einſt bei den Taboriten; man möchte wünſchen, die Formen dieſes Lebens noch näher kennen zu lernen, als die Ueberlieferung es möglich macht.

Welch ein Gegenſatz wider die Regierung Ludwigs XIV., daß ſich dergeſtalt inmitten von Frankreich eine proteſtantiſche Genoſſenſchaft in primitiver Unabhängigkeit gegen ihn behauptete. So dringend er ſeine Kriegsheere gegen die auswärtigen Feinde brauchte, ſo mußte er ſich doch zur Verwendung eines Theiles derſelben gegen ſeine empörten Unterthanen entſchließen. Im Frühjahr 1703 finden wir regelmäßige Mannſchaften zu Pferde und zu Fuß unter einem namhaften Führer, der ſo eben zum Marſchall von Frankreich ernannt worden war, de la Baume Montrevel, gegen ſie anrücken. Montrevel faßte die Abſicht, vor allen die Verbreitung der Empörung und jede Unterſtützung, die ſie in der Provinz finden konnte, mit äußerſter Gewalt zu hindern, und ſie dann in ſich ſelbſt erſticken. Es war nicht eine momentane Aufwallung von wildem Glaubenseifer, wenn er die armen Leute, welche in einer Mühle bei Nismes den Palmſonntag nach evangeliſcher Weiſe begingen, überfallen, niedermetzeln, die Mühle abbrennen ließ, ſondern das gehörte

zu ſeinem Syſtem. Aller Orten waren die Gerichtshöfe beſchäftigt, die der Theilnahme an den religiöſen Verſammlungen der Camiſarden und ihren Unternehmungen Schuldigen oder auch nur Verdächtigen zu verdammen und zu beſtrafen. Eine Stadt iſt mit ſchwerer Brandſchatzung heimgeſucht worden, weil ſie nicht verhindert hatte, daß eine Anzahl Camiſarden innerhalb ihrer Mauern ſich erfriſchten. Für jedes Attentat, das gegen einen Prieſter oder eine Kirche ausgeübt wurde, machte Montreval die Gemeinde verantwortlich, in der es vorkam, und überließ ſie dafür der Plünderung ſeiner Truppen. Anderwärts führte man die Verdächtigen, zu denen man nicht allein die Verwandten und Freunde der Rebellen, ſondern ſogar die jungen Leute rechnete, welche der Verführung zugänglich zu ſein ſchienen, in Maſſe fort; aus mancher Pfarre ſind fünfhundert Perſonen abgeführt worden. Um die Empörten aller und jeder Hülfeleiſtung zu berauben, wurden einunddreißig Pfarren, welche mehr als ſechshundert Anſiedelungen im Gebirge oder an deſſen Fuße umfaßten, geradezu der Zerſtörung preisgegeben. Den Bewohnern wurden die Plätze angezeigt, wohin ſie ſich mit Hab und Gut begeben ſollten; ihre bisherigen Wohnungen wurden niedergeriſſen und verbrannt. Indeſſen ward der Krieg zugleich durch Freiſchaaren, die ſich unter dem Eremiten Gabriel, deſſen Einſiedelei von den Proteſtanten verwüſtet worden war, oder durch andere Freiwillige, die ſich wohl mit dem weißen Kreuze bezeichneten, auf eine Weiſe geführt, daß Montrevel der Sache ſelbſt nicht mehr Meiſter blieb.

Feindſeligkeiten der gräßlichſten Art, in denen das religiöſe Motiv jede Grauſamkeit rechtfertigen ſollte, auf der einen Seite auf Vernichtung und völliges Verderben, auf der andern auf Rache und Gewaltthätigkeiten abgeſehen. Endlich ward man

ihrer auf beiden Seiten müde. Die Camisarden bildeten noch immer starke Haufen: Cavalier, wohl ihr vornehmster, aber nicht einziger Führer, hatte einmal 1000 Mann zu Fuß, 200 zu Pferde um sich. Aber dahin waren sie doch gebracht, daß sie weder in der Ebene etwas ausrichten, noch im Gebirge sich behaupten konnten. Als im nächsten Jahre diesen in Raub und Kampf gebildeten Kriegsmännern das Erbieten gemacht wurde, in königlichen Kriegsdienst zu treten, unter der Bedingung, daß sie, wie die Schweizer, dabei ihren Gottesdienst ausüben dürften, nahmen die Vornehmsten, unter denselben eben Cavalier, diesen Vorschlag an. Es war ihnen genug, daß sie Geistliche gezüchtigt und ihren Glaubensgenossen einige Erleichterung verschafft hatten, wie sie den Zurückbleibenden jetzt auch in Languedoc nicht versagt wurde. Wer sich damit nicht begnügte, dem war es erlaubt, das Land zu verlassen.[1]

Als die Verbündeten sich anschickten, sich mit den Camisards ernstlich und offen in Verbindung zu setzen, waren sie bereits unterworfen.

Viertes Capitel.

Kriegsereignisse in Deutschland. Feldzug von 1704.

Der Erfolg dieser Begebenheiten ist insofern allenthalben gleichartig, als einem anfangs gefährlich erscheinenden Angriff überall ein wirksamer Widerstand von Seite Frankreichs

[1] Am Hofe sah man das als eine völlige Unterwerfung an. „Die Camisarden," schrieb Elisabeth Charlotte, 20. Mai 1704, „ergeben sich dem König, bitten alle um Gnade; 500 haben sich zu Ostagien ergeben, 400 begehren aus dem Land zu ziehen mit Hab und Gut!"

entgegengesetzt wurde. Aber durch bloße Vertheidigung konnte der Krieg nicht beendigt werden: Frankreich hätte sich im fortgesetzten Kampfe erschöpft, verblutet. Um die Sache zu Ende zu bringen, entschloß sich König Ludwig wenigstens an Einer Seite zur Offensive: es war die deutsche.

Die deutschen Feldzüge ließen sich anfangs eben so an, wie die andern. Es gehörte noch zu den Gedanken König Wilhelms, daß die Kaiserlichen, mit den Reichstruppen vereinigt, im Jahre 1702 Landau angriffen; die Franzosen, die auf die Neutralität des Reiches gezählt hatten, waren nicht stark genug, den Platz zu halten. Und unendlich schwer würde es ihnen geworden sein, sich im Elsaß und in Lothringen zu behaupten, hätte nicht ihr unternehmender Verbündeter, der Kurfürst von Baiern, im Innern Deutschlands den Krieg erhoben, indem er sich Ulms bemächtigte.

Maximilian Emanuel hatte so eben einen neuen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, in welchen ihm eine ansehnliche Verstärkung durch französische Truppen unter einem General, der ihm alsdann gehorchen werde, verheißen ward. Und was hätte den Franzosen selbst mehr am Herzen liegen können, als eine solche Verbindung. Ludwig XIV. sprach einmal aus, die Diversion, die aus derselben hervorgehe, sei das wahre Mittel, den Kaiser zu zwingen, um Frieden zu bitten.[1]

Schon im October 1702 machte Villars einen Versuch, die Verbindung zu Stande zu bringen. Er warf den Markgrafen von Baden, der allerdings bei weitem schwächer war, bei Friedlingen aus seinen Stellungen: — eine Schlacht, die ihm den Titel eines Marschalls verschaffte; man sagt, zuerst von

[1] Rozière, 18. April 1703. Campagne du Ml. de Villeroy et de Maximilian Emmanuel, en 703. S. 74.

dem Kriegsvolke auf dem Schlachtfelde ſelbſt ſei er mit demſelben begrüßt worden: — aber dem Weichenden zu folgen hielt er nicht für rathſam: er fürchtete, in den Gebirgen ſich einem Unfall auszuſetzen.[1]

Im Mai 1703 vollzog Villars, nachdem er Kehl genommen, die Vereinigung, ohne auf eigentlichen Widerſtand zu ſtoßen. In Oberſchwaben traf er mit dem Kurfürſten zuſammen, der ihn mit Freuden empfing, denn ohne dieſe Hülfe wäre er wahrſcheinlich verloren geweſen. Mit derſelben aber war er ſtark genug, zum Angriff zu ſchreiten, und es fragte ſich nur, wohin er einen ſolchen richten würde.

Laut des Vertrags war auch dieß in das Belieben des Kurfürſten geſtellt. Mancherlei Vorſchläge wurden gemacht; unter anderen rieth ihm Villars einen Handſtreich gegen Wien auszuführen, das ſich, ſo meinte er, nicht acht Tage zu halten vermöge; der Kurfürſt wählte jedoch, wie denn ſchon im Vertrage davon die Rede iſt, einen Angriff auf Tyrol. Er glaubte Anſprüche auf dieſes Land zu haben, welches ſeinen Altvordern wider alles Recht entriſſen worden ſei: von den Franzoſen hatte er ſich verſprechen laſſen, daß die Eroberungen, die er machen werde, mit den Kurlanden vereinigt, denſelben einverleibt werden ſollten;[2] kein Wunder, wenn der Gekränkte und Ehrgeizige ein

[1] Nach den Memoiren von Villars 69. 31, antwortete er dem Kurfürſten, der ihm ſeinen Weg bezeichnete, dieſer Weg würde durch das Höllenthal führen, man möge ihm aber verzeihen, er ſei nicht Teufel genug, ihn zu machen.

[2] Art. 13 des Vertrags S. M. promet — d'établir S. A. E. dans la possession entière — des conquêtes que lad. A. E. fera, pour être le tout reuni et incorporé à la Bavière. Nach Fretteville entſchied der geheime Rath des Kürfürſten für Tyrol, dont la conquête pourrait augmenter ses états. Mém. milit. III, 967.

Unternehmen, das ihm die Aussicht auf eine so wichtige Erwerbung darbot, jedem andern vorzog.

Aber auch den Franzosen war es willkommen, und zwar besonders deßhalb, weil das südliche Tyrol die Pforte bildet, durch welche das österreichische Heer in Italien eingedrungen war und seine Verstärkungen erhielt: sie wünschten ihm dieselbe zu verschließen. Schon einmal hatten sie versucht, mit plötzlich zusammengerafften Fahrzeugen den Gardasee durcheilend, Riva zu überraschen und in Besitz zu nehmen; doch war ihr Vorhaben verrathen worden. Wie viel mehr aber ließ sich ausrichten, wenn nun der Kurfürst von seiner Seite her im nördlichen Tyrol eindrang. Der Gedanke ward gefaßt, daß Vendome im Gebirge dem Kurfürsten die Hand bieten sollte, während Villars die obere und mittlere Donau behaupte.

Tyrol befand sich keineswegs in einem Zustande provincieller Zufriedenheit. Zwischen der Landschaft, die sich in althergebrachten Rechten beirrt sah, und den Organen der Regierung herrschte ein schlechtes Vernehmen; nachdem das Land bei dem letzten Durchzuge der Truppen einen Aufwand gemacht hatte, der seine Kräfte überstieg, konnte es nicht zu der ihm versprochenen Entschädigung gelangen; auch über die Vorkehrungen zu der jetzt nothwendigen Vertheidigung wechselte man bittere Rede und Gegenrede: — als Mitte Juni der Kurfürst die Gränzen des Landes überschritt, mit einem stattlichen Heer von ungefähr 12,000 Mann, das zum fünften Theil aus Franzosen bestand; die übrigen hatte Villars zur Vertheidigung der an der Donau genommenen Stellungen zurückbehalten. Es war weniger diese Rüstung, als die Verwirrung in den Tyroler Gegenanstalten, was dem Kurfürsten das Uebergewicht verschaffte. Weder Kufstein noch Rattenberg leisteten Widerstand:

ſchon am 25. Juni konnte er in Hall einziehen: Innsbruck fiel ſofort in ſeine Hände. Er erklärte, er ſei nicht gekommen, um Tyrol zu unterjochen, ſondern um es beſſer zu regieren, als es bisher regiert worden ſei, und unter baieriſchem Schutze glücklich zu machen; die Beamten leiſteten ihm das Handgelübde der Treue, auf ſo lange er im Beſitz der fürſtlichen Grafſchaft ſein werde.[1] Truppenabtheilungen eilten nach allen Seiten, um die Päſſe und Feſten des Landes einzunehmen; eine beſonders anſehnliche, aus Franzoſen und Baiern zuſammengeſetzte, nach dem Brenner.

Die Abſicht war, daß Vendome, der bald nachher am Fuße der Alpen anlangte, ſeine Truppen an beiden Ufern des Gardaſee's vorrücken laſſen, ſie in Riva vereinigen und dann den Weg einſchlagen ſollte, den ihm der Kurfürſt von Baiern angeben würde.

Es ſcheint nicht, als ob die kaiſerliche Militärmacht und Organiſation fähig geweſen wäre, dieſem Einbruche an der einen oder andern Stelle mit Kraft zu begegnen. Hielt es doch der Fürſtbiſchof von Briren ſofort für wohlgethan, den Kurfürſten um Schutz für die Immunitäten ſeines Stiftes zu erſuchen.

In dem Volke aber lebte eine angeſtammte Hingebung für ſeine gefürſteten Grafen aus dem Hauſe Oeſterreich, und eben ſo ein nachbarlicher Haß, gleichfalls von den Vorfahren ererbt, gegen die Baiern. Daß der Kurfürſt jetzt nicht allein das Land in Beſitz nahm, ſondern auch Kriegscontributionen von ſehr beträchtlichem Betrage ausſchrieb, ganz im Widerſpruch mit ſeiner perſönlichen leutſeligen Haltung, gab dieſen beiden Gefühlen Nahrung. Dazu kam aber noch ein anderes: ein lange

[1] Mémoires de Mr. de la Colonie, I, 271.

in der Stille angesammelter Widerwille gegen die Organe der Regierung ward durch den Verdacht, daß diese wohl gar des Verraths schuldig seien, zum Ingrimm gesteigert; die Menge, die sich durch den Ruin des Landes für berechtigt hielt, wollte den Herren erst die Häuser über den Köpfen anstecken und dann sehen, was zu thun sei. Er erinnert an die wildesten Scenen des deutschen Bauernkrieges, wie auf den Grund eines falschen Gerüchtes der Oberstwachtmeister im Burggrafenamte, Hohenhauser, von den Bauern erschossen, an anderer Stelle ein Pfleger eines unbesonnenen Wortes wegen erschlagen ward; in Briren brauchte man Gewalt gegen die Behörden, um den Fürstbischof zu besserer Gesinnung zu bringen; mit der Treue gegen den Landesherrn vertrug sich der Aufruhr gegen seine Beamten: dieser und ihrer hemmenden Führung entledigt, stellten sich dann die siegreichen Volkshaufen, mit der Natur ihres Landes wie früher und später im Bunde, dem vordringenden Feinde auf eigene Hand entgegen.[1]

Im hohen Gebirge, wo die schmale Straße sich durch die Schluchten windet, lauerten sie, so zahlreich sie waren, mit derselben lautlosen Stille, wie der Gemsenjäger das Wild erwartet, hinter dem Gebüsch, das die Wände deckt: so faßte ein jeder seinen Mann in dem heranrückenden Kriegshaufen ins Auge; von allen Höhen stürzten überdieß Steine und Felsstücke auf ihn nieder; wenn dann die Baiern nothgedrungen umkehrten, so fanden sie die Päſſe und Brücken in ihrem Rücken bereits ebenfalls verlegt: wer da nicht umkam, wurde gefangen. Im Kampfe mit den Scharfschützen, die sich wohl rühmten, auf fünfhundert Schritte zu treffen, scheiterten die Angriffe des Kurfürsten auf die Schanzen am Brenner; täglich

[1] Jäger: Tyrol und der bairisch-französische Einfall, 236.

ſah man aus dem Wippthale die Karren voll von Verwundeten wiederkommen. Der Kurfürſt ſelbſt begab ſich mit ſeinem Geſchütz und dem Kerne ſeiner Truppen nach dem Paſſe, auf den ſo viel ankam, um einen entſcheidenden Schlag zu verſuchen. Aber in dieſem Augenblick erhob ſich der Landſturm in den ſcheinbar bereits beruhigten Gerichten; er mußte Befehl zum Rückzug geben und, um die nach Baiern führenden Straßen zu behaupten, ſich der äußerſten Gefahr ausſetzen.

Im deutſchen Tyrol war die Sache dergeſtalt ſchon entſchieden, als Vendome mit ſeinem Heere, das auf dem Wege manche heiße Gefahren hatte beſtehen müſſen, oberhalb des Gardaſee's anlangte, und ſich der nächſtgelegenen Orte, ſelbſt des feſten Arco bemächtigte. Noch immer konnte ſein Unternehmen hohe Bedeutung gewinnen, wenn er an dieſen Pforten von Italien eine haltbare Poſition in Beſitz nahm. Aber er ſtieß nun ſchon auf einen durch regelmäßige Kriegsmannſchaften unterſtützten Widerſtand. Die Vertheidigung der Etſchübergänge, welche Roveredo deckten, erwies ſich unüberwindlich. Dann langten die welſchländiſchen Schützen an, die ſo eben am Brenner das Beſte gethan hatten; auf offenem Felde wurden ihre Fahnen geweiht. Vendome drang bis zu den Höhen und Hügeln vor, welche Trient umgeben, und bewarf die Stadt mit Bomben, was aber keinen anderen Erfolg hervorbrachte, als daß die vornehmſten Gebäude beſchädigt wurden.[1] Die Stadt wies dennoch, unter dem Einfluſſe eines entſchloſſenen kaiſerlichen Generals, des Namens Solari, jeden Gedanken an Nachgiebigkeit und Ueberlieferung von der Hand. Vendome

[1] Aus den Mém. milit. III, 260, ergibt ſich, daß Vendome erſt damals, Anfang September, Nachricht von den Unfällen des Kürfürſten erhielt.

mußte ſich zum Rückzug entſchließen: er bezeichnete ſeinen Weg mit gräßlichen Verwüſtungen, um ſich für den Widerſtand zu rächen, den er nicht bezwingen konnte.

Welch glänzende Hoffnungen knüpften ſich für Frankreich und Baiern daran, wenn ſie in Beſitz der hohen Alpen kamen, und Oeſterreich von ſeiner Verbindung mit Italien abgeſchnitten wurde. Aber dieſe Combination ſcheiterte an der unvorbereiteten, plötzlich hervorbrechenden Feindſeligkeit eines in ſeinen ererbten Gefühlen beleidigten Volksſtammes.

Der Krieg verſetzte ſich nun wieder in die baieriſchen Gebiete, die man, um auszugleichen, was in Tyrol geſchehen war, von allen Seiten mit verwüſtenden Einfällen heimſuchte;[1] von Oberöſterreich her drang eine däniſche Schaar ein, die dem Kaiſer zu Hülfe gekommen war; ſie warf ihre Bomben nach Schärding; die Oberpfalz ward von Böhmen aus angegriffen; mit dem großen Heer, das in Schwaben lagerte, näherte ſich Markgraf Ludwig von Baden; er nöthigte die Stadt Augsburg, ihm die Thore zu öffnen, und durchbrach die bairiſchen Marken, ſo daß man in München eine Belagerung fürchtete; endlich bewegte ſich ein fünfter Heerhaufen unter General Styrum gegen Donauwörth. Man glaubte, ſo vielen Anfällen zu widerſtehen, werde der Kurfürſt von Baiern nicht ſtark genug ſein. Von den deutſchen Fürſten ward er zum Frieden ermahnt, auch die Franzoſen meinten, es werde ihm nichts übrig bleiben, als einen ſolchen einzugehen: ſie ſelbſt dachten ſchon an ihren Rückzug über den Rhein. Aber Maximilian Emanuel ſchlug ſeine Streitkräfte nicht ſo gering an; niemals hat er ſeine Waffen kräftiger geſchwungen, und ſo wenig er mit Villars

[1] Meichelbeck, Historia Frisingensis II, 430.

einverſtanden war, ſo zeigte ſich die Verbindung beider nicht nachtheilig; in dem Widerſtreit des einen mit dem andern ſind gute Beſchlüſſe gefaßt worden. Zunächſt ward General Styrum von ihrer vereinten Macht in der Nähe von Höchſtädt überraſcht und geſchlagen; man ſah den Kurfürſten, ſeinen Pallaſch in der Hand, die Seinen in das Feuer führen; der franzöſiſche Marſchall gibt ihm das Zeugniß, er ſei allenthalben und immer an der gefährlichſten Stelle geſehen worden.[1] Hierauf hielt es der Markgraf von Baden für das Beſte ſeinen Rückzug anzutreten: glücklich, daß er ihn ohne Verluſt vollzog: dann aber fiel Augsburg nach kurzer Belagerung in die Hände des Kurfürſten. Er hatte ſich ſchon beim Beginn des letzten Getümmels Regensburgs bemächtigt, und von ſeinen Tyroler Erwerbungen wenigſtens eine, Kufſtein behauptet. Nach kurzer Bedrängniß beſaß er wieder die Ueberlegenheit der Waffen, und bediente ſich ihrer ſofort, um das ſchwach beſetzte Paſſau zu überraſchen. Man könnte nicht ausdrücken, welchen Schrecken dieß am kaiſerlichen Hofe verurſachte; zumal da eben damals die ungariſchen Malcontenten, zu einem großen Heere angewachſen, an die mähriſche und öſterreichiſche Gränze vorrückten. Es ſchien nur auf den Kurfürſten anzukommen, ob er Prag oder Wien anzugreifen vorziehe. Man will eine Medaille geſehen haben, auf welcher er als König von Böhmen bezeichnet worden ſei; auf einer andern wurden funfzehn Städte aufgezählt, die ihm das erſte Kriegsjahr verliehen habe.

Aufs neue nahm Maximilian Emanuel eine großartige, für den Kaiſer und das Haus Oeſterreich überaus gefährliche Stellung ein. Die Franzoſen trugen Sorge, ihn darin zu

[1] Lettre de Villars du camp d'Höchstedt 21. Sept. Mém. milit. III. 667. 955.

ſtärken. Villars, mit dem er ſich nicht mehr verſtehen konnte, war auf ſeine Bitte abberufen und ein anderer franzöſiſcher Befehlshaber, des Namens Marſin, von minder empfindlicher und herriſcher Natur, ihm beigeordnet worden. Im Frühjahr 1704 führte ihm dieſer ein neues Hülfscorps zu, von 8000 Mann zu Fuß, dritthalbtauſend zu Pferd. Der Kurfürſt faßte hierauf die Abſicht, ſich Nördlingens zu bemeiſtern, wodurch ſeine an der Donau gewonnene Poſition erſt vollſtändig gedeckt worden wäre, und ſich dann gegen Nürnberg zu wenden, um auch im fränkiſchen Kreiſe ſo mächtig zu werden, wie es im ſchwäbiſchen war. Max Emanuel legte nicht allein eine unvergleichliche perſönliche Tapferkeit, ſondern auch ein gewiſſes Talent für die Heerführung an den Tag. Wie glücklich fühlte ſich ſein Bruder, wenn er ihn mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts vergleichen hörte, wenn die Franzoſen ihn als den beſten General auf ihrer Seite prieſen. Er war voll von Lebenskraft und oft ungezügelter Lebensluſt. Er nährte den dynaſtiſchen und perſönlichen Ehrgeiz, ſich und ſein Haus von dem ſo viel mächtigeren Oeſterreich gleichwohl nicht in den Hintergrund drängen zu laſſen. In dieſem Augenblick erſchien er ſich bereits als der große Vorfechter der Unabhängigkeit des deutſchen Fürſtenthums gegen das Uebergewicht des Kaiſers. Aber noch weiter reichten ſeine hochfliegenden Gedanken. Die Zeit ſchien ihm da zu ſein, wo das Haus Baiern eine europäiſche Stellung erringen könnte.

Einen thatkräftigeren und nützlicheren Verbündeten hatte Ludwig XIV. nie gehabt: davon, was er ausrichte, ob er ſich halte, ſchien ihm der Ausgang des ſpaniſchen Erbfolgeſtreites abzuhängen. — Und auch auf der andern Seite war man davon durchdrungen.

Prinz Eugen, der damals dem Hofkriegsrath präſidirte, was ihn in den Stand ſetzte, die Geſammtheit der Angelegenheiten von einem höheren Standpunkte aus zu überblicken, wiederholt in ſeinen Briefen, der Ausſchlag beruhe allenthalben darauf, daß den bairiſchen Bewegungen ein Ende gemacht werde. Dazu aber gab es kein anderes Mittel, denn die kaiſerlichen Heere allein hätten dafür nicht hingereicht, als zugleich die engliſch-holländiſchen herbeizuziehen.

Schon früher waren unter ähnlichen Umſtänden ähnliche Pläne gefaßt worden: König Wilhelm hatte ſie immer zurück gewieſen. Jetzt aber unter dem Einfluß Marlbourghs, der über die Nothwendigkeit einer kühnen und entſcheidenden Maßregel mit Eugen einverſtanden war, bot die engliſche Regierung die Hand dazu. Die Bedenklichkeiten der Generalſtaaten, welche für ihre Sicherheit fürchteten, wurden überwunden; der Krieg in den Niederlanden ward einem holländiſchen Feldmarſchall anvertraut. Indem Marlborough die Miene annahm, als wolle er eine Belagerung an der Moſel unternehmen, wandte er ſich nach dem Neckar. Der Kurfürſt vermuthete ſeine Abſicht; die Franzoſen, durch die Beſorgniß, daß eine oder die andere ihrer Feſtungen angegriffen werden ſollte, geängſtigt, ließen ſich jedoch wirklich täuſchen: ungehindert von ihnen gelangten die Engländer und ihre Bundesgenoſſen in das Gebiet der oberen Donau; am 22. Juni vereinigten ſie ſich mit dem kaiſerlichen Heere bei Geislingen. Und unverzüglich gingen die Verbündeten nun auf den Kurfürſten los, dem ſie faſt um ein Drittheil überlegen waren. Um Donauwörth, auf das ſie — und ganz mit Recht — ihr nächſtes Augenmerk gerichtet hatten, zu ſchützen, hatte der Kurfürſt den Schellenberg befeſtigt. Die Verbündeten zögerten nicht, dieſe Verſchanzungen anzugreifen.

Sie litten dabei einen ungeheuren Verluſt, aber ſie nahmen dieſelben (6. Juli) und gleich darauf die Stadt.

Manchem franzöſiſchen Führer ſchien es genügend, durch einen Angriff auf Mainz oder Freiburg eine Diverſion zu Gunſten des Kurfürſten zu machen: aber König Ludwig XIV. wollte nicht zugeben, daß man jemals ſagen könne, er habe einen ſo treuen und wichtigen Bundesgenoſſen, wie dieſen, ſeinem Schickſal überlaſſen; er ordnete an, daß abermals eine ſehr anſehnliche Abtheilung ſeiner oberrheiniſchen Armee, bei 26,000 Mann ſtark unter dem Marſchall Tallard, dem vor Kurzem die Wiedereroberung von Landau gelungen war, und der überhaupt eines guten Rufes genoß, dem Kurfürſten unmittelbar zu Hülfe kommen ſolle; der König ſelber bezeichnete von Verſailles her die Bataillone, die da zu verwenden ſeien. Mitte Juli überſtieg Tallard die Höhen des Schwarzwaldes. Der Feind und die Umſtände verhinderten ihn, ſich durch die Beſitznahme von Villingen oder Rottweil Württembergs zu verſichern, was er an ſich beabſichtigte: er eilte zu dem Kurfürſten vorwärts, mit dem er ſeine Vereinigung Anfang Auguſt in der Nähe von Augsburg vollzog.

Wie viel mehr aber wurde hiedurch — faſt wie im Glücksſpiel, wenn anders der Krieg zugleich von Zufälligkeiten abhängt, — Alles auf einen großen Wurf geſtellt. Indem die beiden Parteien ihre beſten Kräfte auf dem ohnehin wichtigſten Kriegstheater vereinigten, mußte ein Zuſammenſtoß zwiſchen ihnen mit Einem Schlag über den ganzen Krieg entſcheiden.

Von Wien war auch Prinz Eugen herbeigekommen, zunächſt um die Anführung an dem Oberrhein zu übernehmen; die ſtarken Abordnungen der franzöſiſchen Armee jedoch ließen

es ihm thunlich erſcheinen, mit ſeinem Corps ſich ebenfalls nach der Donau zu begeben. Seine Ueberzeugung war, die Sache müſſe unverzüglich ausgemacht werden; man dürfe nicht länger dulden, daß der Kurfürſt die Donaugebiete beherrſche, von wo er, wie das deutſche Reich, ſo die kaiſerlichen Erblande bedrohe, und zugleich ſeine Verbindung mit Frankreich unterhalte; zu dem Ende müſſe man ihm Ingolſtadt und Ulm entreißen.

Die erſte Unternehmung ſollte gegen Ingolſtadt gehen und zwar erbot ſich der Markgraf von Baden, der niemals in ein rechtes Verſtändniß mit Marlborough gekommen war, dahin abzurücken, dagegen ſollte ſich der Lord mit dem Prinzen auf dem linken Donauufer vereinigen, um der bairiſch-franzöſiſchen Armee die Spitze zu bieten. [1]

In der That überſchritt dieſe eben wieder die Donau, wie man damals annahm, um noch neue Verſtärkungen vom Rheine her an ſich zu ziehen, oder doch, um im Zuſammenhang mit der franzöſiſchen Macht zu bleiben. Villars hatte noch während ſeiner Anweſenheit eine zu dieſem Zweck geeignete Poſition angegeben; Tallard ward von Marſin mehr dazu fortgezogen, ſie zu beſetzen, als daß dieſe Bewegung ſeine Wahl geweſen wäre.

Der Duc de Tallard beſaß diplomatiſche und geſellſchaftliche Talente; er taugte gut für die ſchwierigen Verhältniſſe, die bei dem Zuſammenwirken verſchiedener Heerführer ſo leicht entſpringen; offenen Hader ſowohl mit dem gebornen Fürſten, als mit den andern Führern, die mit ihm von gleichem Range

[1] Projet pour les opérations von Pr. Eugen bei Heller: Militäriſche Correſpondenz II, 191. Vgl. Oeſterreichiſch-militäriſche Zeitſchrift. 1841, IV. 32.

waren, wußte er zu vermeiden: aber für den großen Krieg war er nicht geboren; von der Lage der Dinge in Deutſchland hatte er keinen Begriff; die Franzoſen ſelbſt ſuchten ſich der Autorität des feurigen Kurfürſten gegen ihn zu bedienen;[1] er folgte zögernd, aber er folgte; nur durch Verzögerungen machte er ſeine Meinung geltend.

Sonderbare Verflechtung, daß das Reich, welches bisher ſo manchen Heerführer von ächtem Talent hervorgebracht hatte, in dieſem größten Augenblicke von einem militäriſch untergeordneten Geiſte vertreten war, der die Umſtände, in denen er ſich befand, wie durch einen Nebel ſah. Daß er einſt ſeine größte Bemühung hatte ſein laſſen den Krieg zu verhüten, wirkte auf ſeinen Kriegseifer nicht zurück: aber es zeigt doch, daß die großen Impulſe nicht in ihm waren, die den Krieg hervorgerufen hatten.

Auf das lebendigſte dagegen ſtellten ſich dieſe in den beiden Feldherren dar, die das engliſch-deutſche Heer anführten. Sie hatten beide dem König von Frankreich einſt nahe geſtanden. Marlborough gehörte zu dem glänzenden Kriegsgefolge, das Ludwig XIV. bei ſeinem Unternehmen gegen Holland begleitete: er diente damals unter den engliſchen Hülfstruppen: Turenne hatte ihn bemerkt, der König ſelbſt einſt Gelegenheit gehabt, ihn zu beloben. Prinz Eugen von Savoyen war der Sohn einer der Nichten des Cardinal Mazarin, überhaupt faſt ein Kind des franzöſiſchen Hofes, dem er ſeine erſte Bildung verdankte. Aber jetzt lebten ſie beide nur in dem Gedanken, den König von Frankreich zu bekämpfen, ſeine Macht zu ſtürzen. Marlborough ſtand in ſeinem Vaterland an der Spitze der

[1] Er klagt ſelbſt darüber: Lettre à Chamillart, 4. Sept. Mém. milit., IV, 565.

Männer, die eine eifrige Durchführung des Krieges wollten: ſchon klagte die Gegenpartei ihn an, daß er durch verwegene Unternehmungen ſeine Vollmacht überſchreite: ſein politiſches Daſein war an den Erfolg dieſes Feldzugs geknüpft;[1] er hätte ſich nicht behaupten können, wenn er nicht mit Sieg gekrönt nach Hauſe gekommen wäre. Prinz Eugen von Savoyen betrachtete die Intereſſen des Kaiſers, dem er diente, wie ſeine eigenen. Wahrſcheinlich war er damals der Mann in Europa, der die Lage der Dinge am klarſten überſah. Er hatte den Plan zu dieſem Feldzug gefaßt; mit jenem Talent ausgerüſtet, welches das Allgemeine und Große feſt im Auge behält, und dabei das Kleinſte nicht überſieht, und mit der Autorität, die auf Erfahrung und Einſicht gegründet, ſich jeden Augenblick geltend macht, war er einzig geeignet ihn durchzuführen. Der glänzende und gebildete, vielgewandte und hochſtrebende Lord, der beſcheidene, methodiſche, einfache, ein wenig pedantiſche und umſtändliche Prinz ergänzten einander gleichſam in ihren perſönlichen Eigenſchaften und wirkten wnnderbar zuſammen: beide, wie ein Dichter der Zeit ſagt, hart geworden im Feld und verfeinert an den Höfen: beide voll eines Muthes, der nicht aus plötzlichen Aufwallungen, ſondern aus Vernunft entſpringend und durch Vernunft gemäßigt, in Zeiten des Friedens nicht bemerkt wird, am Tage der Schlacht hervorbricht.[2]

Ueber den Lech und die Donau zurückeilend, traf Marl-

[1] Eugen an den Herzog von Savoyen. Myl. Marlborough c'est un homme, qui a beaucoup d'esprit, de la bravoure, fort bien intentionné et grand envie de faire quelque chose, d'autant plus qu'il serait perdu en Angleterre, s'il retourne sans avoir rien fait. Bei Heller Correſpondenz II, 182.

[2] To souls like these in mutual friendship joind Heaven dares intrust the cause of human kind. Addiſon, Poems 55.

borough in dem Lager Eugens bei Münſter ein, als die Baiern und Franzoſen ſich anſchickten, unſern von ihnen jene Poſition zu beſetzen. Die Gegend iſt eine weite Ebene zwiſchen der Donau und bewaldeten oder bebauten Anhöhen, von denen einige Bäche zwiſchen moraſtigen Ufern nach dem Strom hinabrinnen. Hinter einem von dieſen, dem Nebelbach, ſtellten ſich die Baiern und Franzoſen auf; der Kurfürſt zur Linken bei Lutzingen, Tallard mit den beſten und zahlreichſten Truppen bei Blenheim, in der Mitte Marſin.

Ihre Quartiermeiſter ſteckten ſo eben mit ihren Fähnlein die Quartiere ab, worauf die Truppen einzogen, als Eugen und Marlborough am Morgen des 12. Auguſt einen nahen Thurm beſtiegen, um den Feind zu recognosciren. Sie konnten unmöglich zulaſſen, daß derſelbe ſich in dieſer Stellung befeſtigte. Sie würden dadurch Schwaben und Württemberg preisgegeben haben und, wenn die Belagerung von Ingolſtadt nicht glücklich ging, der größten Gefahr ausgeſetzt geweſen ſein. Und ohnehin wollten ſie ſchlagen. Ihr Entſchluß war auf der Stelle gefaßt, den Feind den andern Tag anzugreifen.

Die Franzoſen und Baiern mochten 56,000 Mann, die Kaiſerlichen und Engländer mit ihren Verbündeten, unter denen beſonders die Preußen eine ſtattliche Maſſe bildeten, 50,000 Mann zählen. Es war ein Zuſammentreffen, bei dem alles von überlegenen Waffen und beſſerer Führung abhing.

Prinz Eugen griff den Kurfürſten an, der in der vortheilhaften Stellung, die er bei Lutzingen genommen, den hartnäckigſten Widerſtand leiſtete und ohne die Streitfertigkeit der preußiſchen Schaaren wahrſcheinlich den Platz behauptet hätte; Marlborough wandte ſich gegen Tallard.

Noch am Morgen des 15. Auguſt bei den erſten

Bewegungen gab ſich Tallard dem Wahne hin, daß der Feind ſich zum Rückzug nach Franken anſchicke; es zeugt von der Kriegsübung der franzöſiſchen Bataillone, daß ſie, als ſie dann ihren Anführer ſo unerwartet angegriffen ſahen, ſich doch ſehr wohl zur Wehre ſetzten. Vor den Verſchanzungen, die ſie eilend aufgeworfen, und den Zäunen und Hecken von Blenheim, die durch ihr Feuer vertheidigt waren, mußten ſich die zuerſt andringenden Brigaden Marlboroughs mehr als einmal zurückziehen. Tallard hielt nicht für nöthig, auch den Bach, der ſeine Stellung deckte, zu vertheidigen; er meinte in jedem Augenblick ſtark genug zu ſein, um die Herübergekommenen wieder zurückzutreiben oder dieſſeits zu vernichten. Aber zuerſt dieß gelang ihm nicht. Es war hauptſächlich das Werk der lüneburgiſchen und celliſchen Regimenter unter dem General Bülow, daß die geſammte Truppenmacht Marlboroughs über den Bach kommen konnte: ſie nahm alsdann mit einer Batterie, welche ſich ſehr wirkſam zeigte, eine die Franzoſen bedrohende Stellung ein.[1] Die Ueberlegenheit der Verbündeten beſtand in ihrer Cavallerie. Die franzöſiſche war damals in Folge einer Seuche in beſonders ſchlechtem Zuſtand; Tallard klagt, es habe ihr an Energie und Muth gefehlt, nicht eine einzige feindliche Schwadron habe ſie gebrochen. Der Ausgang der Schlacht beruhte darauf, daß ſie vorzugsweiſe ein Kampf zwiſchen der deutſchen und der franzöſiſchen Reiterei war. Eine Zeitlang hielten die beiden Schlachtordnungen derſelben einander im Angeſicht; die franzöſiſche ſuchte ſich durch herbeigezogene Fußvölker zu verſtärken. Gegen fünf Uhr Abends ſah man Marlborough die Front der Verbündeten hinunterreiten, und

[1] Vgl. den deutſchen Schlachtbericht in dem Theatrum europaeum, Bd. XVII, 94.

gleich darauf ſetzte ſich die engliſch-deutſche Cavallerie, die blanke Waffe in der Hand, gegen den Feind in Bewegung. Die Franzoſen ſchoſſen, als ſie in die Nähe gekommen waren, ihre Carabiner ab,[1] aber da der Anfall, der auf ſie geſchah, darum nicht einhielt, geriethen ſie in Verwirrung; ihre Escadrons wurden durchbrochen und die zur Unterſtützung derſelben anrückenden Fußvölker über den Haufen geworfen. Indem Tallard in dieſem Moment ſeine Stellung zu verändern ſuchte, verwandelte ſich ſein Nachtheil in Niederlage und Flucht: er ſelber gerieth in Gefangenſchaft. Hierauf vermochte, von allen Seiten eingeſchloſſen, der Flecken Blenheim ſich nicht länger zu halten: nach kurzem Widerſtand ergaben ſich die franzöſiſchen Bataillone kriegsgefangen: es waren bei 10,000 Mann.

Der Kurfürſt und Marſin konnten ſich in ziemlicher Ordnung von Lutzingen zurückziehen, aber das Heer Tallards war ſo gut wie vernichtet. Man rechnet den Verluſt in dieſer Schlacht, die ihren Namen von dem nahen Höchſtädt hat, auf mehr als 20,000 Mann.

In Paris wollte man den erſten Nachrichten von derſelben keinen Glauben beimeſſen. Bald aber zeigte ſich, daß ſie die Höhe des Unglücks noch nicht erreichten: die Verluſte übertrafen alles, was man hatte befürchten können, die höchſten Familien waren nicht minder davon betroffen, als die geringeren, aus allen Ständen ſah man Leidtragende. Sonſt pflegte die Hauptſtadt die Fehler derjenigen zu verſpotten, welche einen Unfall erlitten hatten; dießmal aber war das Unglück ſo allgemein, daß kein Spottlied gehört wurde.

Alle von dem Kurfürſten eroberten Städte, Augsburg,

[1] So berichtet der Account of the battle of Blenheim from Dr. Hare's Journal, Dispatches of Marlborough, I, 405.

Armee zu beſchäftigen und die Belagerung von Saarlouis zu unternehmen. Die Welt begleitete die Entwickelung dieſer Ereigniſſe, welche entſcheidend werden konnten, mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

Es iſt auffallend, wie ſehr der Ruf und die öffentliche Meinung die Streitkräfte Marlboroughs übertrieb; man ſchätzte ſie auf 100,000 Mann, während ſie noch nicht die Hälfte ſo viel ausmachten. Villars meinte alles Ernſtes, daß er der Schwächere ſei; in der That aber war er vielleicht um 10,000 Mann ſtärker. Und alle Tage bekam er Verſtärkungen; anſehnliche Truppenſchaaren waren jetzt vom Elſaß und von den Niederlanden her auf dem Wege zu ihm. Unter dieſen Umſtänden konnte Marlborough, dem es überdieß an Pferden fehlte, um ſein Geſchütz herbeizuführen, an einen Angriff nicht denken. Indem man noch alle ſeine Bewegungen auf einen ſolchen deutete, entſchloß er ſich — am 16. Juni — zum Rückzug. Ihn trieb nicht, wie einſt den Herzog von Lothringen, der Wunſch, ein verlornes Land wiederzuerlangen, nach dem Mißlingen eines erſten Verſuches, zu einem andern an; er gab die Sache vollkommen auf, und nahm ſeinen Weg nach den Niederlanden. Denn indeß hatte Villeroy Huy angegriffen, und die Generalſtaaten, die für Lüttich fürchteten, verlangten in dieſen Gegenden gedeckt zu werden. [1]

Marlborough warf alle Schuld auf den Mangel an rechtzeitigem Beiſtand von den deutſchen Fürſten, beſonders auf die Zögerungen des Markgrafen von Baden. Was konnte man aber, da Oeſterreich ſelbſt wenig oder nichts in der Sache

[1] Raisons, pour les quelles le D. de Marlborough quittoit la Moselle et retournoit sur la Meuse 27. Juin. Von dem engliſchen Kriegsſecretär Cardonnel, bei Lamberty III, 470.

leiſtete, von den minder Betheiligten erwarten.[1] Das Gemeingefühl der deutſchen Fürſten war nicht dahin entwickelt, um einem Angriff auf Frankreich ernſtliche Theilnahme zuzuwenden.

Ueberaus glorreich fühlte ſich Villars, als der Feind, von dem man das Schlimmſte befürchtet hatte, zurückwich. Gott ſelber, ſagt er, der Beſchützer der franzöſiſchen Waffen, habe der großen Zahl ſeiner Feinde die Markſteine geſetzt, welche ſie zu achten hätten.[2]

Und den Erfolg hatte dieſer Feldzug allerdings, daß die Verbündeten, wenn ſie die von Ludwig XIV. in Beſitz genommenen Provinzen der ſpaniſchen Monarchie demſelben wieder entreißen wollten, was der Zweck des Krieges war, ſich entſchließen mußten, ſeine Kriegsheere in dieſen ſelbſt aufzuſuchen und ſie daraus zu verjagen.

Ramillies.

Gleich die Rückkehr Marlboroughs von der Moſel führte zu einem Anlauf gegen die ſpaniſchen Niederlande. Die Franzoſen mußten die Belagerung von Lüttich aufheben, ſie verloren Huy wieder; ihre Linien ſelbſt waren zu weitläuftig, als daß ſie allenthalben hätten vertheidigt werden können. Wenn es aber Marlborough gelang, ſie zu durchbrechen — bei Tirlemont — ſo zog dieß doch keinen großen Verluſt für die Franzoſen nach ſich. Sie nahmen eine feſte Stellung an der Dyle, durch welche ſie Löwen, Brüſſel, Antwerpen deckten; und vertheidigten dieſelbe mit Geſchicklichkeit und Glück. Marlborough

[1] I am here without a simple soldier except those, who are in the pay of England and the states general. Marlborough an Prinz Eugen 11. Juni bei Coxe I, 397.

[2] Lettre au roi 17. Juin. Mém. de Villars II, 168.

als ſie davon ausgingen. Nachdem die nicht minderen Bedenklichkeiten, die man in Holland hegte, gehoben waren, konnte auch der Markgraf, den Marlborough in Raſtatt beſuchte, ſich dem Verſprechen nicht entziehen, ſo viel Truppen als er entbehren könne zu ihm ſtoßen zu laſſen. In Trier ſollte der Sammelplatz ſein; man hoffte eine Armee von 90,000 Mann zuſammenzubringen.

Von unermeßlichem Vortheil wäre es für die Verbündeten geweſen, wenn ſie nun zugleich im Innern Frankreichs Einverſtändniſſe gefunden hätten. Zu den Entwürfen, welche ſie für den Feldzug von 1705 machten, gehörte es, den Empörten der Cevennen eine unmittelbare Hülfe zu leiſten.[1] Aber wir ſahen, daß ſo eben dem bewaffneten Aufſtand ſo gut wie ein Ende gemacht war. Marſchall Villars war es, der nach ſeiner Rückkehr aus Baiern mit dieſem ſchwierigen Werke beauftragt, es durch eine Verbindung von Nachdruck und Mäßigung vollbrachte.

Im inneren Frankreich ungefährdet, wandte Ludwig XIV. um ſo mehr alle ſeine Aufmerkſamkeit auf die Vertheidigung der Gränzen. Leicht war es in der That nicht, aber es gelang ihm, die faſt zu Grunde gerichtete Reiterei herzuſtellen: nie hatte er, um alle Lücken zu ergänzen, zahlreichere Beförderungen vorgenommen; in voller Kraft und Streitbarkeit ſollten ſeine Heere den Verbündeten begegnen, mochten ſie ihn nun im Elſaß, oder an der Moſel, oder in den Niederlanden angreifen. Dieſe Gränzen fingen an in ihrem Zuſammenhange erkannt und als eine einzige betrachtet zu werden. Für den am meiſten bedrohten Punkt hielt er von Anfang an den, welcher es war; eben da an der Moſel wurde Villars, der jetzt neues Anſehen erworben hatte, aufgeſtellt, um in der

[1] Coxe, Marlborough I, 385.

Gegend von Sierck ein Lager zu nehmen, und den Festungen, von denen man vermuthete, daß sie angegriffen werden würden, Thionville oder dem besonders bedrohten Saarlouis, zu Hülfe zu kommen.[1]

Villars selbst wies jeden weiter reichenden Plan, z. B. den zu einem Versuch gegen Trier, von sich, er war zufrieden, die nächsten Quartiere der Verbündeten auseinanderzusprengen, zumal da dieß schon hinreichte, den guten Geist seiner Truppen wieder zu erwecken; er kann nicht genug davon sagen, wie kräftig dieser wieder erwacht sei, wie muthvoll der wohlbezahlte und wohlgenährte Soldat sich zeige: bei ihm sei von keiner Desertion die Rede; alle Generale seien in gleicher Stimmung, den Feind zu erwarten.[2] Sein Lager zu verschanzen hielt er nicht für gut, weil das Leute wie die Franzosen beenge und beängstige.

Noch etwas früher, als es ursprünglich beabsichtigt gewesen war, setzte sich Marlborough in Bewegung und überschritt die Saar. Er ließ Villars sagen, er freue sich ihn am Platze zu finden, weil ihm dieß einen schönen Feldzug verspreche; rasch und ohne Schwierigkeit vorrückend nahm er am 7. Juni eine Stellung, dem Lager desselben gegenüber zwischen Pelt und Mensberg. Jetzt hielt es Villars doch für rathsam, Verschanzungen aufwerfen zu lassen. Wenn Marlborough nicht sogleich zum Angriff schritt, so schien der Grund davon nur darin zu liegen, daß er, wie denn einige neue Zuzüge bei ihm eintrafen, deren noch mehrere erwartete; man setzte voraus, er fühle sich stark genug, um zugleich hier die französische

[1] Diese Absicht erscheint gleich in dem ersten Gutachten vom 10. Febr. 1705. Mém. milit. V, 551.

[2] Villars au roi 10. Juin. Mém. mil. V, 445.

Regensburg, Paſſau wurden von den Kaiſerlichen beſetzt; in Kurzem ſah ſich ſeine Gemahlin zu einem Vertrag genöthigt, welcher das Baierland wehrlos machte. Die Autorität von Kaiſer und Reich triumphirte noch einmal vollſtändig über die Unabhängigkeit des Fürſtenthums.

Aber auch davon brach eine Ahnung ſich Bahn, daß dieſe Entſcheidung die Summe der Angelegenheiten berühre.

Als die Hauptmacht der Verbündeten über dem Rhein erſchien und Landau bedrohte, wagten die Franzoſen den Kampf nicht aufzunehmen; der ſtolze König billigte, daß man Landau, auf das er den größten Werth legte, doch wieder in die Hand der Verbündeten fallen ließ: er hielt dieß für das geringſte Unglück, das ihm begegnen könne. Marlborough beſetzte Trier, eroberte Trarbach; die Franzoſen zweifelten nicht, daß demnächſt ihre eigenen alten Gränzen angegriffen werden würden.

Fünftes Capitel.

Entſcheidungen auf den verſchiedenen Kriegsſchauplätzen.

Die Umſtände lagen bereits ſo, daß die Verbündeten berathen konnten, ob ſie bei den Verſuchen, die ſie bis jetzt beſchäftigt hatten, die in Beſitz genommenen ſpaniſchen Landſchaften wieder zu erobern, ſtehen bleiben, ob ſie nicht vielmehr nun die ganze Machtſtellung Ludwigs XIV., nach Frankreich ſelbſt vordringend, umzuſtürzen verſuchen ſollten.

Bei Landau, unter den Eindrücken der letzten großen Erfolge hatten ſie die Anſicht gefaßt, daß nur ein Anfall auf die franzöſiſchen Gränzen, wie vor Alters, dem König wahrhaft

empfindlich, und daß ein ſolcher von der Moſel her, — zumal da man ſich der Beiſtimmung des Herzogs von Lothringen, der mit den Verbündeten Ein Herz und Eine Seele ſei, ſicher glaubte — am leichteſten und nachdrücklichſten ausführbar ſein werde. Marlborough und Eugen, hierüber einverſtanden, bemühten ſich, Alles dazu vorzubereiten; Niemand war eifriger dafür, als der römiſche König Joſeph, in dem ſich die Hoffnung regte, alle Anſprüche ſeines Hauſes durchzuführen, und dem König von Frankreich die geſammte ſpaniſche Erbſchaft zu entwinden: er würde gern in Perſon an dem Feldzug Theil genommen haben.[1] Es war von Bedeutung, daß dieſer Fürſt, nach dem Tode ſeines Vaters, 5. Mai 1705, als römiſcher Kaiſer auftrat. Eine ſeiner erſten Handlungen iſt, daß er Marlborough, dem ſein Haus ſchon ſo viel dankte und von dem es noch mehr erwartete, zum Fürſten des Reiches erhob.

Von Anfang an war Markgraf Ludwig von Baden gegen dieſen Plan. Er meinte, man ſei nicht ſtark genug, um den Krieg zugleich auch am Oberrhein und in den Niederlanden mit Kraft zu führen; den rheiniſchen Kurfürſten werde die Anweſenheit eines großen Heeres in jenen ohnehin unfruchtbaren Gebieten mißfallen und ſie verſtimmen; der Feind aber Zeit gewinnen, ſich im Elſaß aufs neue zu befeſtigen. Er hätte lieber geſehen, daß ein Angriff auf dieſe Provinz unternommen worden wäre, durch deren Beſitz, ſchon um der Zufuhr willen, man zu anderen erſt fähig werde.

Seine Bemerkungen machten jedoch wenig Eindruck, da man ſie von perſönlichen Geſichtspunkten herleitete, mehr noch,

[1] Marlborough an Heinſius Sept. 1704. Marlborough Dispatches I, 486.

beſchwerte ſich an der Dyle über die holländiſchen Befehlshaber noch lebhafter, als er an der Moſel über die deutſchen geklagt hatte.

Auch im Jahr 1706 wäre für die Franzoſen wohl das Rathſamſte geweſen, ſich wie bisher in der Defenſive zu halten; aber das Glück des letzten Jahres hatte ihren Muth wieder geſteigert; der König ſelbſt meinte, daß das ſtrenge beobachtete Syſtem der Vertheidigung den Feinden als ein Bekenntniß von Schwäche erſcheine, durch welches der Friede unmöglich werde.[1] Er war ganz dafür, daß der von den Verbündeten eingenommene feſte Platz Leau, deſſen Bedeutung für das umliegende Land erſt einleuchtete, als er verloren war, denſelben wieder entriſſen würde, ſelbſt auf die Gefahr einer Schlacht, vorausgeſetzt, daß ſein Heer die Ueberlegenheit der Anzahl habe, woran er nach ſeinen Vorbereitungen nicht zweifelte. So war auch Villeroy, der neben dem Kurfürſten von Baiern in den Niederlanden befehligte, und dieſer ſelbſt, ja die ganze Armee, geſinnt: ihr Eifer wurde durch die von Villars, der, von den Niederlanden her unterſtützt, wieder im Elſaß vordrang und Hagenau eroberte, erfochtenen Erfolge belebt; im Mai 1706 überſchritt Villeroy die Dyle, um Leau zu belagern, und den Feind, wenn er es zu entſetzen ſuche, im offenen Felde zu erwarten.

Dieſe Bewegung ſollte verhängnißvoll werden.

Marlborough hätte eigentlich vorgezogen, ſich zu dem italieniſchen Heere zu begeben; aber die Ereigniſſe im Elſaß

[1] Lettre du roi 6. Mai. Les partis de sagesse que j'ai cru devoir prendre ayant produit des effets tout contraires à ce que j'en ai dû espérer les ennemis les ayant attribué à la faiblesse, je ne vois rien qui puisse mieux les determiner à venir à un accommodement, qui est necessaire, que de leur faire voir, que j'ai des forces suffisantes pour les attaquer partout.

machten nicht allein seine Anwesenheit diesseit der Alpen nothwendig, sondern sie bewogen auch die Generalstaaten, ihm Deputirte nach seinem Wunsch und freiere Hand im Verkehr mit denselben zu bewilligen, und vor allem: die beginnenden Bewegungen der Franzosen erweckten bei ihm die Hoffnung, daß er sie auch hier im offenen Felde finden würde. Er nahm seine Richtung nach Namur, wo er ein Verständniß angeknüpft hatte, die Franzosen hielten für nothwendig, ihm zuvorzukommen: an der Mehaigne, unfern der Quellen der großen und der kleinen Gheets nahmen sie bei Mont St. André und Ramillies eine feste Stellung, in der sie mit ihm zusammentreffen mußten.

Wenn Ludwig XIV. dem Heere eine Schlacht anzunehmen erlaubte, so hatte er dabei vorausgesetzt, daß die unter Marsin nach dem Elsaß entsendete Abtheilung wieder zurückgekehrt und die Ueberlegenheit der Zahl unbezweifelt auf seiner Seite wäre; denn nur die ungeschwächte Macht seiner Streitkräfte wollte er der Welt beweisen, nicht eine Entscheidung in zweifelhafter Lage hervorrufen, die für ihn doch keinen großen unmittelbaren Erfolg herbeiführen konnte; jetzt aber ließ sich Alles zu einem Schlachttag an, ohne daß diese Bedingung erfüllt gewesen wäre. Marsin war in der Nähe, aber noch nicht angelangt; dagegen hatte Marlborough große Verstärkungen, namentlich noch zuletzt ein ansehnliches Corps Dänen an sich gezogen. Er war damit noch nicht unbedingt der stärkere geworden: die beiden Armeen waren einander ungefähr gleich an Zahl,[1] die

[1] Die Franzosen hatten 74 Bataillons, 128 Escadrons. Sie geben (noch in den Mém. milit. V, 33) den Verbündeten 80 Bataillons, 123 Escadrons. Marlborough nimmt nur 73 Bataillons, 123 Escadrons an. Coxe II, 118 rechnet die Verbündeten auf 60,000, die Franzosen auf 62,000 Mann.

Eben so aber mußte es nun die Absicht der Verbündeten sein, die Eroberung Turins zu verhindern. Im Mai 1705 erschien Prinz Eugen abermals an der Spitze der Kaiserlichen und deutschen Truppen in Italien, aber mit allen seinen Anstrengungen vermochte er weder Mirandula zu entsetzen, das damals wieder in die Hand der Franzosen fiel, noch den Fall von Chivasso zu verhindern. Bei einem Zusammentreffen der beiden Heere bei Cassano behaupteten die Franzosen, obgleich die Kaiserlichen Sieger zu sein meinten, doch das Schlachtfeld. Im April 1706 drängte Vendome durch einen glücklichen Ueberfall die Kaiserlichen aus dem Gebiete von Brescia hinaus, so daß sie westlich vom Gardasee vorzudringen keine Hoffnung behielten.

Eugen verzweifelte beinahe an der Ausführbarkeit seines Vorhabens, aber der Kaiser hatte ihm gesagt, er solle lieber den letzten Mann der Armee daran wagen, als den Entsatz von Turin unversucht lassen.[1] Und eben langten die erwarteten Verstärkungen aus Deutschland an; sächsische, pfälzische, hessische Truppen, vor allen die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt; eben durch jene von Vendome vor anderthalb Jahren vergebens angegriffenen Tyroler Thäler zogen sie heran. Eugen nahm sein Hauptquartier bei Verona und machte Anstalt, die Etsch zu überschreiten, was ihm einst im Jahre 1701 so große Vortheile verschafft hatte. Unter den Franzosen, sowohl am Hofe als in der Armee, hegten Viele, in Erinnerung an die damaligen Ereignisse, die Meinung, daß man diese weitläuftigen Positionen lieber aufgeben und sich sofort an den Mincio zurückziehen sollte; Vendome erklärte sich jedoch dagegen; so große und reiche Landstriche wollte er nicht in

[1] Aus einer Instruction von Villars, dem Eugen dieß in Rastatt erzählt hatte.

feindliche Hand gerathen laſſen. Er nahm ſein Hauptquartier in St. Maria del Zevio, von wo er die ganze ungeheure Linie an jedem bedrohten Punkte zu vertheidigen im Stande zu ſein meinte: ſein Ehrgeiz war, die Sache beſſer zu machen, als Catinat, die Etſch zu behaupten und zugleich die Belagerung von Turin vor jeder Störung zu ſchützen.

In dieſem Augenblicke aber ward er abberufen. Er war der namhafteſte der damaligen franzöſiſchen Generale; die Bevölkerung von Paris, die ſich durch alle jene Feſtungen nicht hinreichend geſichert glaubte, ſo lange ein Mann von ſo wenig Talent und ſo häufig unglücklich, wie Villeroy, die Armee in den Niederlanden befehlige, die öffentliche Stimme forderte Vendome für dieſe wichtigſte Gränze; dem König ſelbſt ſchien dieß das beſte; in jenem Lager Vendome's vor Zevio traf der Courier ein, der ihn abberief.

So ſehr das allgemeine Vertrauen Vendome ſchmeicheln mochte, ſo wenig er daran dachte, dem Befehle des Königs zu widerſtreben, ſo verhehlte er doch nicht, daß ſein Bleiben in einer Zeit, wo der Feind ſich eben zu großen militäriſchen Handlungen anſchicke, nothwendig ſein dürfte.[1] Daß der König einem Prinzen von Geblüt, den Herzog von Orleans mit der Führung beauftragte, hieß er gut, denn eine unbedingte Nothwendigkeit für die Heerführung in Italien ſei ein großer Name. Aber zugleich, fügte er hinzu, bedürfe man dort des feſteſten Willens und entſchloſſener Kühnheit: beider Eigenſchaften entbehre Marſin, der vom König zum Begleiter des jungen Herzogs auserſehen war.

[1] Je ne puis m'empêcher de vous dire que c'est tout risquer que de me tirer d'ici avant la prise de Turin et dans le temps, que le prince Eugene se propose d'entrer en action.

Plätzen deſſelben, deren er noch mächtig war, entwaffnete er die Einwohner, und gab die Befehlshaberſtellen an Franzoſen. Die franzöſiſche Armee ward aufgelöst und in die feſten Plätze, welche am meiſten bedroht zu ſein ſchienen, vertheilt. Die Truppen Marſins, der nach der Niederlage ſeinen Weg nach Mons genommen, wurden eben dazu verwandt.

Ereigniſſe, die das Schickſal der belgiſchen Niederlande, wie es ſeitdem geblieben iſt, entſchieden haben: von ihrer alten Verbindung mit Spanien und einer neuen nicht allein beabſichtigten, ſondern ſchon durchgeführten Abhängigkeit von Frankreich, ſind ſie dadurch für immer losgeriſſen worden. Aber auch auf Italien und die allgemeine Kriegführung übten ſie durch eine ſonderbare Verflechtung der Umſtände einen großen Einfluß aus.

Turin.

Von jenem Einfalle in das ſüdliche Tyrol war Vendome im September 1703 abberufen worden, um den Herzog von Savoyen, der ſich zu den Verbündeten ſchlug, zu bekämpfen.

Wenn man die ſeitdem bekannt gewordenen Correſpondenzen der Zeit anſieht, ſo wird man doch nicht überzeugt, daß damals das Verſtändniß des Herzogs mit dem Kaiſer wirklich ſo weit gediehen war, wie man in Frankreich vorausſetzte. Der Herzog unterhandelte, doch ſchien er den damals noch zweifelhaften Ausſchlag der Dinge in Deutſchland abwarten zu wollen.[1] Indem Ludwig ſich entſchloß, auf den Grund des

[1] Heller Correſpondenz II, 63. 3. Oktober, ferner 10. Oktober. „Ich Er. E. verſichern kann, daß dieſe ſache nit allein mit dem Herzog noch nit ſicher iſt, ſondern in noch ſo weit ausſehenden Standt ſich befindet, als ſelbige vor Jahr und Tag geweſen.“ Er fordere ſolche Bedingungen, daß man noch gar weit von einander ſei. Dagegen ſchreibt Ludwig 5. Oktober

Verdachts, der ſich in ihm bildete, die piemonteſiſchen Truppen, die der franzöſiſchen Armee begegnet waren, entwaffnen zu laſſen, brachte er die Sache erſt zur Vollendung. Von der franzöſiſchen Seite ward dem Herzoge angemuthet, nur eine beſtimmte kleine Anzahl Truppen im Felde zu halten und einige ſeiner Plätze auszuliefern; von den Kaiſerlichen dagegen ward ihm eine anſehnliche Hülfeleiſtung und für die Zukunft eine Vergrößerung ſeines Gebietes verheißen. Wie konnte er da noch zweifeln, auf welche Seite er ſich zu ſchlagen habe? erſt in dieſem Augenblick ſchloß er ſeinen Vertrag mit ihnen.

Die Abſicht der Franzoſen war hierauf und mußte es ſein, dem Herzog die feſten Plätze zu entreißen, auf denen ſeine Selbſtändigkeit und ſeine militäriſche Bedeutung in der Lombardei beruhte. Trotz der Hülfe, welche ihm von den Kaiſerlichen geleiſtet wurde, verlor er einen nach dem andern: Vercelli, Verrua, Montmelian und Nizza. Vendome pflegte keine Ueberlieferung anzunehmen, bei der ſich die Beſatzung nicht kriegsgefangen ergab, denn auch der krieggeübten Truppen ſuchte er ſeinen Gegner zu berauben; weder der Kaiſer, noch der Herzog hatten Mittel, die Gefangenen auszulöſen. Die franzöſiſche Herrſchaft über Italien ſchien unerſchütterlich feſtgeſtellt zu ſein, wenn es nun gelang, auch die piemonteſiſche Hauptſtadt zu erobern. Vendome drang bei dem König auf die Belagerung von Turin: auch gab er den Mann an, der ſie führen ſollte, den Duc de Feuillade, Schwiegerſohn des Kriegminiſters Chamillard, ich denke, um deſto ſicherer auf die kräftigſte Unterſtützung rechnen zu dürfen.

nochmals an Vendome en réitérant la certitude, qu'il avoit du dessein formé par le duc de Savoie, de lui faire la guerre lorsqu' à la fin de la campagne il aurait retiré ses troupes de l'armée Mém. mil. III, 289.

eine wie die andere mochte 60,000 Mann zählen. Aber Marlborough vertraute auch in ſolchem Fall ſeinem Glück und der Tapferkeit ſeiner Truppen: wenn er vielleicht nicht alle Eigenſchaften eines großen Feldherrn hatte, ſo beſaß er doch die vornehmſte von ihnen, den treffenden Blick, das Nothwendige und Ausführbare zu erkennen. Er trug kein Bedenken, die Feinde in ihrer Poſition anzugreifen. Auch dießmal kam ihm zu Statten, daß die Vertheidigung der Franzoſen gerade derjenigen Waffe, in welcher er überlegen war, ihre volle Entwickelung geſtattete. Villeroy ſammelte ſeine vornehmſte Kraft auf dem linken Flügel, wo er doch wegen des ſchwierigen Terrains nicht viel zu fürchten brauchte, und ſchlug ſich dort auf das tapferſte um ein Dorf; aber indeſſen griffen die Verbündeten ſeinen rechten Flügel an, gegen den ein leichter Zugang offen ſtand. Ihre Reiter konnten in vollen Linien vorrücken, ohne von der feindlichen Infanterie, welche Villeroy am rechten Orte aufzuſtellen verſäumt hatte, gehindert zu werden; eben die zuletzt unter dem Prinzen von Würtemberg angekommene däniſche Cavallerie faßte die franzöſiſche in die Flanke, drang in ihre Zwiſchenräume ein und ſprengte ſie auseinander. Der militäriſche Haushalt des Königs, mit welchem das Heer vor Kurzem verſtärkt worden war, focht auf das tapferſte, aber erlag. Dann war auch die Stellung der Fußvölker unhaltbar; das Dorf Ramillies ward von Marlborough mit ſeinem Geſchütz erobert; hierauf blieb den Franzoſen nichts als der Rückzug übrig, der nach Löwen gerichtet, aber nicht ohne große Unordnung vollzogen ward.[1]

[1] So ſah Ludwig XIV. die Schlacht an, wie aus dem Schreiben von Camillart Mém. mil. VI, 41 hervorgeht. Die Entſchuldigungen Villeroy's wollen wenig ſagen. Die tapfere Gegenwehr der franzöſiſchen Reiterei wird

Die Schlacht war bei weitem nicht so absichtlich und von langer Hand her vorbereitet, noch mit so großer Anstrengung durchgefochten worden, wie die Schlacht bei Höchstädt: aber sie war für die Niederlande nicht minder entscheidend, als diese für Baiern. Am 23., am Pfingstmontag, war sie geschlagen, am 25. zog Marlborough in Löwen ein; und so wenig wie die Dyle schien den Franzosen der Canal von Vilvorden oder die Dender genügend, ihnen hinreichenden Schutz zu geben. Ludwig XIV. mußte bald darauf vernehmen, daß seine Armee sich auch nicht einmal hinter der Schelde behaupten zu können glaube, sondern hinter die Lys zurückging. Sie war so unfähig, die großen Städte zu vertheidigen, als das Feld zu halten. Die Verbündeten besetzten Mecheln, Brüssel, Gent und Brügge; allenthalben ward jetzt Carl III. als König von Spanien und Herr der Niederlande ausgerufen; die Stände von Brabant erkannten ihn an, auf die Versicherung, daß er ihre geistlichen und ihre weltlichen Privilegien aufrecht erhalten werde; und schwuren ihm Treue.[1] Der Umschlag des Glücks riß die Gemüther unwiderstehlich mit sich fort. Der spanische Gouverneur von Antwerpen, Marquis von Terracena, ergab sich ohne Schwertstreich, ebenso der Gouverneur von Oudenarde. Diese Umwandlung der Stimmung war so mächtig, daß Ludwig es nicht mehr für rathsam hielt, den Krieg, wie bisher, im Namen des Königs von Spanien zu führen; in den

durch den dänischen Bericht bestätigt, der im Theatrum europ. XVII, 1706, p. 180 aufgenommen ist; dort heißt es: sie hatten wahrhaftig Lust, sich in rechtem Ernst mit uns herumzuschlagen; das Allerdenkwürdigste ist, daß wegen der Eile Keiner rechte Ordre zum Schlagen hatte: ein jegliches Haupt machte seine Anstalten, so gut es sich thun ließ.

[1] Gachard, Documents inedits, concernant l'histoire de la Belgique, III, 204.

Wer will ſagen, ob es ihm gelungen wäre, die Angriffe der verbündeten deutſchen Heere und des Prinzen Eugen zu beſtehen? Noch während ſeiner Anweſenheit überſchritt der Prinz die niedere Etſch und den Canal Blanco; Vendome mußte ſich noch ſelbſt entſchließen, über den Mincio zurückzugehen; auch den Uebergang des Prinzen über den Po wußte er nicht zu verhindern, und Niemand wird ſeiner Verſicherung, daß das Alles von den Vernachläſſigungen der Unterbeamten herrühre, geradezu Glauben ſchenken; er hatte die untere Etſch ohne Zweifel nicht hinreichend in Vertheidigungsſtand geſetzt; aber er war doch der einzige Mann, der dieſen Fehler wieder gut machen konnte; ſein ſtrategiſches Talent, ſeine Landeskunde und ſein Ehrgeiz würden dabei zuſammengewirkt haben. Weder der Herzog von Orleans, noch Marſin waren ihm hierin zu vergleichen.

Vendome hatte dafür gehalten, daß Eugen, der nun auf ſeinem Weg gegen Turin vorrückte, bei Stradella aufgehalten werden müſſe und recht wohl aufgehalten werden könne; aus den Briefen Eugens weiß man, wie viel er von einem ernſtlichen Widerſtande in dieſen Gegenden beſorgte.[1] Aber der Herzog von Orleans und Marſin, der erſte faſt wider ſeinen Willen, ließen ſich beſtimmen, davon abzuſehen. Sie glaubten genug zu thun, wenn ſie dem vorrückenden deutſchen Heere zur Seite blieben, um Mailand fortwährend gegen daſſelbe gedeckt zu halten. In dieſer der feindlichen parallelen Bewegung langten ſie vor Turin an und ergriffen den letzten Augenblick, um in Verbindung mit den Belagerern noch einen Verſuch auf die Feſtung zu machen; aber auch dießmal ward derſelbe abgeſchlagen. Und indem — am 1. September

[1] Schreiben vom 10. Auguſt 1706. Mém. mil. VI, 686.

— vereinigten ſich Eugen und der Herzog von Savoyen, und eilten unverzüglich heran, den Entſatz von Turin, von dem Alles abhing, zu bewerkſtelligen.

Der Herzog von Orleans hätte gewünſcht, daß man ihnen im offenen Felde entgegengegangen wäre, und eine Schlacht angenommen hätte; aber Marſin erklärte ſich dagegen. Marſin befand ſich überhaupt in einer ſonderbaren Gemüthsverfaſſung: er ward den ganzen Feldzug hindurch von der Idee verfolgt, daß er darin umkommen werde. Dieſer Gedanke beſchäftigte ſeine Seele dergeſtalt, daß er zu kräftigen Entſchlüſſen nicht mehr fähig war. Dennoch zog ſeine Autorität die meiſten andern Generale mit ſich fort: der Herzog von Orleans, wie er ſich ausdrückt, noch in dem Noviziat der Heerführung, wagte der größeren Anzahl nicht zu widerſprechen.[1] Und ſo ward der Entſchluß gefaßt, den Feind in den Verſchanzungen vor Turin zu erwarten.

Am 7. September des Mittags rückten die verbündeten Truppen auf dieſe Verſchanzungen an, und zwar eben da, wo dieſelben beſonders ſtark und wohl vertheidigt waren. Auf dem linken Flügel ſah man die Preußen unter dem feindlichen Kugelregen ruhig einherſchreiten,[2] zweimal erſchüttert und zurückgeworfen, ſich unter der Führung Leopolds und Eugens wiederaufſtellen und dann, eiferſüchtig, daß ihnen andere Truppen

[1] Sein Schreiben am Chamillard hierüber iſt bei Ch. Gay: Negociations relatives à l'etablissement de la maison de Bourbon, 60 abgedruckt.

[2] Wagner historia Josephi 94: Ibant inter horridam ex editiore loco in subjectos decidentem pilarum grandinem velut in apertam necem intrepidi torvi minaces. Nach dem Schreiben Eugens an Ludwig von Baden waren die Verſchanzungen nicht ſo verächtlich; „der Feind," ſagt er, „war bis anderthalb Manns hoch retranchirt."

zuvorkommen könnten, mit erneuter Herzhaftigkeit vordringen; erſt in der Nähe des Feindes brauchten ſie die Feuerwaffe mit unwiderſtehlichem Nachdruck; indem die Franzoſen zurückwichen, räumten die Arbeiter, welche die Deutſchen begleiteten, alle weiteren Hinderniſſe vor ihnen her aus dem Wege. Wie hier, ſo ging es im Centrum und auf dem rechten Flügel; auf der ganzen Front wurden die Verſchanzungen mit wetteifernder Tapferkeit überſchritten. Als auch die Cavallerie der Verbündeten, für die man zwiſchen den Brigaden der Infanterie Zwiſchenräume gelaſſen hatte, innerhalb der Verſchanzungen erſchien, verwandelte ſich das Weichen der Franzoſen in Flucht. Marſin ward im Getümmel verwundet und gefangen; des andern Tages iſt er in der That geſtorben. Das Lager mit allen ſeinen Reichthümern und dem geſammten Belagerungsgeſchütz fiel in die Hände der Sieger. Am Abend konnte der Herzog von Savoyen, im Geleite ſeiner tapferen Verbündeten, wieder in ſeine Hauptſtadt einziehen.

Durch die Schlacht war Turin entſetzt und vielleicht über Piemont entſchieden; durch die Richtung, welche der Rückzug nahm, wurde der Erfolg ſelbſt noch umfaſſender.

Auf eine Anfrage, die bei den erwähnten Uneinigkeiten an Ludwig XIV. gerichtet wurde, hatte derſelbe geantwortet, daß er die Aufhebung der Belagerung billige und die Verwendung der vereinigten Kräfte zur Vertheidigung der Lombardei für das Rathſamſte halte; aber ehe ſeine Antwort eintraf, war nicht allein die Schlacht geſchehen, ſondern auch die Vertheidigung und Behauptung der Lombardei ſo gut wie aufgegeben. Der Herzog von Orleans, der den Rückzug nach Aleſſandria nehmen wollte, hatte ſich durch übertriebene Berichte und falſche Rathſchläge zum drittenmale von ſeiner beſſeren

Meinung abwendig machen laſſen und den Weg nach Pinerolo eingeſchlagen, um ſich von Dauphiné her zu verſtärken. Noch immer war ſeine Armee die ſtärkere an Zahl; dennoch gab er die Lombardei durch ſeinen Rückzug dem Feinde Preis. Prinz Eugen hielt ſich abſichtlich ein paar Tage ruhig, bis die Franzoſen vollſtändig in das Gebirg abgerückt waren; dann wandte er ſich nach der Lombardei zurück.

Wie in den Niederlanden, ſo war auch in Italien mit dem Umſchwunge des Glückes eine Veränderung der Geſinnung verbunden.

In Novara ward die franzöſiſch-ſpaniſche Beſatzung von den Einwohnern entwaffnet, ihr Befehlshaber gefangen genommen: Biſchof, Adel und Bürgerſchaft vereinigten ſich, die Stadt den Kaiſerlichen, ſobald ſie in die Nähe kamen, zu eröffnen. Auf die erſte Aufforderung ſendete die Stadt Mailand einige ihrer angeſehenſten Bürger in das kaiſerliche Lager, um ihre freudige Theilnahme an dem Geſchehenen zu bezeigen; unter allgemeinem Jubel ward Prinz Eugen bei ſeinem Einzuge in den Dom geleitet und Carl III. als Herzog von Mailand anerkannt. In Pavia hatten die Bürger ſelbſt ein Thor der Stadt und Feſtung inne; bei den erſten Schüſſen der Kaiſerlichen zeigten ſie ſich bereit, die Stadt zu überliefern; der Gouverneur mußte in das Schloß zurückweichen, das er nicht lange behaupten konnte. In Kurzem fanden ſich die franzöſiſchen Truppen in der Lombardei in einer ſo unhaltbaren Lage, daß ſie ſelbſt und ihr König für einen Gewinn hielten, wenn ihnen gegen Ueberlieferung der noch übrigen feſten Plätze ein freier und ſicherer Rückzug nach Frankreich bewilligt würde. Im April 1707 zogen ſie meiſtens auf dem Wege von Suſa über die Alpen zurück; die Spanier begaben ſich durch

Languedoc nach ihrem Vaterlande. Nachdem Alles entschieden war, hielt sich noch der Befehlshaber des Castells von Mailand, der die Bürgerschaft durch Drohung verderblicher Feindseligkeiten genöthigt hatte, ihn mit Lebensmitteln zu versehen; er wollte den Ruhm haben, die Fahne des spanisch-bourbonischen Königs am längsten aufrecht zu erhalten; als Alle abgezogen waren, unterwarf auch er sich. Die Sache der Franzosen in Italien erschien überhaupt als eine verlorene. Mit einer sehr geringen Heeresmacht, fast ohne Schwertstreich, nahm Graf Daun im Juli 1707 im Namen Carls III. Besitz von Neapel.

Der Seekrieg. Barcelona.

Indessen war der Seekrieg in nahen und fernen Meeren ausgebrochen.

Die erste Aufgabe der verbündeten französischen und spanischen Geschwader wäre gewesen, die Küsten der Halbinsel so gut wie die französischen zu schützen. Dazu aber waren sie bei weitem zu schwach. Die Engländer und Holländer plünderten das reiche Puerto de Santa Maria bei Cadiz; sie suchten dann die aus Merico zurückkommenden, mit Silber und Handelswaaren beladenen Gallionen, die eben wegen dieser Gefährdung von Cadiz ihren Lauf nach Vigo genommen hatten, in der Bai von Vigo auf, und wurden ihrer ohne Mühe Meister. Es läßt sich bezweifeln, ob das an sich als ein Vortheil angesehen werden dürfe; die Reichthümer der Flotte gehörten größtentheils Amsterdamer Häusern an, die unter spanischem Namen handelten und durch den Sieg ihrer Landsleute

einen sehr empfindlichen Verlust erlitten. Auch in St. Maria waren Magazine zerstört worden, welche nicht den Spaniern, sondern holländischen und deutschen Kaufleuten zu eigen gehörten. Bei den Spaniern selbst wurden die Sympathien für den jungen König durch diese räuberischen Anfälle seiner Feinde eher erhöht.

Bald aber sollte doch diese maritime Ueberlegenheit der Engländer und Holländer auf den Gang des Krieges die umfassendsten Wirkungen ausüben. Von großer Bedeutung war, daß Portugal, das seine Häfen ihnen preisgegeben sah, den Entschluß faßte auf ihre Seite zu treten. Hierauf fand Erzherzog Carl, dem sein Bruder Joseph seine Rechte auf die spanische Krone feierlich übertragen hatte, in Lissabon, wohin ihn ein englisches Schiff führte, die beste Aufnahme und machte von daher sofort einen Versuch, Castilien zu erobern. Ein Unternehmen, das sich in wunderlichen Formen bewegte; in der portugiesischen Armee sah man die Statue des heiligen Antonius, welcher allen Ernstes als Mitstreiter und Vorkämpfer verehrt ward, und dabei wurden die Engländer, welche sie begleiteten, von einem der Vorkämpfer des Protestantismus, dem Marquis von Galway, angeführt; entscheidend konnte es nicht werden, aber es beschäftigte doch die Streitkräfte Philipps V. und seiner Regierung. Und indem deren Aufmerksamkeit ausschließend dahin gerichtet war, gelang es den Engländern, die vernachlässigte Feste von Gibraltar durch einen plötzlichen Handstreich einzunehmen; eine Anzahl Matrosen erstiegen den Felsen, wo er am steilsten war und am leichtesten hätte vertheidigt werden können, während die Einwohner ihre Heiligen um Hülfe anriefen; sie nahmen den Platz in Besitz, nicht im Namen des deutschen Königs,

den ſie herbeigeführt hatten, ſondern ſogleich im Namen ihrer Königin.[1] Hierüber faßten ſich die Franzoſen — denn wenigſtens im Mittelmeere wollten ſie die Herrſchaft der Engländer nicht dulden — noch einmal das Herz, ſie zur See anzugreifen; der Graf von Toulouſe, einer der natürlichen Söhne Ludwigs XIV. und der Frau von Monteſpan, ſuchte das holländiſch-engliſche Geſchwader auf der Höhe von Malaga auf; ſeine Kriegsſchiffe waren größer und beſſer im Stande, ſeine Geſchütze zahlreicher, er ſchlug ſich tapfer und geſchickt, ſo daß ſich die Franzoſen ſogar den Sieg zuſchrieben und ihn feiern konnten; aber da ſie die See nicht zu behaupten vermochten, ſondern nach Toulon zurückgingen, ſo blieb den Engländern doch die Oberhand; alle Verſuche der Spanier und Franzoſen, ihnen Gibraltar wieder zu entreißen, ſcheiterten.

War es nicht das erſte Erſcheinen der eben wieder auflebenden franzöſiſchen Seemacht an dieſen Küſten geweſen, was einſt die Bevölkerung von Catalonien zu Gunſten Frankreichs aufgeregt hatte? Daſſelbe geſchah nun durch die überlegene engliſche Seemacht zum Nachtheil der bourboniſchen Dynaſtie. Denn Philipp V. betrachtete ſich als den Fortſetzer Philipps IV., deſſen Urenkel er war; von den cataloniſchen Privilegien wollte er ſo wenig wie dieſer hören; einen Abgeordneten der Stadt Barcelona, der Geſandtenrechte in Anſpruch nahm, ließ er ins Gefängniß werfen: durch dieſe und ähnliche Beleidigungen ihres Selbſtgefühls aber gerieth die ganze Provinz in Gährung, und wandte ſich, wie einſt an Richelieu, ſo jetzt an die Engländer. Zufall und momentaner Einfluß perſönlicher Anſichten iſt es nicht geweſen, was dieſe zu

[1] Lord Mahon: War of the succession in Spain. 100.

einem Anfall auf Barcelona veranlaßte. Schon im Juni 1706 war ein förmlicher Vertrag zwiſchen den Engländern und den Cataloniern geſchloſſen worden,[1] in welchem jene eine Armee an die Küſte zu werfen, und dieſe ſich alsdann für Carl III., der dagegen ihre alten Fueros zu beobachten habe, zu erheben verſprachen. Das Unerwartete, Abenteuerliche, ſo zu ſagen die Romantik des Unternehmens, durch welches Lord Peterborough ſich in Beſitz von Barcelona ſetzte (9. October) fällt bei näherer Betrachtung weg; Alles war durch geheime Uebereinkunft vorbereitet; aber dabei bleibt es doch wahr, daß Carl III., der nun ſofort herbeikam, mit freudiger Beiſtimmung begrüßt wurde. Er verſprach, die Fueros und Privilegien bis in die kleinſten Beſtimmungen zu beobachten: unter dieſer Bedingung ward er von Barcelona und den andern Communen des Fürſtenthums anerkannt; auch in den übrigen Gebieten der aragoneſiſchen Krone erhob ſich die Bevölkerung zum Aufſtand für ihn; im Februar 1704 konnte Peterborough im Triumph in Valencia einziehen.

Nun war wohl Philipp V. nicht ſo ohnmächtig, daß er nicht zur Dämpfung dieſer Bewegung ein Heer ins Feld gebracht hätte: nach einem Verzug, der nicht größer war, als die Umſtände und die Eigenthümlichkeiten von Spanien unvermeidlich machten, vereinigte ſich ein franzöſiſch-ſpaniſches Heer vor den Mauern von Barcelona, der Graf von Toulouſe langte mit ſeiner Flotte an der Küſte an, um die Belagerung zu unterſtützen; hierauf ward Monjui erobert und Barcelona in einen Zuſtand gebracht, in welchem man alles

[1] Tratado secreto de amistad alianza y protection entre la Inghilterra y el principado de Cataluña, ajustado en Genoa el 20 de Junio 1705. Cantillo: Tratados de paz I, 43.

von einem Sturme hoffen konnte, zu dem man ſich für den nächſten Tag vorbereitete, als die Nachricht einlief, daß die engliſche Flotte in der Nähe ſei: mit dieſer wollte der Graf ſich nicht aufs neue meſſen; ſo wie er ſich aber entfernte, ward auch der ſchon beſchloſſene Angriff aufgegeben; man glaubte um ſo weniger etwas wagen zu dürfen, da Philipp V. ſelbſt zugegen war, und durch den Widerſtand der Stadt und die Ankunft der Engländer in perſönliche Gefahr hätte gerathen können. Die Stimmung der Provinz war ſo feindſelig gegen ihn, daß er ſich über Rouſſillon und von da über die Pyrenäen zurück nach Madrid begeben mußte. Und auch hier konnte er ſich in dieſem Moment nicht behaupten. Vor den von Portugal und von Aragon zugleich nach ſeiner Hauptſtadt vordringenden Gegnern war er genöthigt, ſich nach Burgos zurückzuziehen (Juli 1706). Wer hätte nach ſo vielen Unfällen nicht glauben ſollen, daß Spanien für ihn verloren ſei? Man meinte nicht anders, als er werde demnächſt nach Frankreich, von wo er vor ſechs Jahren gekommen war, zurückkehren müſſen.

In der That wäre nichts anderes zu erwarten geweſen, hätten die Caſtilianer nicht eine wärmere Ergebenheit für ihn gehegt, als die Niederländer oder die Italiener. Dieſe hatten ſo gut wie keinerlei lebendigen Antheil genommen: ſie waren den Ereigniſſen, wie nach der einen, ſo nach der andern Seite, nur eben gefolgt. In den Caſtilianern aber lebte ein eingeborenes Selbſtgefühl, das auf der Erinnerung ihrer bisherigen Weltſtellung beruhte. Wie ſie den bourboniſchen Prinzen, in dem ſie den Fortſetzer ihrer alten einheimiſchen Dynaſtie ſahen, zu ihrem König gewünſcht und gefordert hatten, ſo wollten ſie ihn auf ſeinem Throne behaupten. Ein König, der ihnen von

Catalonien kam, war ihnen ſchon deshalb verhaßt. Aber man wußte auch, daß den Portugieſen für die Hülfe, die ſie Carl III. leiſteten, bedeutende Abtretungen verſprochen worden, und ſeine Verbündeten, die Engländer, auf eigene Eroberungen bedacht waren. In einer Bewegung von unerwarteter Freiwilligkeit ſchloß ſich ganz Caſtilien an den Namen Philipps V. an.[1] Die großen Städte von Andaluſien vereinigten ſich, ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferde auf ihre eigenen Koſten ins Feld zu ſtellen. Segovia bewaffnete ſich gegen die Portugieſen und fand dabei die Unterſtützung ſeiner Nachbarn. In Valladolid, das am meiſten zu ſchwanken geſchienen, kam es am 7. Juli zu einem großen Pronunciamiento. Die Männer, ihre Waffen in der Hand, Frauen und Kinder durchzogen unter wildem Lebehoch für Philipp V. die Straßen. Um Burgos her, wo der Hof war, ſtrengte ſich Alles an, um dem König in ſeinen dringendſten Bedürfniſſen mit einigem Gelde zu Hülfe zu kommen; ein Pfarrer brachte ihm einſt ſo viel Piſtolen dar, als es Häuſer in ſeiner Pfarre gab; er ſagte in ſeiner caſtilianiſchen Art und Weiſe, er bringe eben ſo viel treue Herzen, als Goldſtücke in ſeiner Börſe. Und wer könnte den Jubel beſchreiben, mit welchem die erſten Truppen Philipps V. in dem wieder frei gewordenen Madrid empfangen wurden. Wehe denen, die ſich Carl III. geneigt erwieſen hatten; ihre Häuſer wurden geplündert; der Raub ward dann, denn Niemand wollte davon reich werden, auf offenem Markt verbrannt.[2] Am 27. October zog König Philipp

[1] Bei San Felipe I, 285 findet man ein Gutachten des Amirante von Caſtilien, der das vorausſagte.

[2] Mad. des Ursins à Mad. de Maintenon III, 314, 326, 770. Vgl. Noailles II, 395.

von Nra. Sra. d'Atocha, wo ihn die Granden begrüßten, in Madrid ein; er brauchte drei Stunden, um durch die gedrängten Maſſen, die ihn mit enthuſiaſtiſchen Segenswünſchen begrüßten, nach ſeinem Palaſt zu gelangen. Philipp hatte in allen dieſen Stürmen eine kaltblütige unerſchütterliche Ruhe, nicht ohne Energie, bewieſen, die dazu beitrug, daß die Caſtilianer in ihm ihren wahren König anerkannten.

Als die Engländer und ihre Verbündeten im April 1707 trotz alledem noch einmal einen Verſuch machten, von Valencia her, wo ſie neue Verſtärkungen empfingen, nach Caſtilien vorzudringen, wurden ſie bei Almanza von einer ihnen bereits wieder überlegenen Macht, Franzoſen und hauptſächlich Spaniern, unter Berwick zurückgewieſen.[1] Auf ihrer Seite focht nicht eine einzige ſpaniſche Truppenabtheilung: ſie wurden ſo vollkommen geſchlagen, daß ihre Führer an der Möglichkeit, den Krieg in Spanien fortzuſetzen, verzweifelten. Ihre ſonſt allenthalben ſiegreichen Fahnen wurden als Trophäen in der Kirche von Atocha aufgehängt: Valencia, und bald darauf Saragoſſa, kehrten in den Gehorſam Philipps V. zurück. Wohl behauptete ſich Carl III. zu Barcelona und wurde dem Nebenbuhler von da aus oft ſehr unbequem, aber demſelben den Thron zu entreißen, hatte er keine Hoffnung. Wie ein engliſcher General ſagte, zwanzig bis dreißigtauſend Mann würden das Land ohne Erfolg durchziehen; wohin ſie kämen, würde ſich das Volk aus Furcht unterwerfen, ſobald ſie ſich aber entfernt hätten, aus Zuneigung Philipp V. wieder ausrufen; ſo könne es dauern bis an den jüngſten Tag.

[1] Lord Galway an Lord Sunderland 27. April 1707. I cannot but look upon the affairs of Spain lost by this bad desaster: all the generals here are of opinion that we cannot continue in this kingdom.

Auch ein anderer Verſuch, den die Engländer damals zur Feſtſetzung ihrer Herrſchaft an den Geſtaden des Mittelmeers machten, mißlang ihnen. Einen hohen Werth legten ſie auf die Eroberung von Toulon: in Privatgeſprächen erwog man die Möglichkeit derſelben; wir erfahren, daß unter andern Newton ſich dafür erklärt hat. Im Beſitz dieſes Platzes, hätten ſie allerdings die in dem ſüdlichen Frankreich nur niedergedrückte, nicht ganz vernichtete Oppoſition der Proteſtanten aufwecken können: und überdieß wären ſie des weſtlichen Golfs des mittelländiſchen Meeres völlig Meiſter geworden. Indem ihre Flotte vor dem Hafen erſchien, langte von Italien her ein anſehnliches, aus Deutſchen und Piemonteſen zuſammengeſetztes Heer unter Prinz Eugen und dem Herzog von Savoyen zu förmlicher Belagerung des Platzes an. Allein nur mit Mühe und wider beſſeres Wiſſen hatten die beiden Führer dem Andringen der Engländer nachgegeben: der Prinz erklärte das Unternehmen von Anfang für unausführbar; der Herzog, hievon ebenfalls durchdrungen, ſuchte nur die Verantwortlichkeit dem kriegskundigeren Gefährten aufzubürden. Bald ſah Jedermann, daß nichts auszurichten war. An der Seeſeite zeigte ſich die Stadt ſo gut befeſtigt, daß ihr die Flotte mit ihren Bomben wenig Schaden zufügte, das Landheer war nicht ſtark genug, um ſie einzuſchließen; und indeß rüſteten ſich die benachbarten Provinzen zu einem Angriff auf die Belagerer ſelbſt. Der Fürſorge des Königs und dem Eifer des Marſchalls Teſſé, der die Vertheidigungsanſtalten leitete, entſprach die Ergebenheit des Adels und des Volkes. Die Verbündeten beeilten ſich, zurückzugehen. [1]

[1] Prinz Eugen an Graf Wratislaw, 4. Auguſt. Coxe's Marlborough II, 325.

Es fand in England nun auch wieder Tadel, daß alle Anstrengungen nach dieser Seite gerichtet wurden. Wie viel besser, sagte man, würde es gewesen seyn, vor allem den Verkehr zwischen Spanien und seinen Colonien, an dem jetzt die Franzosen den größten Antheil nahmen, zu unterbrechen. Man schlug den Vortheil, der den Franzosen daraus erwuchs, unendlich hoch an: die Summe des vorhandenen Geldes möge dadurch verdoppelt worden sein; sonst würden sie die Last des Krieges niemals zu ertragen vermocht haben.

Ueberhaupt, so vollkommen, wie sie wünschten, waren die Engländer noch nicht Meister zur See. In ihren eigenen Meeren waren ihnen die französischen Caper fast überlegen. Duguay-Trouin und Forbin, von Brest und Dünkirchen auslaufend, lauerten ihren Kauffahrern auf, mochten sie sich nach dem Norden oder dem Süden wenden; vereinigt erfochten sie im September 1707 über eine Anzahl englischer Kriegsfahrzeuge einen Sieg,[1] dessen sie sich rühmen durften, und der auch in England sehr bitter empfunden wurde.

Sechstes Capitel.

Unterhandlungen und spätere Feldzüge bis 1710.

Nicht durch momentane Vortheile oder diplomatische Künste, sondern durch die eingeborenen Kräfte der Elemente, welche die Welt zusammensetzen, werden die großen Fragen ausgemacht. Die historische Anschauung dürfte das Jahr 1706

[1] Lettre de Duguay-Trouin bei E. Sue V. 293. Für Revincheim muß man da Devonshire lesen.

als die Epoche bezeichnen, in welcher die Geſtalt, welche Europa nunmehr annehmen ſollte, in den weſentlichen Grundzügen feſtgeſetzt wurde. Es entſchied ſich damals, daß die ſpaniſche Geſammtmonarchie in der Vereinigung mit Frankreich, zu der ſie gebracht war, nicht werde behauptet werden können: die Niederlande und Oberitalien fielen nach langen Kämpfen, in denen alle Kräfte angeſtrengt worden, unter den Einfluß der Verbündeten. Dagegen geſchah es durch eine innere Action und Anſtrengung der caſtilianiſchen Bevölkerung, daß der öſterreichiſche Prinz nicht Herr der pyrenäiſchen Halbinſel wurde; wenn Carl III. bei den Völkern der aragoniſchen Krone Beiſtimmung fand, ſo war doch auch dieſe nur in Catalonien entſchieden, in den übrigen Landſchaften nicht nachhaltig. Den Caſtilianern hätte Carl III. nur durch ein unzweifelhaftes und anhaltendes Uebergewicht der Waffen aufgedrungen werden können. Auf den canariſchen Inſeln und in Weſtindien waren die Einwohner eben ſo geſinnt, wie in Caſtilien.

Wer die Dinge aus der Ferne der Zeiten anſieht, möchte glauben, daß ſich nun auch eine Abkunft auf dieſer Grundlage hätte zu Stande bringen laſſen. Oder ſollte nicht das die Aufgabe der Politik ſein, die Nothwendigkeiten der Dinge von dem Zufälligen zu ſcheiden, jene feſtzuhalten, über das andere eine allen erträgliche Abkunft zu ſuchen? Kaum jemals aber iſt ſie ſo gefaßt worden; die, welche die Waffen in der Hand halten, werden immer das für das Nothwendigſte erklären, was ihnen das Nützlichſte iſt.

Nur Eins mußte damals in das allgemeine Bewußtſein treten, die große Wendung der Dinge, die in den Nachtheilen von Frankreich, dem Uebergewicht der Verbündeten lag.

Der erſte, der dieſer Ueberzeugung Raum gab, war

Ludwig XIV. ſelbſt. Sein Ehrgeiz war geweſen, dem Widerſtreben der Verbündeten Europa gegenüber die Vereinigung der geſammten Monarchie unter ſeinem Enkel durchzuſetzen. Nach den großen Unfällen vom Jahr 1705 kam er auf den Gedanken einer Theilung zurück. Er wählte den Augenblick, als die Abſichten Marlboroughs, von der Moſel und Saar her ſich einen Weg nach Frankreich zu bahnen, rückgängig und deſſen Verhältniſſe zu den Generalſtaaten zweifelhaft geworden waren, um zuerſt den holländiſchen Staatsmännern Friedensanträge zu machen.[1] Deren Summe war, daß er auf die Behauptung der geſammten Monarchie für ſeinen Enkel Verzicht leiſtete. Er ſchlug jetzt vor, die ſpaniſchen Niederlande in einen unabhängigen Staat zu verwandeln, mit den für die Sicherheit von Holland nöthigen Vorkehrungen, — wahrſcheinlich hatte er das Land dem Kurfürſten von Baiern beſtimmt — und den Erzherzog mit Neapel und Sicilien auszuſtatten: auch in Bezug auf England gab er nach, nicht allein Königin Anna wie einſt König Wilhelm anzuerkennen, ſondern ſich in die Beſtimmungen über die Thronfolge nicht wieder zu miſchen. Zugeſtändniſſe, die ihm bei ſeiner Geſinnung ſehr ſchwer werden mußten: den Verbündeten zu genügen waren ſie ſo weit entfernt, daß ſie ihnen beinahe als neue Anmaßungen erſchienen. Zu einer eigentlichen Unterhandlung iſt es darüber überhaupt nicht gekommen.

Im Jahr 1706, nach dem großen Erfolge von Ramillies und der Aufhebung der Belagerung von Barcelona,

[1] Daß in dieſer Zeit unterhandelt wurde, wußte man ſchon aus Lamberti und Wagenaar, Vaterländiſche Hiſtorie (deutſche Ueberſ. VII, 323). Die Bedingungen ſieht man aus dem Auszug eines Schreibens des Rathspenſionarius, 15. Auguſt 1705, in Coxe's Marlborough I, 453.

entſchloß ſich Ludwig noch zu einer weiteren, umfaſſenderen Annäherung. Er ließ durch Chamillart in einem zunächſt an den Bürgermeiſter Hennequin gerichteten Schreiben die alte Alternative wieder in Vorſchlag bringen: die ſpaniſchen Reiche und Indien an den König aus dem Hauſe Oeſterreich zu überlaſſen, wenn ſeinem Enkel dagegen Neapel, Sicilien und Mailand bliebe: über die ſpaniſchen Niederlande ſollten die Generalſtaaten verfügen. Piemont und Savoyen, denn noch war er Meiſter in Italien, wollte er herausgeben, wenn dafür der Kurfürſt von Baiern wieder hergeſtellt werde.[1] Dieſer ſelbſt meinte die ihm von Philipp V. überlaſſenen Rechte auf die belgiſchen Niederlande darum nicht aufgeben zu müſſen: bemerkenswerth iſt ſein Gedanke, dieſelben wieder mit dem deutſchen Reiche in Verbindung zu bringen, in welchem Falle er als kreisausſchreibender Fürſt darin eine beſſere Rolle geſpielt haben würde.[2]

Für die Holländer hatten die franzöſiſchen Vorſchläge viel Einladendes. Das Haus Oeſterreich noch mächtiger zu machen, als es durch dieſe Theilung geworden ſein würde, fühlte ſich die Republik nicht berufen, der die öſterreichiſchen Einflüſſe in Weſtphalen eben ſehr beſchwerlich fielen. Der Handelsſtand von Amſterdam hätte den Krieg an ſich je eher je lieber beendigt geſehen; ſchon flößte ihm das täglich mehr aufſteigende Uebergewicht der engliſchen Marine Beſorgniſſe ein. Man urtheilte im Haag, Frankreich ſei nun auf die Stufe der Macht

[1] Die Bedingungen theilte Wagenaar aus dem Schreiben van Buys, 27. Auguſt 1706 VII, 325, mit. Jetzt entnimmt man ſie mit größerer Sicherheit aus dem Schreiben von d'Avaux an Hennequin, 8. Aug. 1706, bei Breede, Correspondance diplomatique et militaire, 1850, S. 247.

[2] Dieſer bemerkenswerthe Vorſchlag erſcheint in einem Schreiben Max Emanuels von Mons, 10. Juli 1706, bei Breede 237.

herabgebracht, die es einnehmen ſollte; dagegen dürfte England, wenn man den Krieg fortſetze, allzumächtig werden. Eben an dieſe entgegengeſetzten Intereſſen knüpften die Franzoſen an. Derjenige von ihren Staatsmännern, welcher die holländiſchen Geſchäfte am beſten verſtand, d'Avaux, nahm darin noch einmal das Wort; er ſuchte die republikaniſchen Sympathien wieder zu beleben, die ihm einſt gegen den Prinzen von Oranien zu Statten gekommen waren.

Aber bei den anderen Mächten ließ ſich für die franzöſiſchen Vorſchläge auf keinen Beifall rechnen. Ueber die ſpaniſchen Niederlande zu verfügen, wollten weder der Kaiſer noch England den Generalſtaaten anheimſtellen. Das maritime Intereſſe der Engländer ſtritt eben ſo wohl gegen die eine, wie gegen die andere Alternative; ſie wollten ſo wenig die amerikaniſchen Colonien, als die ſicilianiſchen Königreiche unter franzöſiſchen Einfluß gerathen laſſen. Und wie hätte man in Bezug auf Mailand zuletzt doch noch Nachgiebigkeit von Oeſterreich erwarten dürfen?

Nur Ein Mittel gab es, den Kaiſer zum Frieden geneigt zu machen: Einwirkung und Gefährdung von anderer Seite her, und ganz von ſelbſt ſchien ſich eine ſolche darzubieten, als Carl XII. von Polen her in Deutſchland einbrach und eine ziemlich feindſelige Haltung gegen Oeſterreich annahm. Er ſtand mit den Malcontenten in Ungarn, die noch ſehr muthig waren, in Verbindung, und forderte die Abſtellung der Religionsbeſchwerden der ſchleſiſchen Proteſtanten. Man wußte nicht, nach welcher Seite er ſeine ſiegreichen Truppen führen würde.

Im Jahre 1707 überwältigte Villars die Linien von Stollhofen, die nach dem eben erfolgten Tode des Markgrafen

von Baden nicht mehr mit der alten Vorsicht vertheidigt wurden, und überfluthete alsdann mit seinen brandschatzenden Schaaren Schwaben und einen Theil von Franken; das damals wohlbefestigte Schorndorf, Schwäbisch Gmünd fielen in seine Hand. Wie nun, wenn sich Carl XII. mit seinem in Sachsen erfrischten und ergänzten Heere nach dieser Seite hin wandte? Villars forderte ihn dazu auf, er versprach ihm in Nürnberg entgegenzukommen.[1] Auch vom Hofe von Versailles unmittelbar hat man den König von Schweden zu gewinnen gesucht. Und sollte es für denselben nicht einen Reiz haben, die Bahn der berühmtesten seiner Vorfahren einzuschlagen und eine entscheidende Rolle in den großen Angelegenheiten zu übernehmen?

Zuweilen kann es auch eine bedeutende Handlung sein, etwas nicht zu thun: Carl XII. wies alle diese Anträge von sich. Der Grund hiervon war: er mißbilligte die politische Haltung Ludwigs XIV., welche die Unabhängigkeit aller anderen Staaten bedrohe, und haßte seine religiösen Tendenzen. Mit besonderem Unmuth hatte ihn die Ryßwiker Clausel erfüllt.[2] Er hätte sich lieber an die Spitze eines protestantischen Bundes gestellt, im Gegensatz mit Ludwig XIV., als diesem zur Aufrechthaltung seiner Macht die Hand geboten. Mit dem Kaiser auch deshalb versöhnt, weil derselbe den Schlesiern einige religiöse Zugeständnisse bewilligte, kehrte er seine Waffen aufs neue gegen das russische Reich, dessen Emporkommen er zu verhindern dachte.

[1] Im Jahr 1725 hat König Stanislaus, der damals in Altranstädt zugegen war, Villars an diesen Moment erinnert. Cette marche auroit decidé, sagte er, de l'empire et de plusieurs couronnes.

[1] In den Briefen Grumbkows und Marlboroughs bei Coxe treten die Motive deutlich hervor.

Hierauf konnten die Franzoſen die dieſſeit des Rheins eingenommenen Stellungen nicht mehr lange behaupten: die Malcontenten brauchten nicht gefürchtet zu werden, wenn ſie weder von den Schweden noch von den Türken unterſtützt wurden. Auch in Conſtantinopel aber wünſchte man die Vereinigung der beiden großen romaniſchen Monarchien mit nichten; der kaiſerliche Internuntius beſaß daſelbſt faſt größeres Anſehen als der franzöſiſche Geſandte.[1] Auf allen Seiten gewann der Kaiſer allmählich freie Hand. Wer wollte ihn hindern, nachdem er Neapel unterworfen hatte, die toskaniſchen Preſidios einzunehmen und die Händel, in die er mit dem Papſt verwickelt war, nach ſeinem Belieben auszumachen, wenn dieſer Krieg fortdauerte. Er war faktiſch Herr von Italien. Und obwohl Carl III. ſich jetzt auf Catalonien beſchränkt ſah, ſo war doch auch er ſeinerſeits entfernt davon, den Franzoſen gegenüber einen Fuß breit Landes aufzugeben; er forderte vielmehr die ſpaniſche Monarchie, nicht allein wie ſie zuletzt unter Carl II. beſtanden, ſondern in dem Umfange, den ſie beim Abſchluß des pyrenäiſchen Friedens gehabt hatte, zurück. Dieſer unnachgiebigen Haltung der öſterreichiſchen Brüder gab aber die engliſche Regierung noch einmal ihren Beifall. Das Land war ſchon nicht mehr mit Wärme dafür: die letzten Ereigniſſe vor Toulon und in Spanien hatten vielmehr große Verſtimmung hervorgebracht; eine Unterſuchung wurde über die Urſachen derſelben angeſtellt, und lebhafte Angriffe geſchahen auf die leitenden Staatsmänner; alle inneren Partheiungen erwachten — aber eben die Gefahren, in die dadurch das vorherrſchende Syſtem gerieth, trugen wieder dazu

[1] Wagner Historia Josephi 146: Sultanus ipse de Vezirius amicae quamvis Galliae cladibus gaudebant.

bei, der kriegerischen Gesinnung die Oberhand zu verschaffen; die Engländer wollten Carl III. nicht fallen lassen, in welchem sie ein Geschöpf ihrer Hände sahen. Das Ergebniß der Berathungen war eine feurige Adresse für die Fortsetzung des Krieges, welcher die Königin ihre Beistimmung ertheilte. „Kein Friede," heißt es darin, „werde sicher und ehrenvoll sein, wenn nicht das Haus Oesterreich in den Besitz der gesammten spanischen Monarchie gelange." [1]

Unter diesen Umständen konnte Holland seiner friedlichen Tendenz nicht Folge geben. Die Politik der Republik ward damals von dem Rathspensionarius Heinsius geleitet, einem Manne von Einfachheit, Ruhe und uneigennütziger Gesinnung, der aber, wie er lange Jahre hindurch mit Wilhelm III. in den engsten Beziehungen gestanden hatte, so das Heil der vereinigten Niederlande auch fortan in einem guten Vernehmen mit England erblickte und in keine Trennung von dieser Macht willigen wollte. In früheren Jahren waren Versuche der Art Ludwig XIV. öfters gelungen. Aber darin lag der Unterschied der Zeiten, daß sie jetzt nicht zum Ziele führten.

Man sprach damals viel von einem europäischen Triumvirat, das in Eugen, Marlborough und Heinsius bestehe; und in der That von größtem Einfluß war das zwischen diesen Männern obwaltende Einverständniß. Die im Jahre 1689 von England und Holland begründete, einmal unterbrochene, dann wiederhergestellte gemeinschaftliche Politik der drei Mächte hatte in ihnen gleichsam eine persönliche Repräsentation. Jede Abkunft mit Frankreich ward durch sie verworfen: der Krieg sollte und mußte mit aller Anstrengung fortgesetzt werden.

[1] Coxe Marlborough II, 379.

Feldzug von 1708.

Im Jahr 1708 fühlte ſich Ludwig noch einmal ſtark genug, den Kampf in ſeinem ganzen Umfang, im Sinne ſeiner alten Ideen aufzunehmen. Ein Wechſel in der Leitung des Finanzminiſteriums, die auf Desmarets übertragen wurde, den Mann, der unter allen Lebenden dem Geiſte Colberts am nächſten zu ſtehen ſchien, wirkte auf die Herſtellung des Credits ſo günſtig, daß der König abermals fünf bedeutende Armeen ins Feld ſtellen konnte, in Flandern, am Oberrhein, im Dauphiné, in Catalonien und in Spanien.

Eine große Ausſicht ſchien ſich überdieß dadurch zu eröffnen, daß die nationale Partei von Schottland, welche ihren Patriotismus an den alten Erinnerungen der engliſchen Kriege nährte, in großer Aufregung über den Beſchluß der Union mit England, der ſo eben, wiewohl nicht ohne den lebhafteſten Widerſpruch, in dem Parlament durchgegangen war, ihr Augenmerk auf den Sohn Jakobs II. wandte. Von den vornehmſten Herren in Schottland ward ſeine Ankunft gefordert, die ganze Nation ſchien dieſelbe zu erwarten; nicht ohne Mißtrauen und Zögerung, aber dann mit Entſchloſſenheit ging Ludwig XIV. darauf ein; eine Expedition, aus den Corſarenſchiffen von Dünkirchen zuſammengeſetzt, ſollte den Prätendenten ſelbſt und 6000 Mann franzöſiſcher Truppen hinüberbringen.

Allein günſtige Geſtirne ſtanden von Anfang an nicht über dieſer Unternehmung. Das Geſchwader von Dünkirchen konnte, durch zufällige Umſtände gehindert, erſt eine Woche ſpäter unter Segel gehen, als urſprünglich beabſichtigt war; als es am Frith of Forth anlangte, ſtieß es auf eine bei

weitem überlegene englische Kriegsflotte; Edinburg zu erreichen zeigte sich sofort unmöglich, und man faßte den Plan, den jungen König nach dem Frith of Murray und nach Inverneß zu führen; dem aber setzten sich widrige Winde entgegen und der Mangel an einer genügenden Kunde jener Meere und Küsten. Alles überzeugte sich, daß in Schottland nichts auszurichten sei; man hielt es für einen Gewinn, ohne bedeutende Verluste nach Dünkirchen zurückzukommen. [1]

Weiter führte ein in den Niederlanden angeknüpftes Verständniß. Die Regierung, die unter dem Namen Carls III. hauptsächlich von den Generalstaaten verwaltet wurde, erweckte den Widerwillen der katholischen Niederländer; [2] in allen großen Städten in Flandern und Brabant regten sich die so tief begründeten belgischen Antipathien gegen Holland; es bedurfte nur eines raschen Anfalls, so gingen Gent und Brügge wieder zu Philipp V. über; mit einer Art von Enthusiasmus, als eine Befreiung ward die erneuerte Besitznahme durch die Franzosen begrüßt. Auch andere für die Communication in diesen Landschaften wichtige Punkte nahmen diese ein; sie waren plötzlich wieder die Meister im Lande, und wendeten sich nun nach der hohen Schelde zurück, um entweder Oudenarde zu belagern, oder, wofür zuletzt die Autorität des Herzogs von Bourgogne entschied, um ein festes Lager in der Nähe aufzuschlagen und unter dem Schutze dieser Aufstellung einen Versuch auf Menin zu machen. Die Eroberung von Menin

[1] Lettre du Ch. de Gassé à Chamillard bei Lamberti V, 22; wenigstens zuverlässiger, als alle das Gerede in Forbins Memoiren, welche mir doch auch von zweifelhafter Aechtheit scheinen.

[2] Marlborough 9. Juli. The states have used this country so ill, that I no ways doubt, that all the towns — will play us the same trick, as Ghent has done. Bei Coxe II, 767.

würde eine große Wirkung gehabt, sie würde, daran war man selbst im Lager der Verbündeten überzeugt, die Neigungen zum Frieden in England gewaltig verstärkt haben. Unter dem Zusammentreffen ungünstiger Nachrichten aus der Heimath, mit dem Uebergewicht der Feinde im Felde traten Augenblicke ein, in denen Marlborough in tiefer Abspannung und Niedergeschlagenheit die Sache, die er zu führen übernommen, fast für verloren hielt. Er war noch ziemlich außer Fassung, als Prinz Eugen bei ihm eintraf.

Für Eugen war damals, nicht ohne die lebendige Theilnahme Marlboroughs selbst, ein neues Heer am Mittelrhein zusammengesetzt worden: aus hessischen Truppen, welche die Generalstaaten besoldeten, sächsischen, welche der Kaiser übernahm, ein paar Regimentern, welche der Kurfürst von der Pfalz nicht ohne Gegenzugeständnisse überließ, und den Reichstruppen, welche der Kurfürst von Hannover, deren Oberbefehlshaber, bewilligte.

Die allgemeine Voraussetzung war, daß Eugen an der Mosel und Saar vordringen, den einst von dem Herzog von Lothringen und zuletzt von Marlborough versuchten Einbruch nach Lothringen und der Champagne wieder aufnehmen werde. Diese Vermuthung allein reichte hin, um alle Unternehmungen am Oberrhein, zu denen sonst der Kurfürst von Baiern und der Führer der Franzosen, Herzog von Berwick wohl fähig gewesen wären, abzuschneiden. Der Kurfürst stellte sich mit seinen besten Mannschaften bei Saarlouis auf.

Aber eben darin bestand die oft erprobte Strategik Eugens, an der einen Stelle und zwar einer solchen, wo alle Wahrscheinlichkeit dafür war, daß er angreifen würde, mit einem Angriff zu drohen, und sich indeß nach einer andern Seite zu

werfen. Nicht auf Lothringen, ſondern auf die Niederlande war jetzt ſeine Abſicht gerichtet, dahin ſetzten ſich ſeine Truppen in Bewegung. Die drängenden Ereigniſſe geſtatteten ihm nicht, ſie ſofort in bedeutender Zahl zu Marlborough zu führen; nur von ein paar hundert Huſaren begleitet, traf er in Aſſche bei demſelben ein; aber ſchon ſeine perſönliche Anweſenheit zeigte ſich unſchätzbar. Von den Gegnern Ludwigs XIV. hat ſich nächſt Wilhem III. Prinz Eugen als der hartnäckigſte, nachhaltigſte, unternehmendſte erwieſen. Er begriff die Niedergeſchlagenheit Marlboroughs nicht: ihm ſchien es, daß die Sache ſo gut ſtehe, wie jemals, daß man noch Hoffnung habe, alle mögliche Genugthuung von Ludwig XIV. zu erlangen, wenn man nur keinen Augenblick verliere, ſeinem flandriſchen Heere auf den Leib zu gehen. Bald war Alles wieder guten Muthes und voll Vertrauen. [1]

Während ſich aber die aus vielen Nationen und Landesarten, den Truppen verſchiedener Kriegsherren zuſammengeſetzte Armee der Verbündeten zur Einheit einer einzigen militäriſchen Action erhob, geſchah in dem Heere des Monarchen, von deſſen Wink und Wort Alles abhing, das Gegentheil.

Der ruhmvollſte der damaligen franzöſiſchen Feldherrn, Vendome, und der geiſtvolle, beſonnene Erbe des Reiches, der älteſte Sohn des Dauphin, Herzog von Bourgogne, ſollten zur Heerführung zuſammenwirken; jeder allein möchte vielleicht dazu fähig geweſen ſein, aber neben einander geſtellt, einer auf den andern angewieſen, waren ſie unfähig, etwas auszurichten. Die Anweſenheit eines Prinzen von höchſtem Rang, welche dazu dienen ſollte, den Gehorſam der

[1] Grumbkow an den König von Preußen, 7. Juli 1708.

Armee zu verstärken, bewirkte wenigstens unter den Führern das Gegentheil. Seine Umgebung, die auf ihn Einfluß gewann, erhielt ein Gefühl von Selbständigkeit, welches der Unterordnung unter die strategische Autorität des Marschalls schädlich wurde.

Schon die ganze Bewegung nach Oudenarde und Menin, die man eben ausführte, war von der Umgebung des Prinzen vorgeschlagen und nicht recht im Sinne Vendome's. Dem Hauptquartier des Prinzen maß man überdieß die Schuld davon bei, daß sie nicht rasch genug vollzogen wurde.

Als die Franzosen am 11. Juli die Schelde überschritten, waren auch die Verbündeten bereits in der Nähe; die beiden Armeen gingen ungefähr zwei Wegstunden von einander über den Fluß, ziemlich zu derselben Zeit, die Franzosen tiefer unten bei Gavre, die Verbündeten näher bei Oudenarde, ohne daß sie viel von einander gewußt hätten. Die vordersten Züge waren ziemlich erstaunt, als sie bei dem Dorfe Eyne auf einander trafen. Es scheint unzweifelhaft, daß die Franzosen, deren Truppenmasse schon an Ort und Stelle war, die Cavallerie der Verbündeten zurückwerfen, den Platz einnehmen, den Uebergang der feindlichen Infanterie vielleicht hätten verhindern können. Aber darüber mußte erst berathen werden. Statt sofort auf die Uebergegangenen einzudringen, stellten sie sich auf benachbarten Höhen auf, und ließen den Verbündeten Zeit, sich ebenfalls zu formiren. Die Absicht Vendome's, der mit dem rechten Flügel auf den Höhen von Dyle stand, war es nun, mit dem linken, den der Herzog von Bourgogne befehligte, einen Angriff auf die Reiterei des rechten feindlichen Flügels zu machen, und aus den Berichten der Verbündeten sieht man, daß ein solcher ihnen höchst

gefährlich geworden wäre. Aber dem Prinzen ward vorgestellt, daß er eine gute Position inne habe, das Terrain, wo er angreifen solle, schwer zu passiren sei, ein Versuch dazu Alles gefährden werde. Der Prinz bedachte sich einen Augenblick, denn was werde Vendome dazu sagen: aber er befolgte den Rath, der ihm der beste schien, und begann sich zu verschanzen. Hierdurch ward es den Verbündeten möglich, ihre Bewegungen mit ungetheilter Kraft auszuführen. Einzelne Heerhaufen stießen bei den Mühlen, Kirchen und Dörfern auf die Feinde: man sah da noch einen andern Vortheil der Kriegführung der Verbündeten hervortreten; die subalternen Anführer, einer größeren Freiheit gewohnt, zeigten mehr selbstständige Thatkraft und gewannen nach und nach das Uebergewicht. Unter diesen Umständen wurde es entscheidend, daß eine ihrer Reiterschaaren, die ihren Weg durch die Stadt Oudenarde genommen hatte, die Flanke und den Rücken Vendome's erreichte. Gegen Abend fanden sich die Franzosen allenthalben zurückgedrängt, eingeschlossen, gefährdet: sie mußten zum Rückzug schreiten.[1]

Die Schlacht war blutig und zog den Franzosen große Verluste zu, aber in ihren unmittelbaren Folgen könnte sie mit keiner der vorangegangenen großen Entscheidungen verglichen werden. Als die Verbündeten sich entschlossen, ihre Waffen gegen Lille zu wenden, in der Ueberzeugung, daß dieß Unternehmen unter allen möglichen die größte Aussicht

[1] Von den vorliegenden Schlachtberichten scheinen mir das Schreiben Vendome's an den König (Mém. mill. VIII, 390) und die Relation des Kriegsverständigen Schulenburg, welcher der Schlacht als Freiwilliger beiwohnte (Denkwürdigkeiten von Schulenburg I, 327) das Einleuchtendste darzubieten. Die Darstellungen bei Coxe und Causler sind fast zu methodisch und weitschichtig.

darbiete, denn von dort laſſe ſich eine Invaſion nach dem inneren Frankreich ausführen,[1] glaubten Vendome und Bourgogne, die indeß Verſtärkungen empfangen hatten, ſie abermals beſtehen zu können. So wie dort die Laufgräben eröffnet waren, rückte die große franzöſiſche Armee zum Entſatze des Platzes an. Es war im Anfang des September. Man meinte nicht anders, als Vendome werde den fünften dieſes Monats, den Geburtstag Ludwigs XIV., mit einem Angriff auf das Lager der Verbündeten und einem großen Schlachttag begehen.

In dieſem Moment traten aber die Meinungsverſchiedenheiten der Führer noch ſtärker hervor, als bei Oudenarde. Damals hatte der Herzog von Bourgogne noch die Weiſung gehabt, ſich zuletzt immer der Anſicht Vendome's anzuſchließen; ſeitdem hatte ihn der König von dieſer Pflicht befreit; er hatte vollkommen freie Hand, zu entſcheiden.[2] Seitdem war nun Berwick mit ſeinen Verſtärkungen eingetroffen, aber höchſt ungern fügte ſich derſelbe in die für den Dienſt nöthige Unterordnung unter Vendome; nur von dem Herzog von Bourgogne, auf den er ſelbſt den größten Einfluß ausübte, wollte er Befehle empfangen. Indem Vendome auf den Angriff drang, und zwar gegen den rechten Flügel des Feindes, wohin er ſeine Kanonen führen wollte, urtheilten Berwick, die übrige Umgebung des Herzogs von Bourgogne, und dieſer ſelbſt, daß die feindliche Armee vortrefflich aufgeſtellt und in dem rechten Flügel ſo wenig wie in dem linken oder in der Mitte

[1] Marlborough an Boyle: Dispatches IV, 147, knüpft daran die Hoffnung carrying the war into the heart of France.

[2] Le duc de Bourgogne à Fenelon 20. Sept. 1708. Correspondance de Fenelon I, 234.

mit Vortheil anzugreifen ſei: ſie habe eine eben ſo große Truppenzahl, und ihre Infanterie ſei ohne allen Zweifel beſſer als die franzöſiſche; es möge ſchmerzlich ſein, Lille zu verlieren, aber noch ſchlimmer ſeien doch die Folgen einer unglücklichen Schlacht; ſie würde das einzige Heer, welches Frankreich noch beſitze, zu Grunde richten.

Statt zu dem Angriff zu ſchreiten, zu welchem man gekommen war, fragte man bei dem König an; Ludwig XIV., noch immer der Meinung, daß der Angriff nothwendig ſei, ſandte doch ſeinen Kriegsminiſter, um die Lage der Dinge zu unterſuchen, und darnach zu entſcheiden; dieſer, nachdem ein paar große Recognoscirungen ausgeführt waren, trat zuletzt auf die Seite des Herzogs von Bourgogne; auch Vendome erklärte, daß nunmehr, nach den weiteren Vorkehrungen der Feinde und dem ſchlechten Einfluß der Zögerungen auf die Stimmung der Armee, ein Angriff unthunlich geworden ſei.[1]

Noch hielten es die Franzoſen für möglich, den Feind auch ohne directen Angriff durch Unterbrechung ſeiner Communicationen mit Brüſſel und Oſtende, von welchen Orten ihm alle ſeine Bedürfniſſe zukamen, an der Fortſetzung der Belagerung zu hindern: ſie ſchritten ſogleich an das Werk und es ſchien ihnen damit zu gelingen; durch wohlgewählte Stellungen, die ſie an der Schelde einnahmen, ſchnitten ſie das Heer der Verbündeten zuerſt von Brüſſel, nach einiger Zeit durch die Eroberung von Leffingen auch von Oſtende ab. Dieſe geriethen zuweilen in nicht geringe Verlegenheit: allerlei Mangel zeigte

[1] St. Simon hat von allen dieſen Dingen nur eine ſehr einſeitige Kenntniß, die ihn und Andere irre geführt hat. Bei weitem zuverläſſiger iſt, was Berwick mittheilt. Sichere Kunde gewähren die im 8. Bande der Mémoires militaires mitgetheilten Aktenſtücke.

ſich in ihrem Lager; ſie haben einmal vierzehn Tage lang keine Briefe mehr bekommen. Indeſſen war es doch unmöglich, in den offenen, reichen Lande jeden Zuzug zu verhindern; und durch kleine Beſchwerden ließen ſich die Verbündeten in ihrer Belagerung nicht ſtören, deren Erfolg unzweifelhaft war, wenn ſie Stand hielten. Der Gouverneur der Feſtung, Boufflers, leiſtete Alles, was zur Vertheidigung eines eingeſchloſſenen, und nur auf eine beſtimmte Zeit mit dem Erforderlichen verſehenen Platzes geſchehen kann; er rechnete auf den Entſatz, den ihm der König ausdrücklich zugeſagt hatte; da dieſer ausblieb, ſah er ſich genöthigt, erſt die Stadt, am 8. December auch die Citadelle aufzugeben. So eben machte damals der Kurfürſt von Baiern, der an dem Rheine nichts zu thun fand, was ſeiner würdig geweſen wäre, und nicht fehlen wollte, wo über die Hauptſache entſchieden ward, einen Verſuch auf das wenig befeſtigte Brüſſel; aber ſchon hatte die günſtige Stimmung, auf die er rechnete, durch alle die widrigen Zwiſchenvorfälle an ihrer Kraft verloren:[1] als die Verbündeten, die an der Schelde nicht mehr aufgehalten werden konnten, eine Wendung gegen ihn nahmen, mußte er von ſeinem Vorhaben abſtehen. Und da nun der König es nicht rathſam fand, ſeine Armee während des Winters beiſammen zu halten, ſondern ſie zurückzog und trennte, noch ehe die Verbündeten dieß thaten, ſo gewannen dieſe freie Hand, auch auf die im Anfang des Feldzugs verlorenen Feſtungen wieder loszugehen.

[1] Schulenburg 1. Dec. La bourgeoisie de Bruxelles est allée contre l'attente d'un chacun au devant de tout ce qui pouvoit contribuer à bien defendre leur ville; cependant plusieurs des principaux et même des généraux sont sortis de la place, ce qui a fait dire, qu'on devoit leur ôter leur pension et la donner aux dames, et surtout à la duchesse d'Arenberg, qui y est restée.

Wohl war darin eine sehr bedeutende Anzahl von Truppen zurückgeblieben, aber diese war unnütz in Plätzen, welche doch keine Vertheidigung zuließen. In Gent zogen die Befehlshaber, sobald die Laufgräben eröffnet waren, in Betracht, daß bei der Unmöglichkeit, zugleich die Festung zu behaupten und die Truppen zu retten, nichts übrig bleibe, als jene aufzugeben. Den Verbündeten selbst war es unerwartet, daß sie vor jedem eigentlichen Angriff sich zur Capitulation bereit erklärten.[1] War aber Gent gefallen, so konnte auch Brügge sich keinen Augenblick länger halten. In den ersten Tagen des Jahres 1709 wurden die übrigen in diesen Gegenden eingenommenen Plätze verlassen.

Die Verbündeten hatten Alles erreicht, was in ihrer Absicht liegen konnte. Die durch die Schlacht von Ramillies und den Feldzug von 1706 errungenen Vortheile waren im Jahr 1708 einen Augenblick zweifelhaft geworden, aber nunmehr um so sicherer befestigt. Flandern und Brabant waren der Herrschaft der Seemächte und Oesterreichs aufs neue unterworfen. Die damals eingenommenen Festungen an der Lys und Schelde, auf deren Wiedereroberung es den Franzosen hauptsächlich ankam, waren nicht allein behauptet, sondern durch die Unterwerfung von Lille mächtig verstärkt. Fragt man nach den Ursachen dieser Erfolge; so liegen sie in der strategisch schwierigen Aufgabe, welche die Franzosen durch die Besitznahme von Gent und Brügge sich selbst geschaffen hatten; sie mußten zugleich diese Städte behaupten, und ihre alten Gränzen vertheidigen. Nur die rascheste Bewegung, und eine durchaus einheitliche Führung, in der allein das Talent des

[1] Lettre de Buisson à Chamillart. Gent 31. Dec. Mém. milit. VIII, 831.

Feldherrn ſeine inneren Hülfsquellen entwickeln, ſeine Schwingen hätte regen können, würden eine glückliche Erreichung dieſes doppelten Zieles möglich gemacht haben. Aber indem zwei Häupter aufgeſtellt wurden, kam ein Moment der Berathung in die Kriegführung, welches bei auseinandergehenden Anſichten und anwachſender perſönlicher Antipathie Alles lähmte. Die Monarchie könnte des Wetteifers um die Gnade des Fürſten und die damit zuſammenhängende Ehre nicht entbehren; aber derſelbe kann ihr auch gefährlich und verderblich werden, wenn die dynaſtiſche Autorität ſich in mehr als einer Perſönlichkeit darſtellt.

Unterhandlungen und Feldzüge von 1709 und 1710.

Berwick erzählt, daß ihm im Herbſte des Jahres 1708, als die Dinge für die Franzoſen einmal gut ſtanden, eine Friedenseröffnung von Marlborough zugekommen ſei. Man kann nicht urtheilen, ob ſie ernſtlich gemeint oder eine bloße Kriegsliſt war; genug, daß es die Franzoſen noch nicht für unbedingt nothwendig hielten, darauf einzugehen.

Nachdem nun aber der Feldzug ſo unglücklich geendet hatte, war kein Zweifel weiter. Ludwig gewann es über ſich, auf ſeinem Wege, die Theilungsverträge erneuernd, einen Schritt weiter zurückzuthun; er bot jetzt auch Mailand für den öſterreichiſchen Antheil an und erklärte ſich bereit, den Holländern die niederländiſchen Plätze, aus denen ſie noch verjagt waren, wieder zurückzugeben. Aber die Vortheile der Verbündeten waren ſo groß, ihre Erwartungen von der nächſten Zukunft ſo zuverſichtlich daß ſie an ihrer Forderung, der Uebertragung der geſammten ſpaniſchen Monarchie auf Carl III. von Oeſterreich,

festhielten. Die Engländer dachten überdieß die alten Rechte der Protestanten in Frankreich herzustellen; Ludwig XIV. sollte den Prätendenten entfernen, Dünkirchen schleifen, Condé und Valenciennes herausgeben. Die Holländer, bei weitem friedfertiger als die Andern, und auch mit Oesterreich über die in den belgischen Provinzen zu treffenden Einrichtungen keineswegs einverstanden, beschieden sich nochmals, daß sie sich auf keine abgesonderte Unterhandlung einlassen dürften. Unter diesen Umständen bot es von vorn herein wenig Aussicht dar, als König Ludwig noch vor dem Wiederbeginn ernstlicher Feindseligkeiten im Jahr 1709 seinen Minister Torcy nach dem Haag schickte, um in persönlicher Besprechung zu versuchen, wie weit er die Friedensverhandlungen fördern könne. Der Rathspensionarius lehnte in Folge sehr bestimmter Verträge jede einseitige Unterhandlung ab; Torcy wandte sich an Marlborough, der in dem Rufe stand, für Geldanerbietungen nicht unempfänglich zu sein; und überaus ansehnlich waren die, welche König Ludwig ihm machen ließ, für den Fall, daß er seinem Enkel Neapel und Sicilien, oder, wenn nicht beides, doch das eine oder das andere verschaffe. Aber Marlborough wies Alles von sich. Er erklärte, kein englischer Minister könne es wagen, Neapel oder Sicilien an einen französischen Prinzen übergehen zu lassen; so entschieden war hierüber die Meinung der englischen Nation. Das Triumvirat hielt in ungeschwächter Eintracht zusammen und gebot noch über die Politik und die Streitkräfte der verbündeten Staaten und Reiche. Die Friedenspräliminarien, welche die Verbündeten aufstellten, entsprachen den großen Zwecken, deren Erreichung sie sich vorgesetzt hatten. Darnach sollte die gesammte spanische Monarchie an Carl III. übergehen, Philipp V. aus den

Landſchaften, die er noch inne hatte, wie in Spanien, ſo in Sicilien und Südamerika, wenn er ſie nicht freiwillig räume, durch die vereinigten Waffen der Verbündeten und des Königs von Frankreich ſelbſt verjagt werden. Man wollte einen Waffenſtillſtand auf zwei Monate ſchließen, innerhalb deſſelben ſollte der König einige ſeiner wichtigſten Eroberungen, Straßburg, Luxemburg, Namur und Charlerei herausgeben und Dünkirchen ſchleifen: die Verwandlung dieſes Stillſtandes in einen Frieden ſollte aber auch dann noch davon abhängen, daß inzwiſchen die erſte Bedingung ausgeführt, der geſammte Umkreis der ſpaniſchen Monarchie von Philipp V. wirklich verlaſſen ſei.[1] Wie wurde da die Härte der Forderungen, mit welchen Ludwig XIV. in den Zeiten ſeines Glückes den Mindermächtigen beſchwerlich gefallen war, ihm nunmehr ſo empfindlich vergolten. Daß Spanien ſeiner Dynaſtie entriſſen, ſeine eigene Macht in engere Schranken zurückgewieſen werden ſollte, konnte nach Allem, was vorgegangen, gerecht erſcheinen: aber noch viel weiter gingen die Anmuthungen, die ihm geſchahen: er ſollte ſelbſt ſeinen Enkel verjagen helfen, und wenn es damit innerhalb zweier Monate nicht gelang, was doch in der That nicht von ihm abhing, der Stillſtand aufgehoben ſein, für den er indeß ſo große Opfer gebracht haben würde. Verluſt und Schimpf waren gewiß, der Friede ungewiß. Mochte nun auch der Miniſter, in der Befangenheit der Unterhandlungen und dem Drang der Geſchäfte, die Annahme ſolcher Vorſchläge für möglich halten:[2] der König konnte nicht anders, als ſie verwerfen.

[1] Observation sur le 34me article prélim. bei Torcy. Petitot, 67, 323.

[2] Der Venetianer Ruzzini behauptet ſogar, der wichtigſte Artikel ſei von Torcy ſelbſt aufgeſetzt worden, freilich nicht in der Abſicht, ihn durchzuführen.

Eine unendlich trübe Stimmung lag im Jahre 1709 über Frankreich. Jedermann war unglücklich über den letzten Feldzug, über die Fehler, die dabei gemacht, die Verluste, die dabei erlitten, die Mängel der Persönlichkeiten, die an den Tag gekommen waren. Der Herzog von Bourgogne verlor die Verehrung, die er bisher genossen hatte. „Man hört nichts als Klagen," ruft Frau von Maintenon aus, „man sieht nichts als Traurigkeit, nur ein Wunder kann uns retten." Zu den Unfällen des Kriegs kam die Ungunst der Natur. Nach einem milden Herbst trat im Januar 1709 ein überaus kalter Winter ein,[1] mit scharfen durchdringenden Winden, die bis zur Frühlingsnachtgleiche anhielten, welche alsdann ansteckende Krankheiten, die das Hotel Dieu füllten, später Mißwachs und eine unerhörte Theurung im Gefolge hatte.

Die Verbündeten, die ihrerseits von diesem Unglück weniger heimgesucht waren, dachten den König zur Annahme ihrer Präliminarien mit Gewalt zu zwingen.

Der Kaiser willigte ein, daß die vornehmsten Anstrengungen von der Seite der Niederlande her gegen Frankreich gemacht werden sollten; Marlborough war schon immer für eine Invasion in Frankreich gewesen, von Eugen behauptete man gehört zu haben, er wolle die Operationen in Amiens anfangen; er hoffe noch Versailles zu zerstören. In der Franche-Comté regte sich eine Verschwörung zum Abfall von Frankreich; die, wenn der erste glückliche Erfolg im Elsaß erfochten sei, losbrechen sollte.[2] Der Herzog von Savoyen dachte, sich in

[1] Elisabeth Charlotte an die Kurfürstin, 13. Jan. 1709. „Man kan kaum drinken. Wein und Wasser wird bei dem Feuer zu Eyß; alles, was man essen will, ist erfroren: ich habe mein Leben keinen rauheren Winter erlebt."

[2] Nur bei Wagner finde ich Notiz hievon: Braconiero quopiam coriphaeo quidam Burgundi spoponderant, urbem cum arce

Erwartung dieſer Bewegung einen Weg über Briançon und Fort Barreaur in das Gebiet von Lyon zu bahnen; man gab die Hoffnung nicht auf, in den Cevennen die glühende Aſche des Aufruhrs noch einmal in helle Flammen zu ſetzen.

Noch war jedoch Frankreich nicht ohne militäriſche Bereitſchaft. Wenn der Angriff auf Lille, die Vertheidigung von Gent und Brügge aufgegeben worden war, um das Heer zu ſchonen — Marlborough war erſtaunt über das treffliche Ausſehen der Truppen, welche aus Gent abzogen, — ſo war dadurch doch auch bewirkt, daß dieſes franzöſiſche Heer noch exiſtirte. Villars, der mit der Großſprecherei, die man an ihm unerträglich fand, und einem räuberiſchen Eigennutz, der für Jedermann am Tage lag, doch ein großes Talent, die Truppen zu behandeln, eine hohe militäriſche Gabe verband — glänzend in faſt ununterbrochenem Glück — trat in den Niederlanden an die Spitze deſſelben. Alles Ungemaches, das der Winter und die Theurung der Lebensmittel herbeiführte, ungeachtet war er im Stande, ſogar noch früher als die Verbündeten im Felde zu erſcheinen, und ihren Angriff, eben ſo ſtark wie ſie, innerhalb ſeiner Linien zu erwarten. Unvermuthet warfen ſie ſich auf Tournay, und nahmen es ein; als ſie ſich gegen Mons wandten, ſtellte ſich ihnen Villars in den Weg. Am 11. September 1709 kam es zur Schlacht bei Malplaquet, vielleicht der einzigen im ganzen Kriege, in welchem die gute Leitung und Tapferkeit des Angriffes durch einen entſprechenden Eifer der Vertheidigung in einer richtig gewählten Stellung erwiedert wurde. Villars ward verwundet; der alte Boufflers,

(Beſançon) per conscios homines (arcanis notis quas inspexi literae nomen reticebant) interceptum iri: copiam fore, se ad Sabaudicas copias jungendi — in Franciam irrumpendi.

der, was man ihm hoch anrechnete, unter dem jüngeren Marschall gedient hatte und nun die Führung selbst übernahm, mußte sich zum Rückzug entschließen; aber die Sieger hatten sich des Sieges wenig zu freuen, sie hatten ungeheure Verluste erlitten. In Frankreich athmete man auf, da das kriegerische Ansehen der Nation, wenn auch in einer erfolglosen Schlacht, wieder hergestellt war. Die Verbündeten eroberten Mons, aber sie selbst bezweifelten, ob dieß ein entsprechender Erfolg für so große Anstrengungen, wie sie gemacht hatten, zu nennen sei. Indeß war schon längst die burgundisch-piemontesische Combination auf welche Eugen große Hoffnungen gründete, gescheitert. Die kaiserlichen Truppen unter Mercy waren bei der ersten Berührung des Elsaß über den Rhein zurückgetrieben worden.

Mußten sich aber nicht, wenn der Krieg fortdauerte, ähnliche Entwürfe und Unternehmungen alle Jahr wiederholen? Was bürgte dafür, daß sie auch ferner zurückgewiesen werden würden? Eine um so schwerere Gefahr für Frankreich, da auf die lange und übermäßige Anspannung aller Kräfte eine nun nicht mehr abzuläugnende Erschöpfung derselben folgte.

Die Friedensunterhandlungen wurden im Jahr 1710 mit verdoppeltem Eifer erneuert; aber wenn man selbst guten Willen dazu auf allen Seiten voraussetzt, so zeigt eine Erwägung der Lage der Dinge in den verschiedenen Ländern, mit welch unendlichen Schwierigkeiten es verknüpft war, eine Auskunft zu finden.

Die Engländer hielten Carl III. in Barcelona aufrecht; nicht allein in der Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Ansprüche, sondern weil sie an sein Bestehen die größten Erwartungen für ihre Seemacht und ihren Handel knüpften. Im

Jahr 1708 hatten ſie Minorca erobert, und Portmahon für ſich ſelbſt in Beſitz genommen, als ein Pfand für die Geldſumme, die ſie zu Gunſten Carls III. aufgewendet hatten; ausſchließend von Engländern ſollte es beſetzt ſein: ſie hofften von da aus den Franzoſen eben ſo beſchwerlich zu werden, wie dieſe ihren Küſten von Dünkirchen aus geworden waren. Aber überdieß hatten ſie auch ſchon einen ausführlichen Handelstractat mit Carl geſchloſſen, nach welchem es den Spaniern nicht mehr zugeſtanden hätte, Eingangszölle für engliſche Waaren nach ihrem Ermeſſen feſtzuſetzen; eine gemeinſchaftliche Commiſſion würde einen neuen Tarif beſtimmt haben; der geſammte amerikaniſche Handel ſollte in die Hände einer aus Engländern und Spaniern zuſammengeſetzten Compagnie übergehen: die Franzoſen ſollten von dieſem Handel vollſtändig und auf immer ausgeſchloſſen ſein. [1]

Noch behauptete ſich jedoch Philipp V. eben in den Provinzen, an welche die Herrſchaft über die ſüdamerikaniſchen Colonien ſo wie der Handel derſelben gebunden war. Die Caſtilianer ſchaarten ſich mit erneuertem Enthuſiasmus um ihn her; ſein Sohn ward von den Cortes mit allgemeiner Acclamation als Prinz von Aſturien begrüßt.

Um ihn mit Einemmal ſeiner beſten Streitkräfte zu berauben, waren die Engländer auf geheime Eröffnungen des Herzogs von Orleans, noch während dieſer Prinz im Jahr 1708 die franzöſiſch-ſpaniſche Armee befehligte, zwar nicht in dem Sinne, in welchem ſie gemacht wurden, aber doch inſofern eingegangen, daß ſie den Plan faßten, wenn Carl III. König von Spanien werde, dem Herzog dagegen Navarra zu

[1] Tratado de comercio entre Ana reina d'Inghilterra y Carlos III. Cantillo I, 48.

überlaſſen und einen Theil des ſüdlichen Frankreich dazu zu ſchlagen.[1]

Aber auch die Anhänger Philipps V. hatten eine Neigung, ſich mit den Verbündeten auf Koſten von Frankreich zu verſtändigen. Denn unbillig ſei es bei den gemeinſchaftlichen Unfällen, daß Spanien allein den Verluſt tragen ſolle; würde Frankreich in ſeine alten Gränzen eingeſchränkt, welche man an der Saone feſtſetzen könne, ſo höre es auf, den europäiſchen Mächten gefährlich zu ſein, und Niemand werde es dann bedenklich finden, daß ein franzöſiſcher Prinz den ſpaniſchen Thron inne habe.[2]

Noch waren die Beſtimmungen über die engliſche Succeſſion in Europa keineswegs anerkannt; indem die Generalſtaaten ſie garantirten, bewilligte ihnen dagegen England eine ſehr ausgedehnte Barriere. Wenn dieſe dem Hauſe Oeſterreich viel zu umfaſſend ſchien, wie ſollte vollends Ludwig XIV. bewogen werden, ſich zugleich die engliſche Succeſſion und die holländiſche Barriere, vor Allem die Verjagung ſeines Enkels vom ſpaniſchen Throne, die Ausſchließung ſeiner Nation vom ſpaniſchen Handel gefallen zu laſſen? Und damit waren die Zugeſtändniſſe, die man ihm anmuthete, noch nicht erſchöpft.

So drückend die Prälimiarien von 1709 den Franzoſen vorkamen, ſo ungenügend erſchienen ſie noch dem deutſchen Reiche, namentlich den vorliegenden Kreiſen, welche die Laſten und Koſten des Reichskrieges hauptſächlich getragen hatten. Sie führten aus, daß die allgemeine Freiheit und Ruhe ohne die Entfernung der Franzoſen vom alten deutſchen Boden

[1] Lord Mahon: war of the succession 261.

[2] Aeußerung Bergheyks. Lettres de Fenelon I, 295.

niemals geſichert ſein werde. Die Grundlage des weſtphäliſchen Friedens auch nach der deutſchen Auslegung deſſelben befriedigte ſie nicht. Sie verlangten nicht allein Straßburg und die zehn Städte, ſondern das ganze Elſaß, die freie Grafſchaft, Lothringen und die Bisthümer in ihrem vollen Umfang; man ſtellte den Grundſatz auf, daß das deutſche Reich Alles umfaſſen ſolle, was es laut der Matrikel des Jahres 1521 beſeſſen habe.

So ging man von der Frage über die Beſtimmung der ſpaniſchen Succeſſion zu faſt nicht mehr erwarteten Entwürfen über die dem franzöſiſchen Königreich zu ſetzenden Gränzen fort. Von der einen Seite ward hiebei der Verluſt aller ſeit den Tagen Richelieu's gemachten Eroberungen, von der andern ſogar die Errichtung eines intermediären Reiches auf franzöſiſch-ſpaniſchem Boden in Ausſicht geſtellt. Wenn auch nicht in dieſem Maße, allemal ſchien die Entſcheidung gegen das franzöſiſche Intereſſe ausfallen zu müſſen, da die Feinde deſſelben das Uebergewicht der Waffen in den Händen hatten.

Im Anfang des Jahres 1710 war Ludwig XIV. ſo weit gebracht, daß er die Präliminarien im Allgemeinen anzunehmen ſich bereit erklärte: nur das Eine behielt er ſich vor, daß er zur Ausführung der Bedingungen nicht eher gehalten ſei, als bis der Friede wirklich abgeſchloſſen worden; er weigerte ſich, ſeinen Enkel ſelbſt zu entſetzen.

Darin irren die Franzoſen, daß ſie den harten Widerſtand, den ſie auch dann noch erfuhren, am meiſten den Holländern beimeſſen; dieſe waren es vielmehr, welche den Frieden wünſchten: ihnen allein war es zuzuſchreiben, daß überhaupt noch einmal — in Gertruidenberg, denn man wollte die franzöſiſchen Geſandten wenigſtens an keinem größeren Orte ſehen,

um ihnen keinen perſönlichen Einfluß möglich zu machen — Friedensverhandlungen eröffnet wurden. Auf den Vorſchlag Ludwigs XIV., ſeinem Enkel doch wenigſtens Eine von den ſpaniſchen Kronen, Sicilien vorzubehalten und dieſelbe entweder mit Neapel oder mit Sardinien zu verſtärken, ſind die Holländer in der That eingegangen: ſie fanden, für Carl III. ſei genug geſchehen, wenn er die ganze übrige Monarchie erhalte. Aber ſie verlangten zugleich Sicherheit dafür, daß nach der Annahme einer ſolchen Auskunft Philipp V. Spanien wirklich verlaſſe: dieß erſt iſt der Punkt, an welchem die Vereinbarung ſcheiterte. Ludwig XIV. hatte von Anfang an erklärt, er werde ſeinem Enkel keinen Beiſtand mehr gewähren; jetzt ließ er ſich herbei, den Verbündeten ſogar eine Geldhülfe zuzuſagen, um denſelben zu zwingen, in die ihm vorgeſchriebene Vertauſchung des Thrones von Sicilien mit dem von Spanien zu willigen. Nur ſelbſt, durch ſeine eigenen Truppen wollte er die Zwangsmaßregeln nicht vollziehen. Die Holländer erklären es für ein Mißverſtändniß, wenn man ihnen die Forderung zuſchreibt, der König allein ſolle ſeinen Enkel entthronen: ſie haben immer behauptet, ihr Sinn ſei auf eine gemeinſchaftliche Operation der Truppen der Verbündeten von Catalonien wie von Portugal her zugleich mit den franzöſiſchen gegangen.[1] Allein auf die thätige Theilnahme Ludwigs XIV. an einem ſolchen Feldzug beſtanden ſie: ſie wollten nicht, indem ſie den jetzigen Krieg beendigten, einen neuen in Spanien zu führen gezwungen ſein. Aber Ludwig XIV. konnte es nicht über ſich gewinnen, franzöſiſche Truppen gegen ſeinen Enkel anrücken zu laſſen, auch nicht in Verbindung mit den

[1] Holländiſche Staatsſchrift bei Lamberty VI, 71.

andern Mächten. Es war faſt weniger eine Differenz der Politik, als eine Sache der Ehre: Mitwelt und Nachwelt würden dem König einen ſolchen Schritt nicht verziehen haben. Hierüber löſten die Verhandlungen von Gertruidenberg ſich auf (Juli 1710) — anzügliche Streitſchriften ſchürten das gegenſeitige Mißvergnügen.

Während der Unterhandlungen ging der Krieg immer fort, und zwar, obgleich nach dem Wunſche des Königs eine Schlacht vermieden wurde, nicht ohne empfindlichen Nachtheil für Frankreich. Wohl wußte Villars Cambray und mit beſonderer Sorgfalt Arras, an welches der Beſitz von Artois ſich knüpfte, vor einer Belagerung zu ſchützen; aber Douai, und trotz der Vertheidigung Vaubans, der es gebaut hatte, das feſte Bethune fielen doch in die Gewalt der Verbündeten; wie das noch in demſelben Jahre auch Aire und St. Venant widerfuhr: die dritte Reihe der Bollwerke, mit denen Ludwig XIV. ſein Reich gegen jeden Einbruch auf immer geſichert zu haben meinte, ward durchbrochen; die Verbündeten rechneten darauf, im nächſten Jahre ihre Feldlager auf altfranzöſiſchem Boden aufſchlagen zu können. In Languedoc war ein Landungsverſuch der Engländer, doch nicht ohne beſondere Anſtrengung, zurückgewieſen worden. Man hat damals in Europa häufig geglaubt, die Friedensvorſchläge des Königs ſeien nicht ernſtlich gemeint, und die harten Bedingungen, die man ihm ſetzte, ſeiner Regierung ſogar angenehm geweſen, weil dadurch das Selbſtgefühl der Franzoſen angeregt werde. Wahr iſt es: im erſten Augenblick billigte Jedermann, daß die ehrenkränkenden Anmuthungen von Gertruidenberg zurückgewieſen, die Unterhandlungen abgebrochen wurden; aber ſchwerlich konnte dieſe Stimmung lange anhalten

bei dem ſchon beginnenden Verſagen der finanziellen und militäriſchen Kräfte.[1] Wie einſt Boſſuet, ſo verglich jetzt Fenelon das franzöſiſche Reich mit einer Feſtung, jedoch mit einer ſolchen, die belagert und bereits auf das äußerſte bedrängt ſei; man wiſſe ſie noch zu halten, aber ſchon ſeien Garniſon und Bürgerſchaft in Aufregung; in kurzem werde deren allgemeines Geſchrei die Capitulation erzwingen, und die Beſatzung ſich kriegsgefangen ergeben müſſen; er kündigte den Franzoſen das Schickſal der caudiniſchen Päſſe an.

Als im Sommer 1710 auch in Spanien neue Unfälle eintraten, hat Ludwig XIV., der ſich außer Stande fühlte, ſeinen Enkel mit Nachdruck zu unterſtützen, ſich ſo weit überwunden, ihm ſelbſt in Bezug auf ſeinen Thron die Politik der Nachgiebigkeit zu empfehlen. Im September 1710 ſchickte er den Herzog von Noailles nach Spanien, um ſich an Ort und Stelle über das Verhältniß der Streitkräfte zu unterrichten, und da ſich nicht anders erwarten ließ, als daß es ſehr ungünſtig für Philipp V. gefunden werden würde, in denſelben zu dringen, daß er den ſpaniſchen Thron aufgeben und ſich mit der Herrſchaft über Sicilien und Sardinien begnügen möge; beſſer ſei es doch, er entſchließe ſich bei Zeiten dazu, als daß er warte, bis man ihn aus Spanien verjage, und ihn dann in die Dunkelheit des Privatlebens zurückſtoße: auf Frankreich dürfe man in Spanien nicht zählen: denn der König

[1] Das Projet de harangue pour demander des secours à la nation Française (Oeuvres de Louis XIV, II, 467) ſetzt man jetzt gegen die Anſicht Millots, der es urſprünglich mittheilte, in das Jahr 1710, doch kann ich mich von der Richtigkeit dieſer Meinung nicht überzeugen. Die Worte: „après avoir couvert mes frontières par les importantes places que j'ai prises, j'ai ecouté les propositions de paix“ hatten eine Wahrheit im Jahr 1695, nicht mehr 1710.

fühle, daß er ſeinen Staat um dieſer Sache willen nur allzuſehr in Gefahr gebracht habe, er werde fortan nur auf das Heil ſeines eigenen Volkes denken.[1]

Wenn man lieſt, mit welchem Eifer, nicht ohne Drohungen Ludwig XIV. Madame des Urſins anmahnen laſſen wollte, ihren Einfluß, welcher unbeſchränkt ſei, in dem Sinne der Verzichtleiſtung anzuwenden, ſo kann man nicht zweifeln, daß es ihm mit ſeinem Vorſchlag vollkommener Ernſt war. Er wünſchte in der That die Entfernung ſeines Enkels aus Spanien, welche die vornehmſte aller Friedensbedingungen ausmachte und jetzt an ſich unvermeidlich ſchien, herbeizuführen, aber nicht durch gehäſſige Gewalt, ſondern in Güte und durch Ueberredung. Der Friede würde dann eben im Sinne der Beſprechungen von Gertruidenberg, bei denen vor allem die Verſetzung Philipps V. nach Sicilien beabſichtigt wurde, zu Stande gekommen ſein. Die Holländer hatten nicht ganz Unrecht, wenn ſie ausbreiteten, Ludwig XIV. werde noch alle Bedingungen, die man ihm vorgeſchlagen habe, annehmen. Wenigſtens dem Weſen nach wäre das geſchehen. Noch im November 1710 hielt man es in der nächſten Umgebung des Königs für undenkbar, daß die Verbündeten einen Sohn von Frankreich auf dem ſpaniſchen Throne dulden, und für ein großes Glück, wenn ſie ihm nur überhaupt eine unabhängige Stellung zugeſtehen würden.[2]

So weit war es alſo im Spätjahr 1710 doch in der That gekommen. In welcher Ferne lagen die Zeiten, in welchen

[1] Instruction pour le duc de Noailles. Pelitot 74, 158.

[2] Mde. de Maintenon à Mme. des Ursins III, 110. Pour imaginer que les ennemis laissent l'Espagne à un prince de Francs, c'est une idée qui parait chimérique dans ce pays-ci.

Ludwig XIV. seine weltumfassenden Absichten im Kampfe mit den europäischen Mächten durchzuführen, seinen nur halbwegs gerechtfertigten Willen ihnen als ihr Gesetz aufzulegen versucht hatte. Wie hätte er noch daran denken können, der protestantischen Succession in England mit bewaffneter Hand zu widerstreben, oder die Holländer seinem Gebot unterwürfig zu machen, oder den Dauphin zum römischen König zu erheben, die spanische Monarchie in der untergeordneten Stellung, in welche diese durch die Thronfolge seines Enkels gesetzt war, festzuhalten. Noch war er nicht so tief heruntergebracht, wie seine Gegner beabsichtigt hatten: noch hatte er ein Heer, das den guten Ruf, den es in der letzten Schlacht erworben, behauptete: noch waren die Grenzen des alten Frankreichs nicht überschritten: aber wenn der gegen ihn geschlossene Bund zusammenhielt und den Krieg mit dem bisherigen Eifer fortsetzte, so stand, menschlichem Ansehen nach, der französischen Macht eine unvermeidliche Katastrophe bevor. Ludwig war entschlossen, aus Besorgniß für sein Land den Frieden, dessen es bedurfte, durch Zugeständnisse zu erkaufen: er weigerte sich nicht in die festen Plätze, auf deren Eroberung sein Ruhm sich gründete, holländische Garnisonen einrücken zu lassen, zur Vertheidigung gegen seine eigenen künftigen Angriffe, und selbst der deutschen Auslegung des Münsterschen Friedens gemäß, Straßburg und die zehn Städte zu missen, jene ganze für Angriff und Abwehr militärisch überlegene Stellung, die er im obern Rheinthale eingenommen hatte, wieder aufzugeben. Das war noch nicht Alles, was man jetzt von ihm verlangte, aber schon darin lag doch ein Rückgang von unendlicher Bedeutung auf dem so lange verfolgten Wege der Macht. Und außerdem, welch eine dem französischen Interesse

überaus widerwärtige Verfaſſung hätte das Syſtem der europäiſchen Staaten angenommen! Nach der Eroberung von Ungarn, welches nach und nach ſich unterwarf, ohne Gefahr von den Türken, die in die ruſſiſch-ſchwediſchen Händel verwickelt waren, würden die beiden öſterreichiſchen Brüder, im Beſitze des Kaiſerthums und Spaniens, Frankreich ſo mächtig umfaßt haben, wie jemals ihre Vorfahren auf den beiden Thronen. Oeſterreich beherrſchte Italien, wie denn der Papſt ſich ſo eben dem Willen des Kaiſers hatte unterwerfen müſſen; in Deutſchland hatte es die Proteſtanten nicht gegen ſich, wie ehedem, ſondern für ſich; dieſe ſahen in dem verfolgenden Katholicismus Ludwigs XIV. ihren großen Gegenſatz in der Welt. Durch die Schleifung von Dünkirchen, zu der ſich Ludwig XIV. ebenfalls verſtehen wollte, wurden Holland und England vollends Herren des Canals; ſie waren überhaupt die Meiſter auf allen Meeren: der Beſitz von Gibraltar und Minorca ſicherte der engliſchen Marine die Oberhand auf dem Mittelmeer. Wie dann, wenn dieſer Bund, der ſich in der Freundſchaft einiger vorwaltender Perſönlichkeiten repräſentirte, auch fortan wie bisher zuſammenhielt? Europa hätte von Frankreich nichts mehr zu fürchten gehabt. Jene die franzöſiſche Macht zurückdrängende Combination, welche Richelieu vor nunmehr achtzig Jahren mit ſo großer und ſo gefahrvoller Anſtrengung durchbrochen hatte, wäre wieder erneuert worden.

Ludwig XIV. war dahin gebracht, ſich den gegenwärtigen Verluſten zu unterwerfen und den künftigen Gefahren bloßzuſtellen.

So lauten ſeine Erklärungen: es war die unvermeidliche Nothwendigkeit. Mit den Streitkräften von Frankreich, wie

ſie damals waren, vermochte er nicht ihr zu widerſtehen, wenn nicht eine günſtige Wendung der Dinge von anderer Seite her ihm zu Hülfe kam.

Die erſte glückverheißende Nachricht traf nach vielen unerwünſchten aus dem ſchon faſt aufgegebenen Spanien ein.

Da hatten im Juli und Auguſt 1710 die Verbündeten, durch die Ankunft neuer kaiſerlicher Regimenter verſtärkt und ermuthigt, über die ſich ſelbſt überlaſſenen caſtilianiſchen Führer einen Vortheil nach dem andern davongetragen. Sie hatten in zwei Feldſchlachten, bei Almenara und Saragoſſa, den Sieg behauptet und Saragoſſa ſelbſt in Beſitz genommen. Vertrauend auf dieſe Ueberlegenheit, der es an Erfolg nicht fehlen könne, forderte der engliſche General Stanhope zu einem neuen Unternehmen gegen Madrid auf. Die übrigen Führer, am ausdauerndſten Carl von Oeſterreich ſelbſt, ſetzten ſich, in Erinnerung an die früher gemachten Erfahrungen, entgegen; da aber Stanhope über die Geldmittel verfügte, ſo mußten ſie alle und der Fürſt ſelbſt ſeinem gebieteriſchen Starrſinn folgen. Er behauptete, durch ſeine Inſtruction zu einem entſcheidenden Unternehmen verpflichtet zu ſein: überdieß hatte er einen ſonderbaren finanziell-politiſchen Geſichtspunkt gefaßt. Er meinte, den Einwohnern von Madrid eine Zwangsanleihe auflegen zu können: was ſie dann durch ihr eigenes Intereſſe an die Sache deſſen, dem ſie ihr Geld geliehen hätten, knüpfen würde.[1] Und ohne alle Widerſtand drang das Heer nach Madrid vor; der öſterreichiſche König nahm ſeinen Sitz im Pardo, Alles beugte und unterwarf ſich; allein an ein wirkliches Anſchließen war dießmal ſo wenig wie früher zu denken. Carl III. fand, daß

[1] Aus dem Protocoll des Kriegsrathes zu Siguença bei Arneth Leben des Feldmarſchalls Guido Stahremberg S. 596.

ſeine Hauptſtadt eine Wüſte ſei. Niemals waren die Straßen von Madrid ſo menſchenleer, ſeine Plätze ſo öde geweſen: alle Kaufläden waren geſchloſſen. An jene Anleihe war auch deßhalb nicht zu denken, weil nicht nur die Generale und der Adel, ſondern auch die einigermaßen begüterten Bürger dem bourboniſchen König, den ſie für ihren wahren König hielten, nach Valladolid gefolgt waren. Die durch die proteſtantiſchen Hülfsvölker ſeines Gegners, welche ſich nicht von allen Gewaltſamkeiten gegen die Kirchen abhalten ließen und als Ketzer verabſcheut wurden, aufgeregte altkatholiſche Geiſtlichkeit Caſtiliens kam Philipp V. zu Statten. In der Mitte eines von religiöſer und politiſcher Hingebung durchdrungenen Volkes lehnte dieſer Fürſt die ihm von ſeinem Großvater kommenden Anmuthungen ab; ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er ſich dann auf keine weitere Unterſtützung deſſelben Rechnung machen dürfte. Eine jedoch, die von größter Bedeutung war, hatte Ludwig XIV. noch bewilligt; er hatte Vendome, damals ohne Zweifel den geiſtvollſten und kriegsgewandteſten ſeiner Generale, nach Spanien gehen laſſen. Unter der obwaltenden Stimmung der Bevölkerung ward es Vendome nicht ſchwer, in Kurzem ein Heer von mehr als 20,000 Mann um ſich zu verſammeln, gegen welches, da es namentlich durch Reiterei überlegen war, die Verbündeten das Feld nicht behaupten konnten. Als ſie ihren Rückzug antraten, in drei verſchiedenen Abtheilungen, zwiſchen Tajo und Tajuna, nach Aragonien hin, eilte ihnen Vendome, in Begleitung des Königs, mit der ihm eigenen Geſchwindigkeit nach; er holte Stanhope in Brihuega ein, und zwang denſelben, nach tapferer Gegenwehr, ſich mit den Schaaren, die um ihn waren, zu ergeben: gleich darauf griff er bei Villaviciosa Stahremberg an, der das Schlachtfeld behauptete, aber

ſeinen ferneren Rückzug mit Zurücklaſſung ſeines Geſchützes erkaufen mußte (10. Dec. 1710). Bald darauf zog Philipp V. wieder in Saragoſſa ein; er war aufs neue Herr im Lande; Carl III. war auf Barcelona und Taragona beſchränkt.

Wir bemerkten, wie bedeutend Spanien bei der Allianz von 1673, ſelbſt bei den Combinationen von 1688, hauptſächlich durch die aus einheimiſchen Erwägungen hervorgegangene teſtamentariſche Anordnung Carls II., in die geſammten europäiſchen Staatsverhältniſſe eingriff; der Stolz der Caſtilianer war nicht eitel, ihr Beharren nicht ohne Thatkraft; von hoher maßgebender Wichtigkeit mußte es jetzt werden, daß das allgemeine Uebergewicht der Verbündeten wenigſtens an Einer Stelle durch einen großen Verluſt unterbrochen wurde.

Ludwig XIV. war auf der Jagd, als ihm die Botſchaft von der Schlacht bei Villaviciosa zukam; er gab ſein Wohlgefallen über die männliche Haltung, die ſein Enkel dabei beobachtet habe, zu erkennen; die dreihundert jungen Damen von St. Cyr, wo ſich Frau von Maintenon aufhielt, ſammelten ſich zu einem Lobgeſang. Alles athmete nach ſo langer Traurigkeit auf.

Ein anderes Begegniß von europäiſcher Bedeutung war der plötzliche Tod des Kaiſers Joſeph (17. April 1711), ohne daß männliche Nachkommenſchaft von ihm hinterblieben wäre. Sein Erbe in den Erblanden, wahrſcheinlicher Nachfolger im deutſchen Reich, war eben derſelbe Carl III., den die Verbündeten als König von Spanien anerkannten. Zunächſt faßte dieſer Fürſt die Hoffnung, alle Kronen und Reiche ſeines glorreichen Ahnherrn, Kaiſer Carl V. (in Spanien I.) auf ſeinem Haupte zu vereinigen. Den Cataloniern verſprach er, die geſammte Monarchie mit ihrer Hülfe zu erobern: den

Verbündeten ließ er vorstellen, ohne den mindesten Verlust müsse dieselbe dem Erzhaus heimkommen, man würde von den einmal gefaßten Planen nicht abweichen, ohne sich dem Untergang auszusetzen. Und noch schien die englische Regierung gleichen Sinnes zu sein; sie antwortete, sie werde alle Verbündeten zu fester Eintracht und standhaftem Ausharren anmahnen.[1]

Lag es aber nicht am Tage, daß die Wiederherstellung eines Gesammtreiches, das früher die europäische Welt mit der Universalmonarchie bedroht hatte, nicht in dem Plan einer Allianz liegen konnte, die durch die Absicht, die Unabhängigkeit der einzelnen Mächte herzustellen, gegründet war und zusammengehalten wurde?

Schon enthielt jene Erklärung der Engländer mehr eine Nachwirkung der früher gefaßten Beschlüsse, als die damalige Gesinnung der Regierung. In deren Mitte war eine Umwandlung von Grund aus vor sich gegangen, welche auch eine Veränderung der politischen Gesichtspunkte herbeiführen mußte.

Mitten in den schwersten Bedrängnissen, die über Frankreich lagen, erschien plötzlich die Aussicht des Friedens.

Siebentes Capitel.

Friede von Utrecht.

In Königin Anna von England lebte noch etwas von den Ideen und Gefühlen der Stuarts. Sie war ursprünglich den Torys zugethan, da aber der Krieg gegen Frankreich, den

[1] Brief von Gallas 1. Mai 1711 bei Arneth Stahremberg 669.

die eifrigſten Torys verdammten, nun einmal geführt werden mußte, — er war die Verlaſſenſchaft Wilhelms III. — näherte ſie ſich den Whigs, durch deren Eifer allein die Mittel, ihn zu führen, herbeigeſchafft werden konnten. Ihre Idee war alsdann, mit den gemäßigten Männern aus beiden Parteien und dadurch über dieſelben zu regieren: [1] ſie hatte einen vollkommenen Begriff davon, daß die fürſtliche Gewalt nie einer Partei dienen ſoll: aber nur vergeblich ſträubte ſie ſich gegen das Unvermeidliche. Im Jahr 1706 war ſie genöthigt, einige der entſchiedenſten Whigs in die Verwaltung aufzunehmen; im Jahr 1708 den Oberhäuptern des Bundes, zu dem ſich die vornehmſten Whigfamilien vereinigt hatten, die oberſten und einflußreichſten Stellen einzuräumen; der kriegeriſche Beſchluß von 1708 ward ihr durch die Uebermacht der Whigs aufgenöthigt. Das ununterbrochene Kriegsglück, das den großen Kriegsführer zu der höchſten Stufe des Anſehens erhob, die einem Unterthanen leicht zufallen kann, die Reihe ſeiner Feldzüge, von denen jeder nachfolgende, wie man im Parlamente geſagt hat, ein Ruhmgefährte des vorhergehenden war, dienten doch dazu, die Königin von England ſelbſt, die Gebieterin, wie ſie genannt wurde, der freien Verfügung über den Staat zu berauben.

Man kann es nicht wunderbar finden, wenn ſie dieß ihr von alten Gegnern auferlegte Joch zu tragen müde ward. Aber damit miſchte ſich auch ein ſehr perſönliches Verhältniß. Ihre erſte Ehrendame, Lady Marlborough, welche die Sache

[1] In Coxe's Marlborough finden ſich mehrere Schreiben von ihr in dieſem Sinne; z. B. II, 137 making a partyman secretary of state, is throwing myself in the hands of a party. Sie ward doch dazu genöthigt.

der Whigs mit einem hartnäckigeren Eifer als ſelbſt ihr Gemahl verfocht, ward ihr durch ihre Anmaßungen unerträglich, und ſie entſchloß ſich, dieſelbe zu entlaſſen. Daß eine häusliche Vertraute von entgegengeſetzter Geſinnung an deren Stelle trat, war zugleich ein politiſches Ereigniß;[1] die Königin begann den herrſchenden Männern mit Nachdruck und Standhaftigkeit zu widerſtreben; Abtrünnigkeit in den Reihen der Partei ſelbſt, Gährungen im Volke gegen ihre kirchlichen Grundſätze belebten den Muth der Gegner der Whigs; die Intereſſen der durch die anwachſenden Kriegsauflagen gedrückten Landeigenthümer kamen ihr zu Statten: in dem Augenblicke, als die Verbündeten jene Vorſchläge des Königs von Frankreich zurückwieſen, welche deſſen tiefſte Erniedrigung bezeichneten, ward die Grundlage ihrer Uebermacht in der Welt ſo zu ſagen, unter ihren Füßen weggezogen; Königin Anna entließ das Whig-Miniſterium, und ſetzte Männer ihrer urſprünglichen Geſinnung, wie Harley, der Vielen als der Urheber der ganzen Veränderung erſchien, und Bolingbroke, an deren Stelle. Wollten ſich dieſe aber behaupten, ſo leuchtet ein, daß ſie den Krieg, deſſen Fortſetzung ihren Feinden einen erneuerten Einfluß gegeben hätte, zu endigen ſuchen mußten.

[1] Es mag wohl angemerkt werden, wie der Venezianer Carlo Ruzzini (Relationè del congresso d'Utrecht 1713, Ms.) dieſe Verhältniſſe auffaßt. Harley, huomo die gran testa sorti di guadagnare la gratia della regina, con cui credesi che di lunga mano passassero non conosciute intelligenze e se ne rendeva l'instrumento Mme. Masham. Dem Herzog und der Herzogin giebt auch Ruzzini Geldgier und Uebermuth Schuld. Con autorità eccedente mettevano leggi di soggezzione, anche nelle cose sue domestiche ed i piazeri della sovrana. Ella dunque al fine troncò la toleranza ed i consigli nascosti di Harley formarono il disegno, fomentando il corraggio per exequirlo.

Es war dießmal nicht wie früher, daß Ludwig XIV. von den wider ihn ſtreitenden Mächten die eine oder die andere auf ſeine Seite gezogen hätte: in der vornehmſten derſelben erhob ſich ohne ſein Zuthun eine politiſche Partei, welche, um feſten Boden zu gewinnen und Wurzel zu ſchlagen, zu ihrer eigenen Erhaltung auf den Frieden dachte.

Noch beſchäftigte man ſich in Paris mit den Vorbereitungen zu dem nächſten Feldzug, der gefährlich zu werden drohte, und fühlte auf das bitterſte die Schwierigkeiten, welche es hatte, die zu demſelben nöthigen Mittel herbeizuſchaffen, als der Vertraute eines engliſchen Miniſters bei Torcy erſchien, und ihn fragte, ob Frankreich einen beſondern Frieden mit England ſchließen wolle. Es war eben, ſagt dieſer, als wenn ein gefährlich Kranker gefragt würde, ob er geheilt zu werden wünſche.

Die erſten einigermaßen poſitiven Eröffnungen wurden in das tiefſte Geheimniß gehüllt.[1] Eines Abends im Juli 1711 fand der engliſche Dichter Mathew Prior, der ſchon am Frieden von Ryswik Theil genommen hatte und in dem vertrauteſten Freundſchaftsverhältniß zu Bolingbroke ſtand, eben von England herübergekommen, Einlaß in die Gärten von Verſailles, wo er zuerſt Frau von Maintenon ſah, dann den König, dann beide zuſammen auf einem Spaziergang; er konnte ſich ihrer Geneigtheit, auf die Geſichtspunkte des engliſchen Miniſteriums einzugehen, perſönlich verſichern. Eben ſo geheimnißvoll verfügte ſich ein franzöſiſcher Bevollmächtigter, der

[1] Vgl. den Auszug aus einer damals verbreiteten Flugſchrift: A new journey to Paris, deren apokryphe Form nur dazu dienen ſollte, dem Publikum wie man ſagt den Puls zu fühlen. Tindal: Continuation of Rapin IV, 220.

als der Handelsverhältniſſe beſonders kundig galt, des Namens Mesnager, nach England. Zur Audienz bei der Königin, die in Windſor ſtattfand, ward er von Bolingbroke ſelbſt eine verborgene Treppe hinaufgeleitet, eine Kammerfrau meldete ihn an. Wie eine Intrigue der Komödie begann das große Geſchäft des Friedens, der Europa beruhigen ſollte.

Die Vorausſetzung war, ohne daß darüber viel verhandelt worden wäre, daß Spanien dem König Philipp verbleiben ſollte. Es ihm entreißen zu wollen, würde bei der feſten Stellung, die er wieder inne hatte, den Krieg ins Unabſehliche verlängert haben. Die engliſchen Miniſter begannen damit, daß ſie die Kriegführung auf die Punkte beſchränkten, auf welche es für die Intereſſen des engliſchen Handels ankam, Port Mahon und Gibraltar.

Aber es leuchtet ein, denn man erkannte ihr Vorhaben auf der Stelle, ſo geheim ſie es auch hielten, daß ſie dadurch mit dem ausgeſprochenen Willen der bisherigen Legislatur in Widerſtreit geriethen.

Auf die Thronrede, welche die Sitzung von 1711 eröffnete, in welcher lebhafte Friedenshoffnungen kund gegeben waren, antwortete das Oberhaus in ſeiner Adreſſe mit der Erklärung, daß ſich kein ehrenvoller und ſicherer Friede denken laſſe, wenn Spanien und Weſtindien einem Zweige des Hauſes Bourbon verbleiben ſollten: ein Ausſpruch, der jeden Schritt auf dem eingeſchlagenen Wege unmöglich machte, und das Beſtehen des Toryminiſteriums gefährdete.[1] Aber man brauchte den Widerſpruch der Pairs dießmal nicht zu fürchten. Die Miniſter hatten den Muth gehabt, zu neuen Wahlen ſchreiten

[1] Die Stimmung ergibt ſich beſonders aus den Briefen von Swift.

zu laſſen, aus denen ein Unterhaus, deſſen Mehrheit auf ihre Seite trat, hervorgegangen war: die Adreſſe, die es erließ, war ganz im Sinne der Thronrede: die Kriegsluſt der Gegner wird darin von ihren perſönlichen Abſichten hergeleitet. Und gegen die Feindſeligkeit des Oberhauſes, die doch nur auf dem Uebergewicht weniger Stimmen beruhte, gab es ein conſtitutionelles Mittel. Die Königin ward zu dem ungewöhnlichen Schritt bewogen, auf einmal zwölf neue Pairs zu ernennen, wodurch ſich auch hier eine Mehrheit zu Gunſten des Friedens bildete, und jedes Hinderniß fernerer Unterhandlungen aus dem Weg geräumt wurde. Der große Kriegführer, von dem man ſo eben gemeint hatte, er denke ſich vollkommen zum Meiſter von England zu machen, ward aller ſeiner Aemter beraubt.

Da bei den Abſtimmungen ein gewiſſer Einfluß auswärtiger Geſandten zu Tage kam, ſo wandte ſich der Widerwille der Toryminiſter auch gegen dieſe und gegen die Mächte, welche ſie repräſentirten.[1] In eine höchſt unangenehme Stellung gerieth Prinz Eugen von Savoyen, der die erſten Monate des Jahres 1712 in London zubrachte. Das Volk ehrte ihn, die Königin überreichte ihm einen prächtigen mit Diamanten beſetzten Degen: auf die Politik aber gewann er nicht den mindeſten Einfluß: war er es ja doch eben, der als die vornehmſte Stütze Marlboroughs betrachtet wurde. So wunderbar

[1] Graf Oxford an Stafford: the general (Marlborough) and the foreign ministers have united to blow up this. Ruzzini bemerkt von den Kaiſerlichen „tentarono tutti i mezzi publici e coperti contra il nuovo ministero. Die Briefe des Grafen Gallas, welche den Miniſtern zu Geſicht kamen, lauteten ſo anzüglich gegen ſie ſelbſt und gegen die Königin, daß ſie plötzlich allen Verkehr mit demſelben abbrachen. (Arneth Leben Eugens II, 188.)

wandten ſich die Dinge, daß die Männer, welche die Gewalt in England nunmehr in Händen hatten, in den bisherigen Verbündeten des Landes Feinde, in dem bisherigen Feinde einen Verbündeten, wie nach innen ſo nach außen, ſahen.

Auf dieſem Umſchwung der Dinge beruhen die Unterhandlungen, welche zum Frieden von Utrecht geführt und den europäiſchen Verhältniſſen wieder eine feſte Geſtalt gegeben haben.

Ein entſcheidendes Moment hiefür lag darin, daß der Widerſtand, welchen Spanien den Waffen der Verbündeten und dem Haus Oeſterreich entgegenſetzte, nicht ſo ſehr von der Theilnahme von Frankreich, als von dem eigenen Entſchluß und der eigenen Anſtrengung von Caſtilien herrührte. Wenn es ein unabhängiges Spanien geben ſollte, ſo ſtanden die neuen Miniſter, welche Philipp V. auf dem Throne dieſes Landes erhalten wollten, der Wahrheit der Thatſachen näher, als ihre Gegner, durch die es ein Anhang der öſterreichiſchen Monarchie geworden wäre.

Nur mußte für den erſten Fall eine ſolche Beſtimmung der Erbfolge in dem ſpaniſchen Reich getroffen werden, daß eine Union deſſelben mit dem franzöſiſchen für alle Zeit unmöglich wurde. Denn vornehmlich deßhalb war der Krieg von der engliſchen Nation unternommen worden, weil ſie eine ſolche nicht dulden wollte. Bolingbroke erklärte, die Sache ſei von ſo großer Bedeutung für England und Europa, für die Gegenwart und die Zukunft, daß der geringſte Fehler, den man dabei begehe, tödtlich werden könne.

Die Schwierigkeit der Feſtſetzung lag tief in den in Frankreich hergebrachten Anſchauungen und Gewohnheiten. Dem König Philipp war ſein Erbrecht auf den franzöſiſchen Thron

ausdrücklich vorbehalten worden, und die Franzoſen wollten von keiner Verzichtleiſtung auf daſſelbe hören: denn nach franzöſiſchem Staatsrecht folge der Nächſtberechtigte, ohne weitere Beſtimmung oder geſetzliche Verfügung, lediglich durch das Recht der Geburt, das Gott gebe und auch Gott nur nehmen könne: eine Verzichtleiſtung würde keine rechtliche Wirkung haben. Sie ſchlugen vor, daß man bei den Satzungen ſtehen bleiben möge, die das Teſtament Carls II. darbiete, nach welchem, wenn Philipp einmal den franzöſiſchen Thron beſteige, ſein jüngerer Bruder oder vielleicht das Haus Orleans auf den ſpaniſchen Thron gelangen ſolle.

Bolingbroke verwarf mit Lebhaftigkeit die Erwähnung dieſes Teſtamentes, welches ja den Anlaß zum Kriege gegeben habe; es würde eine Schande für England ſein, darauf zurückzukommen. Und wer ſtehe dafür, daß der Fürſt, der die ſpaniſche Krone beſitze und dann das Anrecht an die franzöſiſche erlange, ſich nicht ſeiner Macht bediene, um dieſe zu erwerben, und jene darum doch nicht fahren laſſe?

Der franzöſiſche Miniſter meinte der Sache dadurch beizukommen, daß Philipp ſich verpflichten ſolle, nicht erſt dann, wenn der franzöſiſche Thron eröffnet, ſondern ſchon dann, wenn er der nächſtberechtigte Erbe zu demſelben werde, ſeine Wahl zwiſchen beiden auszuſprechen. Bolingbroke erwiederte: dann könnte der Fall eintreten, daß er wähle, aber nach der Hand nicht an ſeiner Wahl feſthalte. Und wenn er nach franzöſiſchen Begriffen nicht Verzicht leiſten könne, wie dürfte er wählen?[1] In Frankreich möge man annehmen, was man wolle, in England werde immer die Ueberzeugung

[1] In den Memoiren von Torcy wird dieſer Verhandlungen gedacht, in der Correſpondenz von Bolingbroke treten ſie erſt in ihr volles Licht.

beſtehen, daß ein Fürſt ſein Recht zu Gunſten eines Andern aufgeben und dieſer alsdann durch garantirende Mächte bei dem, was ihm zukomme, geſchützt werden könne. Er verlangte die auf der Stelle auszuſprechende unbedingte Verzichtleiſtung Philipps V. und ſeiner Linie auf den franzöſiſchen, und die der übrigen erbberechtigten Linien des Hauſes Bourbon auf den ſpaniſchen Thron, ſo wie die Garantie dieſer Verzichtleiſtung durch die geſammten europäiſchen Mächte. Sollten die Franzoſen dabei Bedenken finden, ſo ſchlug er ihnen vor, Spanien und Indien noch zur Stunde an den Herzog von Savoyen aufzugeben, wogegen deſſen Staaten mit Montferrat, Mantua und Sicilien ohne bindende Verzichtleiſtungen auf die franzöſiſche Krone an Philipp V. gelangen möchten, ſo daß dem dereinſtigen Anfall derſelben an Frankreich nichts im Wege ſtehe.

Die große Frage des Jahrhunderts trat hier noch einmal hervor. Kommt dem einfachen Erbrecht eine abſolute Gültigkeit zu oder nicht? Iſt die Verzichtleiſtung auf einen Thron überhaupt niemals bindend? Haben die europäiſchen Mächte, die durch eine allzugroße Machtanhäufung in Einem Hauſe gefährdet werden, dabei ein Wort mitzuſprechen? Hat die Idee des europäiſchen Gleichgewichts einen realen Werth oder nicht? In vollſter Bedeutung erſcheint hiebei der Gegenſatz des perſönlichen Erbes und des Staates, der von den erſten Zeiten der germaniſchen Einrichtungen an die europäiſche Welt in Bewegung geſetzt hat.

Eine Abkunft war in dem vorliegenden Falle nicht ſo unmöglich, weil ſich die Verzichtleiſtung zunächſt auf Frankreich bezog, wo das abſolute Erbrecht vorlängſt durch das ſaliſche Geſetz eingeſchränkt war. Wenn man ſich in Frankreich

entſchloſſen hatte, aus Rückſicht auf Nationalität und Staat die Frauen von dem Thron auszuſchließen, warum ſollte nicht auch aus Rückſicht auf das europäiſche Recht und das Gleichgewicht eine anderswo regierende Linie des Hauſes, welche dieſes ſelber wünſcht, von dem Erbrecht ausgeſchloſſen werden dürfen? Daß ſich die Franzoſen einer Uebereinkunft dieſer Art widerſetzten, geſchah mehr wegen der beſonderen, bei ihnen in langen Kriegen zur Geltung gebrachten, nun allerdings in Fleiſch und Blut gedrungenen Form der Reichsvererbung, als weil ſie das allgemeine Erbrecht für unantaſtbar gehalten hätten, wie die Spanier ihrerſeits für ihren Thron.

Ludwig XIV. ſah ſich jetzt dahin gebracht, die franzöſiſchen Anſchauungen den europäiſchen Nothwendigkeiten nachzuſetzen: er gab ſeinem Enkel anheim, ob er die zuletzt angebotene Ausſtattung in Italien ohne Verzichtleiſtung auf ſein Succeſſionsrecht in Frankreich, oder den Beſitz des ſpaniſch-indiſchen Reiches mit Verzichtleiſtung auf das franzöſiſche Anrecht vorziehe. Das Erſte würde von dem Standpunkte des franzöſiſchen Staates an ſich ſogar noch wünſchenswerther erſchienen ſein. Philipp V. ſchwankte nicht lange. Die ſpaniſche Nation hatte ſich mit unendlicher Hingebung für ihn geſchlagen: ſollte er ſie jetzt verlaſſen? Er erklärte, er wolle mit ſeinen geliebten Spaniern leben und ſterben; dem Grundſatz des Gleichgewichts der europäiſchen Mächte zu Liebe [1] ſondere er ſeinen

[1] La maxima de asegurar in perpetuidad el universal ben y quietud de Europa en un equilibrio de potencias, de suerte que unidas muchas en una no declinase la balanza deseada in ventaja de una a peligro y rezelo de los demas. (Cedula de S. M. Catholica en que esta inserta su renuncia a la Succession de la corona de Francia bei Abreu XIII, 143.)

Zweig von dem königlichen Stamme von Frankreich ab; auf ihn und seine Nachkommen solle fortan bei der Succession in Frankreich so wenig Rücksicht genommen werden, als seien sie nie geboren, noch auf der Welt; ihr Recht solle übergehen zunächst auf seinen Bruder, den Herzog von Berry, und im Falle, daß dieser und sein Mannsstamm ausgehe, auf seinen Oheim, den Herzog von Orleans und dessen männliche, aus legitimer Ehe entsprungene Nachkommen, und so der Reihe nach auf die übrigen Prinzen vom königlichen Blut, nach der Ordnung, in der sie zur Krone berufen sein möchten. Diese Erklärung ward von Philipp V. vor dem Großnotar der castilianischen Reiche, in Gegenwart einer großen Anzahl von Zeugen aus den obersten Stellen am Hofe, Staat und Kirche, obenan des Großinquisitors, am 5. November 1712 ausgestellt, und vier Tage darauf von den versammelten Cortes angenommen. Entsprechende Verzichtleistungen auf ihr Anrecht an Spanien stellten die französischen Prinzen aus; Bolingbroke hätte gewünscht, daß sie von den Generalständen bestätigt würden; da die französische Regierung dieß unthunlich fand, so begnügte er sich mit der Anerkennung derselben durch das Parlament. In einer ungewöhnlich feierlichen Sitzung, zu der auch die Prinzen und Pairs berufen worden, beschloß das Parlament zu Paris das Patent, welches dem König von Spanien das Recht auf den französischen Thron vorbehielt, zurückzunehmen, und seine Renunciation auf die französische, so wie die des Herzogs von Berry und des Herzogs von Orleans auf den spanischen Thron zu registriren. [1]

Wohl ließ sich nach den Erfahrungen, die man gemacht

[1] St. Simon T. X, cap. 37, p. 465.

hatte, einwenden, daß durch alle dieſe Beſtimmungen doch die Theorie, nach welcher den Verzichtleiſtungen keine bindende Kraft zukomme, wenigſtens nicht für die Nachkommenſchaften, aufgehoben, noch unwirkſam gemacht werde; die Gegner des engliſchen Miniſteriums ſpotteten ſeiner vermeintlichen Vorkehrungen. Unläugbar iſt jedoch, daß die Feierlichkeit der Erklärungen, die Aufnahme derſelben in das Staatsrecht beider Nationen, endlich die in einem allgemeinen Vertrag ausgeſprochene Garantie der europäiſchen Mächte nicht ſo leicht zu beſeitigen waren. Aber das wirkſamſte Moment liegt, wenn wir nicht irren, noch jenſeit dieſer Formen. Es beſteht darin, daß die Verzichtleiſtungen innerhalb Frankreichs ein mächtiges Intereſſe hervorbrachten, welches von nun an der Reunion der beiden Kronen entgegenſtand. Daß der Anſpruch auf den franzöſiſchen Thron dadurch dem Haus Orleans zu Theil wurde, iſt von unberechenbaren Folgen für die Geſchichte von Frankreich geworden. Unmittelbar zur Seite des franzöſiſchen Thrones ward dadurch ein Recht geſchaffen, welches den Prinzen von Geblüt, und zwar am meiſten der vornehmſten und lebenskräftigſten Linie derſelben ein Intereſſe für England, gegen die in Spanien regierende Dynaſtie einflößte.[1] Wir wollen hier die Tendenzen der beiden engliſchen Parteien und ihr Verdienſt nicht erörtern: abgeſehen davon, wird man Bolingbroke, der den Gedanken dieſes Friedens inmitten der

[1] Daß dieß die Abſicht war, nicht allein der Erfolg, ergiebt ſich aus den Letters on history letter VIII, S. 239. Bolingbroke bezeichnet es als die Ausſchließung Philipps und ſeiner Nachkommen von dem ſpaniſchen Throne: creating an interest in all the other princes of the blood and per consequence a party in France itself for their exclusion, whenever the case should happen.

größten Verwirrung der Angelegenheiten faßte, über die Art und Weiſe, mit der er die Sache angriff und durchführte, ſeine Bewunderung nicht verſagen können. Wie weit erheben ſich ſeine Briefe über andere Denkmale des diplomatiſchen Verkehrs. Sie tragen den Stempel des Genius an ſich; niemals hat ein Staatsmann, deſſen Wirkſamkeit ſo kurze Zeit dauerte, einen durchgreifenderen Einfluß auf die Geſchicke Europas ausgeübt.

Ihm vor allem iſt es zuzuſchreiben, wenn Spanien weder ein Nebenland des Kaiſerthums, noch eine Secundogenitur von Frankreich wurde; die ſpätere Selbſtändigkeit dieſes Landes, ſo weit ſie realiſirt worden iſt, beruht auf den Feſtſetzungen dieſes Friedens. Aber auch um England erwarb ſich Bolingbroke ein Verdienſt; durch den Frieden iſt die commercielle Ueberlegenheit Englands über Spanien ſowohl, wie über Frankreich auf immer feſtgeſetzt worden.

England behielt jenen Felſen an der Meerenge, der ſich in den ſpäteren europäiſchen Conflicten unſchätzbar erwieſen hat, ſo wie in Portmahon eine zugleich gegen Spanien, Afrika und Südfrankreich gerichtete Station; es erwarb durch den Sklavenhandel und andere Vortheile des Aſſientotractats einen geſetzlichen Einfluß auf Südamerika, der das bisherige Syſtem von Spanien durchbrach und den Einwirkungen von Frankreich entgegen trat. Und zu nicht geringeren Zugeſtändniſſen als Spanien mußte Frankreich ſelbſt ſich verſtehen. Es gab nach daß das Meer, welches England umfluthet, als das britiſche bezeichnet wurde. Die Engländer erreichten was ihnen bisher immer mit gutem Bedacht verweigert worden war: — in ihrem Handelsverkehr mit Frankreich wurden ſie den meiſt begünſtigten Nationen gleich geſtellt; ſie nahmen in Folge davon

an den Vorzügen Theil, welche die Holländer früher beſaßen und jetzt wieder erwarben. Wie hatte es die erſten Jahre Ludwigs mit ſo großen Erwartungen erfüllt, daß er Dünkirchen an ſich brachte und befeſtigte: aber jetzt mußte er einwilligen, ſein eigenes Werk zu zerſtören, Hafen und Feſtungen. Jenſeit des Weltmeers ließ er ſich den Verluſt von St. Chriſtoph und ſehr ungünſtige Gränzbeſtimmungen der nordamerikaniſchen Beſitzungen gefallen.

Fürwahr, gering war der Preis nicht, um welchen Ludwig XIV. ſeinen Enkel auf dem Thron von Spanien behauptete. Und indem er in langer und wechſelnder Unterhandlung endlich zu dieſer Abkunft gelangte, war es noch ſehr zweifelhaft, ob die übrigen Mächte ihr beitreten würden. Es ward darüber ſogar noch einmal im Felde geſchlagen.

Die Abſicht der Kaiſerlichen und der Holländer, die eben im Gegenſatz mit der Politik des engliſchen Miniſteriums ſich auf das engſte vereinigt hatten, ging dahin, die Unterhandlungen derſelben, die ſie nicht hindern konnten, durch glückliche Kriegserfolge zu ſprengen. Und ſehr wohl gelang es ihnen mit ihrem Kriege. Quesnoy fiel in ihre Hand; Streifzüge wurden unternommen, die bis nach Soiſſons führten und in Paris das Gedächtniß an die Tage des Johann von Werth erneuerten.

In dieſem Augenblick aber ſchloſſen die Engländer Stillſtand mit Frankreich. Die Toryminiſter hielten es für gerechtfertigt und nothwendig, den Mächten, die mit ihren parlamentariſchen Gegnern verbündet waren, eben in einem Augenblick, der denſelben Glück verhieß, ihre Hülfe zu entziehen.

Ganz ſo entſcheidend, wie ſie meinten, ward nun das darum nicht, weil der größte Theil der Armee aus Deutſchen

beſtand, welche zwar engliſchen Sold bezogen, aber da ſie von ihren Fürſten Kraft beſtimmter Verträge ins Feld geſtellt waren, doch auch einige Selbſtſtändigkeit behaupteten. Ohne Rückſicht auf das Wort und den Willen des engliſchen Oberbefehlshabers[1] ſchloſſen ſich dieſe faſt ohne Ausnahme, voran die Preußen unter dem Fürſten von Anhalt, dann die Hannoveraner, die einen Augenblick geſchwankt hatten, Sachſen, Heſſen, ſo wie die däniſchen Regimenter unter dem Prinzen von Württemberg, dem kaiſerlichen Heerführer Prinzen Eugen an, der dadurch ſtark genug wurde, in ſeiner Offenſive fortzufahren. Er hatte den Ehrgeiz, Landrecy zu belagern, vor deſſen Mauern zuweilen mächtige Kaiſer geſcheitert waren; er meinte, die Picardie ſeinen Contributionen unterwerfen, ſeine Winterquartiere daſelbſt aufſchlagen zu können; durch dieſes Thor hoffte er in das innere Frankreich vorzudringen. Man ſagt ſeinen Truppen nach, ſie hätten die Linien, durch welche ihr Hauptquartier mit dem Sammelplatze ihrer Vorräthe und Kriegsbedürfniſſe, Marchienne an der Scarpe, in Verbindung ſtand, als den Weg nach Paris bezeichnet.

Aber die Franzoſen hatten jetzt mehr Zuverſicht zu ihrer Sache gewonnen; die Unthätigkeit der Engländer verſchaffte ihnen an einigen bedrohten Punkten freie Hand; Villars, der ſie im Jahr 1712 abermals befehligte, faßte wieder den Muth, es auf eine Waffenthat ankommen zu laſſen; eben auf den Mittelpunkt jener Linien, Denain, warf er ſich am 27. Juli mit aller ſeiner Macht. Vor den Augen Eugens, der durch den Bruch einer Brücke gehindert wurde, über die

[1] Ruzzini: chiamava tutte le truppe — star unite a se stesso — sotto pretesto di sospender le paghe anzi di non satisfar li grossi resti.

Schelde zu kommen, ſtürmte er die bei Denain aufgeworfenen Verſchanzungen mit dem Schwert in der Hand und erfocht einen vollkommenen Sieg.

Daß er Paris gerettet habe, iſt ein ſein Verdienſt übertreibendes Wort, denn die Gefahren, welche der Hauptſtadt drohen konnten, waren noch ſehr ferne; aber Villars hatte den Ruhm, das zurückkehrende Glück der Franzoſen mit ſeinem Namen zu bezeichnen. Nicht allein mußte die Belagerung von Landrecy aufgehoben werden: Villars machte jetzt ſeinerſeits Eroberungen: er nahm Quesnoy, Bouchain, Douay. Was lange nicht erlebt worden war, man hängte wieder eroberte Fahnen in den Kirchen von Paris auf.

Den vornehmſten Erfolg durfte man darin ſehen, daß das Verſtändniß zwiſchen England und Frankreich befeſtigt, die Grundlage ihrer Verabredungen beſtätigt wurde.[1] Auf dem ſchon ſeit dem Anfang des Jahres nach dem Wunſche der Königin von England in Utrecht verſammelten Friedenscongreß machte man nunmehr Ernſt mit den Verhandlungen. Zunächſt ſahen ſich die Generalſtaaten in der Nothwendigkeit, nachzugeben. Von den Engländern verlaſſen, von den Kaiſerlichen nach der Niederlage bei Denain nicht mehr geſchützt, von den Franzoſen bedroht, erklärten ſie ſich bereit, den Frieden im Verein mit England zu ſchließen.[2] Im Jahr 1709 war ihnen die militäriſche Beſetzung der ſpaniſchen Niederlande, und der

[1] Wie Torcy an Bolingbroke ſchrieb, que le roi étoit persuadé que l'avantage que ses troupes venoient de remporter, feroit plaisir à la reine, puisque ce seroit un moyen pour surmonter l'obstination des ennemis de la paix.

[2] Extrait des registres des resolutions des états généraux 10. Decbr. 1712. Actes de la paix d'Utrecht II, 399.

dem König von Frankreich entriſſenen Gränzplätze unter dem Namen einer Barriere verſprochen worden: zu dieſen ſollten nicht allein Menin, Ypern, ſondern Tournay, Condé, Lille gehören. Es war ein Erſatz für die von den Franzoſen bewilligte Schleifung von Dünkirchen, wenn die Engländer von den beiden letztern abſtanden. Ludwig XIV. wünſchte auch Tournay zurückzubehalten, das ihm zur Deckung ſeiner Gränzen von großem Werthe ſei. Bolingbroke erwiederte, daß er aus Rückſicht auf ſeine heimiſchen Gegner ſo weit nicht gehen dürfe, aber er machte den Holländern Verzichtleiſtung auf jede weiterreichende Forderung zur Bedingung der Erwerbung dieſes Platzes.

So war überhaupt das Verhältniß. Das engliſche Miniſterium vermittelte zwiſchen ſeinen alten Verbündeten und dem König, den es früher mit ihnen bekämpft hatte, mit dem es aber jetzt einverſtanden war. Bei den Entſcheidungen, die es gab, mußte es jedoch auf vorangegangene Verpflichtungen und ſeine eigene Lage einige Rückſicht nehmen.

Dem Herzog von Savoyen, dem die Engländer die größten Sympathien widmeten, verſchafften ſie das Königreich Sicilien und, mit Ausſchluß aller öſterreichiſchen Anſprüche, die Anerkennung ſeines Rechts auf die ſpaniſche Monarchie bei dem Ausſterben der Linie Philipps V. Wenn Sicilien einmal nicht bei Spanien zu behaupten war, ſo hätte es Ludwig lieber ſeinem getreueſten Verbündeten, dem Churfürſten von Baiern, als Entſchädigung für Alles das gegönnt, was er in den Niederlanden aufgeben mußte, aber das war den Engländern nicht abzugewinnen.[1] Auch eine beſſere Gränze

[1] Ruzzini: Troppo bene merita l'Inghilterra per incontrare dis senso sopra cui palesasse vera premura.

mußte Ludwig XIV. dem Herzog zugeſtehen, zufrieden, daß er nicht Alles zu bewilligen brauchte, was Anfangs von ihm gefordert war. Die ausgeſprochene Abſicht der Engländer war, den Herzog, der nun als König erſcheint, ſo mächtig zu machen, daß er in Italien dem Haus Oeſterreich Widerſtand leiſten könne. Von den Kronen, die ihm einſt gegen Verzicht auf ſein Erbland angeboten worden, ward die eine ihm wirklich zu Theil, und zwar zugleich mit einer Erweiterung ſeines angeſtammten Gebietes und ſeiner Rechte. [1]

Auch die königliche Würde Preußens und die Vergrößerung dieſer Macht durch ein Quartier von Obergeldern auf den Grund alter Geldanſprüche an die ſpaniſche Monarchie gab Ludwig XIV. nach.

Auf allen Seiten gingen die, welche die Waffen gegen ihn getragen, ſtärker und mächtiger aus dem Kriege hervor; es war nicht anders, als daß auch der Macht von Oeſterreich eine anſehnliche Verſtärkung zuerkannt werden mußte. Wir wiſſen, welchen Werth es auf den Beſitz von Mailand legte; an dem Streit darüber hatten ſich alle Ausſöhnungsverſuche mit Frankreich gebrochen; als Kaiſer Joſeph ſeinem Bruder ſein Anrecht auf die ſpaniſche Krone abtrat, ließ er ſich bei dieſem in ſeiner Eigenſchaft als König von Spanien im tiefſten Geheimniß die Abtretung von Mailand zuſagen. [2] Die Uebereinkunft zwiſchen England und Frankreich ging dahin, daß Carl VI., welcher Spanien verloren hatte, aber nun zum Kaiſer erwählt worden war, Mailand, Neapel und die ſpaniſchen Niederlande behalten ſollte. Aber ſchon dieſe Zugeſtändniſſe

[1] Ruzzini: Si trovò felice à persuadere quanto volle e quanto le poteva giovare.

[2] Arneth, Leben von Guido Stahremberg 511.

verloren durch die Verstärkung von Savoyen und das den Generalstaaten eingeräumte Besetzungsrecht der wichtigsten niederländischen Festungen unendlich viel an ihrem Werth. Wie weit aber blieb das Anerbieten hinter den Hoffnungen zurück, die sich der kaiserliche Hof einst gemacht hatte. Carl VI. fühlte es als eine persönliche Kränkung, daß er Catalonien, welches ihm eine so große Hingebung bewiesen hatte und noch immer in den Waffen war, aufgeben sollte, ohne ihm auch nur seine Privilegien sichern zu können. Vornehmlich durch den Einfluß, den die herübergekommenen Catalonier auf den Kaiser ausübten, geschah, daß, indem Alles nachgab, und die zwischen Frankreich und England verabredeten Entscheidungen annahm, der Kaiser die Waffen in der Hand zu behalten beschloß. [1]

Ein großer Theil des Reiches stand dabei auf seiner Seite. Die vordern Reichskreise, durch ein besonderes Abkommen mit der großen Allianz vereinigt, hatten den Krieg mit Standhaftigkeit ausgehalten, ohne Subsidien, nur in der Hoffnung, durch eine haltbare Einrichtung der Gränzlande gegen Frankreich sicher gestellt zu werden; sie hatten auf die Herstellung des Elsaß, der Bisthümer und selbst der freien Grafschaft gerechnet. Auch waren die englischen Minister bei der Eröffnung der Unterhandlungen noch der Meinung, die Bestimmungen des westphälischen Friedens und zwar nach der deutschen Auslegung herzustellen: später hielten sie fest, daß wenigstens Straßburg von Frankreich zurückgegeben werden müsse. Nach und nach aber ließen sie diese Gesichtspunkte fallen. Wenn ihnen Ludwig XIV. an allen anderen Seiten

[1] Opposition faite par les plenipotentiaires dans les cercles. Lamberti VIII, 3.

ſo Vieles einräumte, ſo forderte er dafür eine minder eifrige Befürwortung der Intereſſen des Kaiſers.[1] Die Antipathie der Engländer, welche der Kaiſer in den Unterhandlungen auf ſich gezogen, fiel aber in ihren Wirkungen auf das Reich zurück. Vergebens beriefen ſich die Reichskreiſe auf das geheiligte Königswort, die unter dem großen Siegel des Landes verpfändete Ehre von England. Die Toryminiſter hielten für gut, die ihnen in Bezug auf Handel und Colonien von Frankreich gewährten Zugeſtändniſſe, deren ſie bedurften, um ſich zu behaupten, durch Nachgiebigkeit in Bezug auf die deutſchen Gränzen zu erwiedern.[2] Straßburg diente zur Ausgleichung für St. Chriſtoph und Neufoundland. England erklärte endlich, daß in Utrecht nicht der weſtphäliſche Friede, ſondern der Ryßwik'ſche, der durch beſondere Umſtände für das Reich ſo höchſt ungünſtig ausgefallen war, zu Grunde gelegt werden ſollte.

Da die Franzoſen zugleich den Kaiſertitel Carls VI. anfochten und andere die deutſche Ehre kränkende Forderungen aufſtellten, ſo wurden die Verhandlungen auch von Seiten des Reichs abgebrochen, der Krieg fing wieder an.

An ſich war es für Kaiſer und Reich unendlich ſchwer, getrennt von England und Holland, den wieder ſiegreichen Heeren der Franzoſen zu widerſtehen: doch wäre es wohl

[1] Bolingbroke an Stafford 21. Nov. 1712. We may depend on every thing reasonable for the States for H. R^l. Highness (Savoy) and for all the alleys except the emperor, at whose expense the peace is likely to be made as the war has been at ours. Einer Nachgiebigkeit in Beziehung auf den Handel fügte Torcy die Erwartung bei von „moins de vivacité pour soutenir les demandes de la maison d'Autriche."

[2] Bolingbroke, Lettres, I, 441.

möglich gewesen, wären nicht zu gleicher Zeit die mächtigsten und streitbarsten Reichsfürsten im Norden und Osten durch den schwedischen Krieg beschäftigt worden. Wie seit siebzig Jahren so oft, gereichte auch dießmal diese Combination dem Reiche zum Verderben. Indem die Deutschen auf der einen Seite Stettin von Schweden loszureißen suchten, verloren sie auf der andern Landau und Freiburg durch die Franzosen. Es war nicht Absicht Carls XII., aber die unvermeidliche Folge der von ihm herbeigeführten Verwickelungen, daß jene Stellung, die er für unverträglich mit der Freiheit von Europa hielt, nun doch von Ludwig XIV. behauptet wurde.

Alle europäischen Verhältnisse wirkten zusammen, um den Frieden, welchen Frankreich wünschte, auch für Kaiser und Reich unvermeidlich zu machen.

Die beiden Generale, welche mit hohem Ruhm einander im Felde gegenüber gestanden, Eugen und Villars, wurden ausersehn, um über den Frieden zu unterhandeln. Sie kamen hiezu im Schlosse zu Rastatt, jedoch mit Instructionen die noch sehr weit auseinander gingen, zusammen. Aber Niemand war so tief wie sie selbst von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt: endlich vereinigten sie sich auf Bedingungen, die für beide Theile annehmbar schienen: ihre Autorität und ihre Rathschläge brachten, wiewohl nicht ohne einigen Widerstand, ihre Höfe dazu, dieselben zu unterschreiben. (März 1714.)

Ludwig XIV. hatte gemeint, den Churfürsten von Baiern zum König von Sardinien, wenn nicht von Sicilien zu erheben: er mußte einwilligen, daß diese Insel an den Kaiser überging, der sich dafür zur Herstellung der beiden Brüder von Baiern und von Cöln in ihre Besitzthümer anheischig machte. Auch auf der Herausgabe von Mirandula und Mantua

beſtand Ludwig XIV. nicht mehr. Die überrheiniſchen Feſten Freiburg, Breiſach und Kehl gab er heraus, und verſprach die auf der Rheininſel und Hüningen gegenüber errichteten Befeſtigungen zu ſchleifen: aber er behielt das Elſaß, und verſtärkte es durch den Beſitz von Landau. Die Ryßwiker Clauſel, welche durch ein plötzlich zu Tage kommendes Einverſtändniß mit Oeſterreich[1] aufrecht erhalten wurde, blieb auch in den Gebieten, die er früher zurückgegeben hatte, ein Denkmal ſeiner Herrſchaft, verhaßt den Proteſtanten und ein Zunder zu neuem Hader. In dieſen Schlußverhandlungen ſetzte Ludwig XIV. noch einmal ſeinen Willen durch.

In weltumfaſſenden Abſichten hatte er den Krieg unternommen; eine Vereinigung überlegener Kräfte hatte ihn an den Rand des Verderbens gebracht; der Umſchwung der europäiſchen Politik rettete ihm eine große Poſition. Zur Herrſchaft über die Welt war Frankreich nicht gelangt, aber es blieb die größte Macht des Continentes.

[1] Bolingbroke erinnert Stafford, 25. März 1714, daß England gegen dieſe Clauſel (that scandalous clause) geweſen ſei.

Sechzehntes Buch.

Innere Angelegenheiten in den späteren Jahren Ludwigs XIV.

Digitized by Google

Rückblick und Uebergang.

Ludwig XIV. betrachtete den Erbfolgekrieg als seine eigene persönliche Sache; durch seine Rechtsansichten und seinen Ehrgeiz, Beschlußnahmen, die hauptsächlich in ihm selbst einen historischen Grund hatten, und tief im Innersten seines Wesens wurzelten, in den Momenten des Zweifels und der Krisis sein entscheidendes Wort, war derselbe hervorgerufen worden: entfernt von den Schauplätzen des Krieges nahm er doch den lebendigsten Antheil an seiner Führung. Mit wenigen Vertrauten, einem höchst ergebenen Minister, einem erprobten Kriegsverständigen entwarf er die Plane der Feldzüge; durch seine unmittelbare Thätigkeit wurden die Mittel der Kriegführung herbeigeschafft; er wählte die Feldherrn und gab ihnen ihre Anweisung; täglich liefen deren Berichte an ihn ein, die ihm nie zu ausführlich sein konnten. Man sieht ihn gleichsam, den Blick auf die Landcharte geheftet, die Bewegungen der Heere begleiten; er erwägt das Verhältniß nicht nur der feindlichen Macht zu der seinen, sondern der einzelnen Abtheilungen der Truppen zu einander, die relative Stärke der verschiedenen Waffengattungen, jeden Mangel und die Mittel ihn zu ersetzen. Mit einem andern eben so vertrauten und ergebenen Minister

wurden die auswärtigen Verständniſſe und Verbindungen erwogen, die allezeit entſcheidenden Einfluß auf die militäriſchen Bewegungen haben. In ſeinem Cabinet vereinigten ſich alle Momente der großen ſich vollziehenden Begebenheit; er allein beſaß den vollen Ueberblick der einzelnen Handlungen und ihrer Bedeutung für das Ganze. Seine Schreiben und Anordnungen athmen eben ſo viel ruhige Umſicht wie ſtetige Application, zuweilen perſönliche Vorliebe für den einen und den andern ſeiner Führer, eine gewiſſe Ueberlegenheit über alle, die ihm aus ſeiner Stellung entſpringt, niemals Leidenſchaft; nicht eben militäriſchen Genius, aber mannigfaltige Einſicht, und vor Allem Methode und Fleiß, die hier beſonders unentbehrlich ſind, denn Alles iſt ein einziges, in einem großen Zuſammenhang vorſchreitendes, oder in vielfachen Conflicten zurückgedrängtes Unternehmen.

Wenn man, abſehend von den einzelnen Vorfällen und ihrer materiellen Verkettung, den allgemeinen Urſachen nachforſcht, welche die Unfälle der Franzoſen herbeiführten, ſo darf man ausſprechen, daß das Unternehmen Ludwigs zu groß für ſeine Kräfte war. Die Stellung, welche er nach der Anerkennung Philipps V. zugleich in Frankreich und den verſchiedenen Provinzen der ſpaniſchen Monarchie, über die er gebot, einnahm, hatte einen ſo unermeßlichen Umfang zu Land und zur See, daß ſie nur durch die lebendigſte Mitwirkung aller Unterthanen der einen wie der andern Krone, eine gleichmäßige und populäre Anſtrengung derſelben ſich hätte behaupten laſſen. Der Krieg war ein Krieg der Dynaſtie, der mit den zwar erhöhten, aber doch das Gewohnte nicht in dem hiezu erforderlichen Maße überſteigenden Kräften geführt wurde. Vom erſten Anfang an reichten ſie nicht hin. Man darf behaupten,

daß der Ausbruch des Krieges in Italien, von welchem alles andere abhing, hätte verhindert werden können, wenn die venetianiſchen Päſſe und Clauſen, durch welche der kaiſerliche Heerführer vordrang, beſetzt worden wären; dieſe Verſäumniß aber rührte nicht ſo wohl von Rückſicht auf die venetianiſche Neutralität her, die von keiner Seite geachtet wurde, als von dem Mangel der zu einer nachhaltigen Beſetzung derſelben erforderlichen Truppenzahl. So ward Vendome ſpäter aus den Alpen abgerufen, weil man ſeiner Armee gegen Piemont bedurfte. Im Jahr 1706 wäre vor allem für die franzöſiſche Kriegführung nothwendig geweſen, die deutſchen Heere jenſeit der Etſch zu beſchäftigen, oder jenſeit des Po anzugreifen, um freie Hand gegen Turin zu behalten: dazu reichten aber die Streitkräfte nicht hin. Die Franzoſen waren verloren, als ihre Feinde ſich vereinigt hatten. Die entſcheidende Niederlage an der Donau haben ſie dadurch über ſich herbeigezogen, daß ſie nicht am Oberrhein eine hinreichende Macht aufſtellten, um die Stellung der Kaiſerlichen zu bedrohen, ſo daß Prinz Eugen dieſelben verlaſſen, und ſich mit den Engländern vereinigen konnte. Villars klagt, daß er ſeine beſten Leute im günſtigen Moment aus Deutſchland nach der Provence entſenden müſſe. Wie ganz anders würden die Dinge bei Ramillies gegangen ſein, wäre das franzöſiſche Heer nicht durch die Abſonderung einer großen Abtheilung, die nach dem Elſaß gegangen und noch nicht zurückgekommen war, geſchwächt geweſen. So war es ihnen im Jahr 1708 unmöglich, da ſie Brügge und Gent zu behaupten hatten, zugleich Lille zu entſetzen und die franzöſiſchen Gränzen zu vertheidigen. Und wenn dieß mit der Landmacht der Fall war, für welche die vornehmſten Anſtrengungen gemacht wurden, wie viel mehr

mußte es bei der Seemacht hervortreten. Durch die Unfähigkeit der französischen Marine, der englischen den Eintritt in die portugiesischen Häfen zu verwehren, wurde der König von Portugal entweder wirklich veranlaßt, auf die Seite der Verbündeten zu treten oder er konnte sich doch damit rechtfertigen. Er nahm dann den österreichischen Prätendenten des spanischen Thrones bei sich auf, und verlieh seinen Ansprüchen dadurch Wirklichkeit, daß er ihn nach Castilien führte. Die Ueberlegenheit der englischen Seemacht auf dem Mittelmeere hat die Ereigniſſe von Barcelona erst möglich gemacht. Genug, dem in der Verbindung mit Holland doppelt starken seegewaltigen England, der so eben in den türkischen Feldzügen ausgebildeten Militärmacht von Oesterreich, und den tapfern Heerschaaren der deutschen Fürsten, die sich um die Fahnen des Kaisers her vereinigten und aus der Verbindung mit den Handelsmächten finanzielle Hülfsquellen sogen, war Frankreich mit aller seiner Macht, mit aller seiner Liebe zum Ruhme und seinen Anstrengungen nicht gewachsen. Das alte Bundessystem bestand nicht mehr. Ludwig XIV. konnte weder, wie Franz I., die osmanische Seemacht, noch wie Richelieu, die schwedische Landmacht für sich aufrufen; durch die religiöse Haltung, die ihm die Erwerbung der spanischen Erbschaft erleichterte, hatte er die protestantischen Staaten, mit welchen in Allianz zu stehen mehreren seiner Vorfahren so überaus nützlich geworden war, von sich entfremdet. Die mindermächtigen europäischen Fürsten, welche anfangs gewonnen wurden, liebten ein Verhältniß nicht, das ihnen nur Pflichten der Unterordnung, und was vielleicht das unerträglichste ist, deren Gefühl und Bewußtsein aufnöthigte. Wenn die Franzosen durch die eigenen Hülfsquellen der spanischen Monarchie unterstützt zu werden

gehofft hatten, ſo haben ſie ſich darin nicht ganz getäuſcht; außer aller Berechnung und Erwartung aber lag der Ausbruch eines neuen Kriegs in der pyrenäiſchen Halbinſel ſelbſt, durch welchen es geſchah, daß die franzöſiſchen Streitkräfte, ſtatt von Spanien aus verſtärkt zu werden, daſelbſt eingreifen mußten und verbraucht wurden. Man hat häufig die Urſachen der Unfälle in der durch einen geheimen Einfluß veranlaßten falſchen Wahl der Heerführer geſucht und Intriguen des Hofes mit den großen Erfolgen in Verbindung gebracht. Aber von vorn herein leuchtet ja ein, daß kein Talent der Welt fähig geweſen wäre, die Mängel der allgemeinen Lage zu erſetzen. Und geborne Feldherrn vom erſten Range gab es in dieſem Augenblick nicht mehr. Woran es auch liegen mag, ob ſich bürgerliche Unruhen eher eignen, außerordentliche Talente hervorzubringen, als geordnete Regierungen, — denn am meiſten durch die Uebung der eingebornen Fähigkeit auf dem Gebiete freier Gegenſätze, im Kampfe ſelbſt erſtarkt der Geiſt, und entwickelt alle ſeine Kraft, — oder woher ſonſt das Geheimniß in dem Wechſel der Begabungen der verſchiedenen Generationen rührt: unerwartet erſcheint der Genius, oft aber wird er eben dann vermißt, wo man ihn am meiſten bedürfte. Beim Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekrieges lebte kein Condé noch Turenne, kein Crequy oder Luxemburg. Denn erſt eine Stufe tiefer möchten doch Catinat, ſo beſonnen und brav, Villars, ſo voll von glücklichem Unternehmungsgeiſt er war, Vendome, der ſeine glänzende Feldherrngabe durch Nachläſſigkeiten verdunkelte, zu ſetzen ſein. Dieſe aber, und andere, die ihnen zunächſt ſtanden, wurden im Laufe dieſes Krieges noch durch ein beſonders Verhältniß gefeſſelt. Der König erſchien nicht mehr im Feld, aber er hielt für rathſam, weil dadurch der

Eifer der Untergebenen belebt werde, Fürſten aus ſouverainen Häuſern oder auch Prinzen ſeines eigenen Stammes den Generalen zur Seite zu ſtellen oder als Oberbefehlshaber vorzuordnen. Dieſe entbehrten jedoch die Autorität und vielleicht der Gelehrigkeit, die ihm ſelber eigen geweſen war. Die Unglücksfälle von Höchſtädt, Turin, Oudenarde, Lille ſind eben unter dieſer Combination, die, da wo Alles Einheit ſein muß, Zwieſpalt und Parteiung hervorrief, erlitten worden. Und auch die methodiſche Einwirkung des Königs aus weiter Entfernung, bei mangelhaften Verbindungsmitteln, konnte für die Einzelnheiten der immer wechſelnden Zuſtände der Kriegführung unmöglich vortheilhaft ſein. Schon früher war die entſcheidende Niederlage der Flotte von La Hogue nicht ohne ſeine Schuld erlitten worden; unter allen Umſtänden hatte er die Schlacht gefordert; daß ſie Tourville lieferte, war ihm auch dann recht, als er ſie verloren hatte. „Da geht der Mann", ſagte er, als er ihn über den Schloßhof ſchreiten ſah, „der mir gehorcht hat".[1] Wir berührten, wie Villeroi, welcher Tourville hierin noch übertraf, in ſeinem unglücklichen Angriff auf Chiari nur den Befehl des Königs vollzog und auf deſſen Geheiß jene offenſive Bewegung machte, die dann zu dem Unglück von Ramillies führte. Zuweilen ſind auch Niederlagen erfolgt, weil man den ausgeſprochenen Willen des Königs außer Acht ließ, zuweilen hat nicht der General, ſondern der Prinz die beſſere Meinung vertreten; aber dieſe nicht wohl zuſammengreifenden Paarungen der ſouveränen Autorität und der Strategie zeigten ſich nirgends förderlich.

Sah aber der König den Krieg als ſeine eigene Sache

[1] Journal de Louis XIV. bei Daniel.

an, ſo empfand er auch die ungünſtige Wendung deſſelben als ein perſönliches Mißgeſchick. Im Anfang bemerkte man wohl, wie ganz ungewohnt es für ihn war, Unfälle zu erfahren; nicht etwa in ſeiner äußern Erſcheinung, die immer von gleichmäßig ruhiger Haltung blieb, aber in dem Innern der zurückgezogenen Häuslichkeit; die Gefährtin, die er ſich für dieſelbe gewählt hatte, verſichert jedoch, in kurzem ſei ſein Muth und ſein Vertrauen wieder zurückgekehrt und wachſe mit den Unglücksfällen. Den bitterſten Eindruck machte ihm der Rückſchlag, welchen der Feldzug von 1708 für den guten Ruf des Herzogs von Burgund hatte. Bald aber ließ der Ernſt der Begebenheiten auch das Gefühl für den Enkel in den Hintergrund treten: Frankreich ſelbſt, die geſammte Machtſtellung und die alte Ehre mußten vertheidigt werden. Der König ging in Selbſtentäußerungen und Beſchränkungen, wie er denn ſein goldenes Tafelgeſchirr in die Münze ſchickte, denn er wolle gern entbehren für die Nation, die ſo viel für ihn thue, dieſer voran. Er blieb immer derſelbe, der er geweſen war; man bewunderte nach wie vor ſeine hohe und große Miene; er zeigte ſich gelaſſen, muthig, nicht hartnäckig, vielmehr zu Nachgiebigkeiten entſchloſſen, die man von ihm kaum erwarten ſollte; an Geſinnung wenigſtens war er den Ereigniſſen gewachſen.

Vergegenwärtigen wir uns die, wenn nicht immer bewunderungswürdige, aber allezeit großartige Erſcheinung dieſes Fürſten auch in ſeiner unmittelbaren Umgebung.

Erſtes Capitel.

Familie und Hof Ludwigs XIV.

Für die unbedingte Autorität Ludwigs XIV. bildete es ein Moment, daß er einen Sohn hatte, der ſich ſeinen Ideen vollkommen anſchloß, und einen Bruder, der weit davon entfernt war, ſich denſelben zu widerſetzen. Welche Verwirrungen hatte unter den letzten Valois der Gegenſatz der jüngern Brüder gegen den älteren, der an der Regierung war, z. B. Alençons gegen Heinrich III. hervorgerufen. Wie viel hatte noch Gaſton von Orleans Ludwig XIII. und dem Miniſter deſſelben, Cardinal Richelieu, zu ſchaffen gemacht! Aber der Bruder Ludwigs XIV., Philipp, der ſeinen Titel Anjou nach dem Tode Gaſtons mit dem eines Herzogs von Orleans vertauſchte, und dieſen auf ſeine Nachkommen vererbt hatte, fühlte und betrug ſich nur als gehorſamer Unterthan. Er nahm an den Kriegen des Königs Antheil und hat eine und die andere ſeiner Schlachten mitgefochten; er ahmte ihm nach in ſeinen Bauten, übrigens aber ſah er in ſeinem hohen Range nur gleichſam die Berechtigung, ſeinen perſönlichen Gelüſten freien Lauf zu laſſen, und war zufrieden, darin nicht geſtört zu werden; in die Politik miſchte er ſich nicht. Zwei ſehr verſchiedene Motive wirkten zu ſeiner Unterwürfigkeit zuſammen: fortwährendes Geldbedürfniß, für ſich und ſeine Günſtlinge, das nur eben der König befriedigen konnte, und deſſen angeborne, anerkannte geiſtige Ueberlegenheit. [1]

[1] Ich folge hier vornehmlich den ausführlichen Berichten ſeiner Gemahlin, und gebe den Eindruck, den ſie mir in Bezug auf die Wahrheit der Thatſachen gemacht haben.

Die erſte Gemahlin des Herzogs von Orleans, Henriette von England, ſtand dem König Ludwig in ſeinen politiſchen Unterhandlungen mit glücklichſtem Erfolg bei; die Rechte der zweiten, Eliſabeth Charlotte von der Pfalz, dienten ihm, um ſeine Angriffe auf die deutſchen Gränzländer zu begründen, wie wir wiſſen, zu ihrem tiefſten Herzeleid. Einen größern Gegenſatz wird es ſelten gegeben haben, als den zwiſchen dieſen beiden Prinzeſſinnen. Die erſte, vollkommen ſchön und liebenswürdig, glücklich in der franzöſiſchen Lebensweiſe, von franzöſiſchen Gefühlen durchdrungen, wie überhaupt die ſpätern Stuarts, Kinder einer franzöſiſchen Prinzeſſin; — die andere, wovon Niemand mehr als ſie ſelbſt zu ſagen weiß, ohne alle Schönheit noch Anmuth; ein kräftiges Kind der Natur, unverbildet und derb, gegen Jedermann und über alle Dinge grad heraus, unverſöhnlich, wenn man ſie beleidigte, überhaupt nicht leicht in der Stimmung, die Dinge zum Beſten zu kehren, nur wenig gefügig, durch und durch deutſch, ſo daß ſie kaum einen Anflug franzöſiſcher Geſinnung in ſich aufnahm. Mitten im Gewühle des Hofes einſam, fühlte ſie ſich mit ihrem Bedürfniß vertraulicher Mittheilung auf entfernte Verwandte angewieſen, denen ſie warme und ausſchließende Sympathien widmete: ihre Briefe gehören zu den merkwürdigſten Denkmalen der deutſchen Sprache, die dort in Verſailles in ihrer ureigenen Kraft geſchrieben wurde; auch durch die philoſophiſch-religiöſe Geſinnung, die ſie athmen, ſind ſie bemerkenswerth. Eliſabeth Charlotte war überzeugt, daß ihre Vorgängerin durch die Günſtlinge ihres Gemahls umgebracht worden ſei, und ihr ein ähnliches Schickſal zugedacht werde. Die Feindſeligkeiten, mit denen dieſe Menſchen ſie umſtrickten, der ſchlechte Ruf, den ſie ihr zu machen ſuchten, fielen ihr ſo

unerträglich, daß ſie einſt, nach zehnjähriger Ehe, den Entſchluß faßte, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Der König ſuchte ihr das Vorhaben durch gute Gründe auszureden; als ſie darauf beſtand, verbot er es ihr als ihr König, denn ſie ſei die Gemahlin ſeines Bruders, deſſen Ehre dadurch Abbruch leiden würde, ſie habe eine hohe Stellung am Hofe und müſſe dieſelbe behaupten; er ſelbſt wolle ſie nicht entbehren.[1] Nachdem er als König geredet, erfüllte er auch die Pflichten eines Schwagers und verſöhnte ſie mit ihrem Gemahl. Er hatte ſchon einſt durch ſeine Theilnahme ihre Anhänglichkeit gewonnen: als ſie auf der Jagd vom Pferde ſtürzte, und er, von Schreck ganz blaß geworden, herbeikam und Sorge für ſie trug. So wenig ſie ſeine Politik billigte oder ſeinen religiöſen Beſtrebungen beipflichtete, ſo widmete ſie ihm doch Zeit ſeines Lebens eine reine, und dabei von lebhafteren Gefühlen weder gehobene noch geſtörte Hinneigung; ſie erklärt ihn nicht allein für den wohlgeſittetſten, höflichſten Mann in ſeinem Reich, ſondern auch für den beſtgeſinnten und wohlwollendſten, wenn er nur ſeinen eigenen Anſichten folge.

Der Dauphin, Ludwig, auf deſſen Herkunft und Rechte

[1] Seine Worte ſind werth, auch hier wiederholt zu werden. Eh bien Madame, puisque je vois que c'est veritablement votre intention, d'aller à Maubuisson (wo eine ihrer Tanten Aebtiſſin war), je veux vous parler franchement. Ôtez cela de votre tête: car tant que je vivrai, je n'y consenterai point et m'y opposerai hautement et de force. Vous êtes Madame et obligée de tenir ce poste: vous êtes ma belle soeur et l'amitié que j'ai pour vous, ne me permet pas, de vous laisser aller me quitter pour jamais; vous êtes la femme de mon frère: ainsi je ne souffrirai pas, que vous lui fassiez tel éclat, qui tournerait fort mal pour lui dans le monde. Ne songez pas non plus à combattre ces raisons. (Vgl. Bd. V.)

ſich alle jene Verwickelungen der ſpaniſchen Succeſſion begründen, war mit vieler Strenge erzogen und ſehr methodiſch unterrichtet worden. Er ward von ſeiner Umgebung behandelt wie ein Bürgerſohn; ſein Gouverneur galt als ein Mann von rauhen Sitten und hatte jede Schmeichelei verpönt. Der Dauphin iſt derſelbe, zu deſſen Gebrauch die einſt in den Schulen wohlbekannten Ausgaben der Claſſiker in usum Delphini beſtimmt waren; ſie ſollten dem unmittelbar bei der Lectüre hervorſpringenden Bedürfniß der Erläuterung ſchwieriger Stellen dienen,[1] und dabei keinen moraliſchen Anſtoß geben; denn einen allſeitig gebildeten, ſittlich reinen, thatkräftigen und ruhmliebenden Fürſten wollte man für Frankreich erziehen.[2] Boſſuet hat ſeinem Entwurf einer Univerſalgeſchichte, eine Art Handbuch der Politik, und eine Einleitung in die Philoſophie eben für den Dauphin, deſſen Lehrer er war, geſchrieben. Es ſcheint aber, als habe man durch die Strenge der Disciplin und dieſen Umfang des Unterrichts den Schwung der Seele und des Talents, der einen Menſchen bedeutend machen kann, eher zurückgedrängt als belebt. Dem Lehrer ſelbſt, der ſich erſt hierbei recht ausbildete, und dem großen Publicum ſind dieſe Studien und Schriften bei weitem mehr zu ſtatten gekommen, als dem Zögling, der das mit nichten wurde, was man aus ihm machen wollte. Nur den monarchiſch-kirchlichen Geſichtspunkten, in denen ſich die Lehre Boſſuets und die Staatsverwaltung ſeines Vaters begegneten, ſchloß er ſich mit ganzer Seele an; die dynaſtiſchen Tendenzen faßte er faſt mit noch größerem Feuer auf, als dieſer ſelbſt. Uebrigens konnte es einen gehorſameren, verehrungsvolleren

[1] Huet verſichert, daß die Idee von Montauſier ſtamme.

[2] De institutione Ludovici Delphini ad Innocentium XI.

Sohn nicht geben, als der Dauphin war; vor der mächtigen und angebeteten Persönlichkeit des Königs trat er nicht nur vor der Welt, sondern in seinem eignen Bewußtsein in Schatten; er hatte keinen Willen gegen den Willen seines Vaters.

Elisabeth Charlotte hegte den Wunsch, daß die Tochter ihrer Tante von Hannover, deren Namen sie trug, Sophie Charlotte, später die erste Königin von Preußen, mit dem Dauphin vermählt werden möchte; sie überwand sich sogar so weit, um darüber mit ihrem Gemahl und mit Louvois zu sprechen. Aber schon war das Augenmerk auf eine andere deutsche Prinzessin, Christine, aus dem auch hier mit dem pfälzischen rivalisirenden baierischen Hause gerichtet; als Elisabeth Charlotte durch einige Schwierigkeiten, auf welche diese Unterhandlung stieß, muthig gemacht, dem König von ihrem Vorschlag sprechen wollte, — sie hatte sich in Gedanken alle Gründe dafür zurecht gelegt, — fand sie denselben noch so entschieden für Baiern, daß sie gar nicht wagte, ihren Wunsch zu äußern. Aus der Ehe des Dauphin und der baierischen Prinzessin entsprang im August 1682 ein Knabe, durch welchen die Succession weiter festgestellt wurde. Es ist charakteristisch, welchen Enthusiasmus dieß Ereigniß erweckte. Der König, dem die Geburt des Enkels noch größere Freude machte, als einst die Geburt seines Sohnes, verkündigte sie in Person dem in den Vorzimmern des Dauphins zu Versailles versammelten Hofe, wo sich dann alles drängte, ihm die freudigste Theilnahme zu bezeugen; er ließ geschehen, daß man ihn umarmte, jeder, der da war; so ward er von der Menge nach seinen Zimmern begleitet, fast getragen. Man betrachtete sich eben wie eine einzige Familie. In Paris wiederholten sich Scenen des Jubels, wie sie einst bei der Geburt des

Königs ſelbſt vorgekommen waren. Den Titel von Burgund empfing das Kind zum Andenken an die vor kurzem wieder eroberte und mit dem Herzogthum vereinigte freie Grafſchaft Burgund. Eine Medaille bezeichnete ihn als die zweite Hoffnung des Reiches.

Deutſche Prinzeſſinnen ſind nicht glücklich in Frankreich: auch die Dauphine war es nicht. Treuloſigkeiten ihres Gemahls während ihrer Schwangerſchaften und Kindbetten, die Unordnungen, die hierüber in ihrem Hofhalte ausbrachen, trübten ihr Leben, das nur kurz war, und erfüllten es mit Unluſt. Sie ſetzte den Unannehmlichkeiten Geduld und Gutmüthigkeit, in ſchwierigen Fällen eine wohlüberlegte kluge Schonung entgegen. Bei weitem liebenswürdiger und weicher als Eliſabeth Charlotte, trat ſie doch mit derſelben in das innigſte Verhältniß. Alle Antipathien verſchwanden in der Fremde, wo ſich beide noch von andern, ihnen gleich widerwärtigen, faſt unverſtändlichen Zuſtänden umgeben ſahen.

Eines Tages luſtwandelte Eliſabeth Charlotte in St. Germain mit dem Erzbiſchofe von Rheims, der ſich zugleich als Herzog und Pair bezeichnete. Auf ſeine Frage verhehlte ſie ihm nicht, daß ſie zwiſchen dem, was man in Deutſchland und dem, was man in Frankreich Herzog nenne, einen ungeheuren Unterſchied wahrnehme: dort bezeichne das Wort geborne Fürſten und freie Herren, hier nur einen von der Regierung gegebenen Rang, wie ihn ein Weſir in der Türkei bekleide.

Selbſt die Prinzen von Geblüt, ſo viel höhere Anſprüche ſie auch machten, ſetzte ſie tief unter die deutſchen Fürſten. War doch der große Condé mit einer Nichte des Cardinals Richelieu, der Prinz von Conty mit der Nichte des Cardinals Mazarin vermählt, die beide nichts weniger als von großer

Herkunft waren. Man prahle, ſagte die Herzogin, in dieſen Häuſern mit Größe, wiſſe aber nicht, worin dieſelbe beſtehe; bei weitem beſſer fühle das ein deutſcher Fürſt, welcher keine bürgerliche Verwandte habe, und Niemandes Unterthan ſei. [1]

Denn die Autorität der Krone, welche keine Selbſtändigkeit neben ſich duldete, die Centraliſation der Gewalt, welche denen, die ſie verwalteten, ein hohes perſönliches Anſehen verlieh, dem ſich alles unterwarf, hatten der franzöſiſchen Geſellſchaft eine ganz andere Geſtalt gegeben, als die deutſche, in der jene wirkſamen Elemente eben fehlten, annehmen konnte. In Deutſchland beherrſchte das Geburtsrecht die Verfaſſung, wie an den Höfen, ſo im Adel und in den Städten bis in die Bauerſchaften hinab; in Frankreich überwog der Antheil an der Macht das Recht der Geburt oder war ihm gleich: Baſtarde und Emporkömmlinge hatten eine glänzende Stellung.

Und wenn man bisher in dem oberſten Kreiſe, aus dem die ſucceſſionsfähigen Prinzen hervorgingen, an dem Princip der Ebenbürtigkeit feſtgehalten hatte: ſo kam man ſo eben auch da mit dem entgegengeſetzten in auffallende Beziehungen.

Ludwig XIV. hielt ſich als Vater für verpflichtet und als König für berechtigt, den Kindern, die aus ſeinen illegitimen Verbindungen entſprungen waren, den höchſten Rang zu verſchaffen. Er wollte die Herkunft derſelben öffentlich nicht zur Erſcheinung kommen laſſen und von nichts hören, als daß ſie ſeine Kinder ſeien; in der Acte, durch welche er ſeine Söhne von Frau von Monteſpan legitimirte, war der Name der Mutter abſichtlich nicht genannt; ſie erhielten den Namen

[1] An die Churfürſtin: Alſo kein Wunder, daß die Grandeur mehr in Deutſchland iſt, als bei den Prinzen du sang, ſo ſtolz dieſe auch ſein mögen.

Bourbon, wie die Prinzen von Geblüt, und einen Titel von franzöſiſchen Landſchaften; der ältere den nämlichen, welchen einſt die ſtolzen Guiſen geführt hatten, von dem Herzogthume Mayenne, oder Maine; der jüngere den eines Grafen von Toulouſe. Jener ward als der Träger der Familie betrachtet und mit Gunſtbezeugungen überhäuft. Mademoiſelle de Montpenſier, die der königlichen Gnade gerade in einem beſondern Falle bedurfte, ward durch die Rückſicht auf die Vorliebe Ludwigs XIV. für Maine bewogen, einen Theil ihrer reichen Beſitzungen, z. B. das Schloß Eu, an welches ihr Gedächtniß ſich ſo beſonders knüpft, demſelben zu hinterlaſſen; auch das Gouvernement von Languedoc erhielt er, das früher für die ächten Prinzen ſo oft ein Gegenſtand des Ehrgeizes geweſen war. Eine Nachwirkung, die Niemand ahnen konnte, hatte es, daß ihm unter andern großen Stellen auch die eines Colonel-General der Schweizer zu Theil wurde. Der Graf von Soiſſons hatte ſie bisher beſeſſen, und man meinte damals, daß ſie dem franzöſiſchen Herkommen gemäß an deſſen Sohn gelangen würde; doch ward dieſer übergangen. Wer iſt es aber, der hier dem unächten Sohne des Königs nachgeſetzt wurde? Es war der Prinz Eugen von Savoyen, der hierüber und über einige andere Zurückſetzungen mißvergnügt den franzöſiſchen Hof verließ, und in die Dienſte des Kaiſers trat, in denen er jene wundervolle und für Frankreich verderbliche Thätigkeit entwickelte, deren wir gedacht haben. Zur Rechtfertigung Ludwigs mag ſich Manches ſagen laſſen:[1] die hiſtoriſche Thatſache iſt, daß er durch dieſe Begünſtigung einen Officier aus ſeiner Armee verlor, deſſen damals freilich unter

[1] Eliſ. Charlotte ſelbſt nimmt die Partei des Königs; der Prinz hatte ihr einen ſehr ſchlechten Eindruck zurück gelaſſen.

unangenehmen Formen verborgenes Talent ihm eben ſo nützlich hätte werden können, wie ſpäter ſeinen Feinden.

Beſonders durch die engſte Verbindung mit den Prinzen von Geblüt ſuchte Ludwig XIV. ſeinen natürlichen Kindern eine hohe Stellung für immer zu ſichern. Seine Tochter von Frau von Lavalliere vermählte er mit dem Prinzen Louis Armand von Conty; die älteſte Tochter von Frau von Monteſpan ſchon in ſehr frühen Jahren mit dem Enkel des großen Condé Louis de Bourbon, der als Monſieur le Duc erſcheint. Die erſte galt als eine der ſchönſten Frauen von Frankreich; auch als ſie durch die Blattern einigermaßen entſtellt wurde, fiel ſie durch ihre Geſtalt und hohe Miene in die Augen. Die zweite war voll von Geiſt und Ehrgeiz. Der Duc de Maine ward mit einer Enkelin des großen Condé verheirathet, der König drückte ſeine Genugthuung über dieſe Verbindung durch ſeine Anweſenheit bei der Hochzeit aus.[1]

Welch ein Abſtand von den Zeiten, als die Condé's einem König den Thron ſtreitig machten, einem andern, dem jungen Ludwig XIV. ſelbſt, den Eintritt in die Hauptſtadt verwehrten! Jetzt aber war ihr Stolz gebeugt, und ſie wünſchten nur der Gnade theilhaftig zu werden, die aus einer ſo nahen Verbindung mit dem König ſelbſt hervorging; wie ihnen denn ſogleich ſehr namhafte Vortheile zufloſſen. Alles ihr Glück und ihre Macht ſahen ſie in der königlichen Gunſt.

Es war als ob der König die großen Miniſter, von

[1] Eliſabeth Charlotte: 26. März 1711 an die Churfürſtin: Mons. le prince, Mme. du Maine Herr Vater, machte groß Werk von faveur, meinte, er werde durch Mons. und Madame du Maine ganz Frankreich regieren. — Ich erſpare mir, mehr einzelne Stellen aus dieſem Briefwechſel zu citiren, dem es an einem ausführlichen Auszug nicht fehlen wird.

denen die Verwaltung des Staates auf ihn übergegangen war, ſich auch hierin zum Muſter genommen hätte. Wie ſie ihre Stellung benutzt hatten, ihre Angehörigen emporzubringen, und denen die Vortheile des Staates zuzuwenden, die mit ihnen in verwandtſchaftliche Beziehungen traten, ſo verfuhr auch er. Die Prinzen von Geblüt und ſeine legitimirten Kinder bildeten nun eine einzige große Familie, die durch Reichthum und Stellenbeſitz ungemein mächtig, doch vor allem ihn mit unbedingter Hingebung verehrte.

Immer weiter ſchreitend, zumal da die Erbfolge aus ebenbürtiger Ehe durch die Geburt eines Enkels geſichert war, zog Ludwig XIV. auch das Haus Orleans in dieſe Verbindung. Er vermählte den Sohn ſeines Bruders mit ſeiner jüngſten Tochter von Frau von Monteſpan. Man kann denken, was Eliſabeth Charlotte dabei litt; aber ihr Gemahl war dafür und bei ihrem Sohne wirkten ihre Gegenvorſtellungen nicht; ſie mußte erleben, daß eine Schwiegertochter in ihr Haus kam, welche ihr deſſen unwürdig ſchien, und deren Anſprüche ihr doppelt läſtig fielen. Sie war nur glücklich, daß ſie ihre eigne Tochter vor einer ähnlichen Verheirathung bewahrte.

In dieſem Familienkreiſe engſter Verwandtſchaft war doch der Rang eines jeden nach dem Grade, in dem er dem König näher oder ferner ſtand, genau feſtgeſetzt.

Die erſte Claſſe bildeten die königlichen Kinder und Enkel; nicht jedoch ohne eine gewiſſe Abſtufung. Der Sohn des Königs, vorausſetzlicher Thronfolger, durfte von dem Bruder deſſelben kleine Dienſtleiſtungen erwarten; Madame ſchlechthin würde die Tochter des Königs geweſen ſein: Eliſabeth Charlotte bemerkt, hätte eine ſolche gelebt, ſo würde ſie, die

Gemahlin ſeines Bruders, Madame Ducheſſe d'Orleans geheißen haben; ihre Schwiegertochter würde durch Hinzufügung des Artikels als Enkelin von Frankreich bezeichnet worden ſein.

Mit den Kindern der Enkel Frankreichs fing die Claſſe der Prinzen von Geblüt an; ſie ſtanden um Vieles tiefer. Sie durften nur in großer Ceremonie mit dem König ſpeiſen; im Schloſſe hatten ſie keine Garden, in der Meſſe keine eigenen Capellknaben, welche für die Mitglieder der engeren Familie Fackeln in der Hand hielten; nur dieſen reichte der Prieſter das Corporale zum Kuſſe dar. Den Prinzen von Geblüt gebührte nur das Prädicat: hochfürſtliche Durchlaucht (Altesse serenissime); es war ein Mißbrauch, wenn man ſie königliche Hoheit nannte, und da ſich derſelbe nicht wohl abſtellen ließ, ſo verbat ſich der König dieſe Bezeichnung für ſeinen dritten Enkel, den Herzog von Berry; auch die Herzogin von Orleans hatte an derſelben keine Freude.

Für die Damen war unter den Prinzen von Geblüt die Einrichtung getroffen, daß die Unverheiratheten hinter den Verheiratheten hergingen. Es wurde ein Gegenſtand ſehr ernſter Streitigkeiten, daß man den Damen aus dem Haus Orleans, das nur ungern den Rang der Kinder und Enkel verließ, anmuthete, ſich dieſem Gebrauch zu fügen.

Die nächſte Stelle nach den Prinzen von Geblüt nahmen die Ducs und Pairs ein; doch war der Abſtand ſehr merklich. In dem Parlament wurden die Prinzen von zwei Huiſſiers empfangen und zu ihren Carroſſen zurückgeführt; den Ducs und Pairs ward dieſe Ehre nur ein einzigesmal, bei ihrer Aufnahme erwieſen. Jene wurden bei der Umfrage mit dem Hut in der Hand begrüßt, und gleichſam demüthig gebeten, ihre Meinung zu ſagen; dieſe wurden bei ihren Namen aufgerufen.

König Ludwig XIV. ſtellte ſeine legitimirten Söhne den Prinzen von Geblüt nicht in allen Dingen gleich. Die Herzogin von Maine, aus dem Hauſe Condé, galt immer für vornehmer als ihr Gemahl; wenn ſie ihre Namen gemeinſchaftlich zu unterzeichnen hatten, ſo zeichnete ſie zuerſt. Aber er wollte ſie doch auch von den Ducs und Pairs unterſcheiden: endlich gab er ihnen einen zwiſchen beiden liegenden Rang. Bei dem Beſuch des Parlaments z. B. ſollten ſie allezeit empfangen und zurückbegleitet werden, aber nur von einem Huiſſier, man ſollte ſie bei ihrem Namen aufrufen, aber zugleich den Hut in der Hand behalten.

Dieſe kleinen Beſtimmungen wären unwürdig, in ein Geſchichtsbuch aufgenommen zu werden, wenn ſie nicht das Augenmerk der ganzen Geſellſchaft, die ſich nach dem beherrſchenden Mittelpunkte richtete, gebildet, die Leidenſchaften erweckt und in dem Zuſammengreifen aller Dinge auch hiſtoriſch bedeutende Folgen hervorgerufen hätten. Bei St. Simon kann man ſehen, wie tief jeder den Legitimirten gewährte Vorzug die Ducs und Pairs verletzte und ihnen eine oppoſitionelle Stimmung gab.[1]

Kehren wir wieder zu dieſer Familie und ihrer Lebensweiſe zurück, ſo finden wir die ſelbſtändigen Mitglieder derſelben beſchäftigt, ſich wenigſtens auf dem Lande einen eigenen Hofhalt zu bilden.

Der Dauphin baute Meudon; er machte ſich eine Ehre daraus aufzuzählen, wie viel er darauf wende. In St. Cloud wetteiferte Philipp von Orleans mit ſeinem Bruder dem König; was Le Brun für dieſen, ſollte Mignard für ihn leiſten; auch mit einigen Gemälden aus der Heidelberger Erbſchaft ſeiner Gemahlin ſchmückte er das Schloß. Der Garten, der durch

[1] Ausführliche Auseinanderſetzung, T. XI, Cap. 16.

eine Anzahl einzelner Erwerbungen erſt gebildet wurde, iſt ein Meiſterſtück von Le Notre.[1] So ſuchten Duc und Ducheſſe de Maine die alten Anlagen von Sceaux zu vollenden; neue Gallerien entſtanden im Schloß, neue Springbrunnen, umſchloſſene ſchattige Gehege im Parke.

Alles dieß trat jedoch vor den Schlöſſern und Anlagen des Königs ſelbſt in den Hintergrund. Der Urſprung des Schloſſes zu Verſailles iſt zufällig; ſehr allmählich iſt es ausgebaut worden, und wie hätten ſich die Mängel beſeitigen laſſen, die hiermit unvermeidlich verbunden waren? Wie das Ganze vor Augen ſteht, ein Mittelſchloß, von beiden Seiten und im Rücken von zwei mächtigen Flügeln umgeben, nach der Front hin offen, nach den verſchiedenen Seiten von weiter Ausſicht, reich an Sälen und Gallerien, in denen ſich ein zahlreicher Hof mit Behagen bewegen kann, iſt es doch eins der großartigſten Gebäude, das je ein Fürſt für ſeinen Hofhalt aufgerichtet hat. Man befand ſich wohl daſelbſt; es war für Alles Raum. Für den König bildete es faſt die größte Lebensfreude, auch ſeine Gärten auszuſchmücken: wie in Verſailles, ſo in Marly und Trianon; wie ein Meiſter, der ſein Kunſtwerk vollkommen machen will, fand er unaufhörlich daran zu beſſern. Eliſabeth Charlotte beſchreibt, wo ſie in Marly bei der Abreiſe einen Weiher gelaſſen, da habe ſie bei der Wiederkunft einen Wald gefunden, und umgekehrt; der König ſelbſt liebte im Park herumzuführen, die Hügel und Cascaden zu zeigen. Das Eigenthümliche beſtand daſelbſt in der Verbindung zwiſchen Geſellſchaft und Landleben. Man fuhr durch die Alleen des Thiergartens, die ſich bereits wie Gewölbe ſchloſſen, nach der Maillebahn, wo man in der Mittagshitze

[1] Batout: Le palais de St. Cloud, 124 ff.

ſpielen konnte, ohne von der Sonne beläſtigt zu werden; die Felder, die ſich öffneten, und ihre ländlichen Beſchäftigungen boten das Bild einer flandriſchen Landſchaft dar. Unfern erhob ſich Trianon, dem die Quellen und kleinen Bäche, in deren Mitte man es ſich bequem machen konnte, um der erfriſchenden Kühle zu genießen, einen beſonderen Reiz gaben.

Man ſagte von dieſen Schlöſſern, Verſailles habe der König für den Hof gebaut, Marly für ſeine Freunde, Trianon für ſich ſelbſt. Es galt ſchon für eine große Gunſt, in Marly aufgenommen zu werden: Trianon behielt der König nur den engſten Kreiſen vor.

Daß nun aber das Leben in dieſen Paläſten geſellſchaftlich angenehm, oder mit Geiſt gewürzt geweſen wäre, läßt ſich nicht ſagen. Bei Tafel ward kein Wort geſprochen; Unterhaltungen über öffentliche Angelegenheiten wurden nicht gerne geſehen und ſchienen nicht ſchicklich. Die Converſation beſchränkte ſich immer mehr auf die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens. Ein Glück, daß das Schauſpiel bei Hof nicht abgeſchafft wurde, wie man zuweilen vorhatte. Eliſabeth Charlotte rühmt es an ihrem ſonſt freudenloſen Daſein, daß ſie nur eine Treppe herab zu ſteigen brauche, um in den Schauſpielſaal zu treten, wo man hauptſächlich alte bewährte Stücke gab, und einen und den andern guten Sänger hörte. Sie merkte an, daß das Neue was man vortrage, bei Hofe häufig eine andere Beurtheilung finde, als in der Stadt. Denn dieſe Elemente ſchieden ſich täglich mehr. In der Stadt verſchwand unter anderem in der Kleidung, was man den großen Anzug nannte, in Verſailles hielt man ihn feſt. Eine falſche Vorſtellung wäre es, die Anregungen, welche der Geſelligkeit aus einem unbeſtimmten oder wechſelnden Verhältniß

der beiden Geſchlechter entſpringen, an dieſem Hofe voraus-zuſetzen. Alles, was hieran erinnern könnte, gehört der Stadt an und berührt den Hof nur als Erzählung und Gerücht.

Wenn man fragt, worauf ſich noch am meiſten die Unterhaltung richtete, ſo waren das den Briefen zufolge die Confinien des irdiſchen und des jenſeitigen Lebens, mit denen ſich die der Beſchränkung ihres Daſeins bewußten Menſchen ſo gern beſchäftigen. Erſcheinungen nach dem Tode zur beſtimmten Zeit, eingetroffene Träume, ob an den Erzählungen davon etwas Wahres ſei oder nicht; Zauberkünſte, die ſich zuweilen mit dem Meßopfer vergeſellſchafteten, Einwirkungen der Genien, welche das Verborgene entdecken, nach langem Zeitraume wiederkehrend den Tod verkündigen. Aber dazwiſchen traten dann die Nachrichten von den Schlachten und Feldzügen. Die Aufmerkſamkeit iſt nicht allein auf den allgemeinen Ausſchlag, ſondern auf das mehr oder minder tapfere Verhalten der Prinzen gerichtet. Zu dem Ruhme der Einen ſahen die Andern ſcheel. Zuweilen ſchien es wohl, als erlaube ſich der Commandirende bei ſeinen Berichten auf perſönliche Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen, und eben ſolche Dinge zu ſchreiben, die man gerne hörte.

Bald aber war das Intereſſe Aller von den großen Unfällen gefeſſelt. Wie Unzählige wurden durch die mörderiſchen Schlachten in Trauer verſetzt. Alle empfanden das Mißgeſchick als ein gemeinſchaftliches.

Um die Prinzen und Prinzeſſinnen gruppirten ſich in Verſailles die Männer von vornehmer Abkunft, denen ihre geſellſchaftliche Stellung den Aufenthalt am Hofe erwünſcht und rathſam machte. Ein jeder hielt ſich vorzugsweiſe an eine oder die andere Perſönlichkeit oder Familie, und betrachtete

deren Interessen als seine eigenen. Unter einander sahen sie sich besonders bei dem Oberstallmeister Duc d'Armagnac, der täglich, Mittag und Abends offenes Haus hielt; da wurden dann die öffentlichen Angelegenheiten besprochen; die politischen Handlungen und hauptsächlich die militärischen, die Bewegungen der Heere, die Eigenschaften der Führer, auch nicht selten die diesen ertheilten Befehle einer scharfen Kritik unterworfen. In den Memoiren von St. Simon besitzt man ein Abbild dessen, was gesprochen wurde, wie man es zuweilen combinirte, wie die Parteistellung eines Jeden sich mit seinem Urtheil verflocht. Was in Wahrheit die Absichten, Entschlüsse, bewegenden Gründe waren, davon wußte man nur wenig. Dieß blieb dem höchsten Kreise vorbehalten, der weder von den Prinzen, noch von den Hofleuten erreicht wurde, dem König mit den vertrautesten Ministern und Generalen. Hier ward Alles in tiefem und unbedingtem Vertrauen berathen und in ein unverbrüchliches Stillschweigen verhüllt. Niemand sonst hatte davon Kunde, als Frau von Maintenon.

Es ist der Mühe werth, daß wir uns die Stellung dieser Frau noch besonders vergegenwärtigen.

Sie war, wie wir wissen, die Pflegemutter der natürlichen Kinder des Königs, denen sie Ehrfurcht und Liebe für sich selbst und für ihn eingeflößt hatte. Eine Erzieherin von Profession, hatte sie sich zum Gesetz gemacht, mit Kindern sobald als möglich vernünftig zu sprechen, was, sobald es nur auf angenehme Weise geschehe, immer den besten Erfolg habe.[1] Auf diesem Wege hatte sie die legitimirten Kinder des Königs gewonnen, denen sie lieb war, selbst wenn sie bestrafte, während sie die Launen ihrer Mutter unerträglich

[1] An Madame de Ursins II, 383.

fanden. Frau von Monteſpan ward in Entfernung gehalten; die Kinder durften ihre Mutter nicht Mutter nennen. Und größere Dienſte als dieſe jemals vermocht hätte, leiſtete ihnen die Erzieherin in der Stellung, die ſie ihr wieder durch ihre Anhänglichkeit behaupten halfen. Auch der Sohn und der Bruder des Königs, die nur durch ihre Vermittlung Eines und das Andere auszuwirken vermochten, ſchloſſen ſich ihr an. Gerade daß ſie keinen äußerlichen Rang beſaß, ward ihr vortheilhaft. Hätte ſie ſich zur Königin wollen erklären laſſen, ſo würde ſie Eiferſucht hervorgerufen, das Vertrauen der Prinzen verloren haben.[1]

Im November 1696 langte Maria Adelaide von Savoyen, kraft jener Abkunft, die dem damaligen Krieg eine andere Wendung gab, zur Gemahlin des Herzogs von Bourgogne beſtimmt, am franzöſiſchen Hofe an; ſie ward wie ein neu aufgehendes Geſtirn begrüßt. Noch war ſie, ſo wie ihr Bräutigam, faſt ein Kind, auch die Vermählung, welche im December 1697, zugleich mit dem Verlöbniß gefeiert wurde, konnte nichts weiter für ſie ſein, als Ceremonie.[2]

Vom erſten Augenblick an fiel es auf, wie ausſchließend

[1] Languet, Mémoires pour servir à l'histoire de la fondation de la maison de St. Louis de St. Cyr et à celle de Mm. de Maintenon son institutrice, 2. Voll. ps. (Collection de Mr. Lavallée à Versailles). Elle eut eu tous le princes pour ennemis déclarés, si elle avoit été reconnue pour reine.

[2] Wenn ſich bei derſelben nur ein Prinz von Geblüt als Zeuge unterſchrieb, nicht die übrigen, ſo deutete man das dahin, daß man damit den Vorzug der Prinzen vor den Legitimirten, denen eine ähnliche Ehre nicht wohl zugeſtanden werden konnte, habe ſchmälern wollen. Zu Tafel wurden die Sprößlinge der illegitimen Zweige des Hauſes Bourbon ſo gut wie die andern gezogen. Auch Madame von Verneuil, Wittwe eines Baſtards von Heinrich IV., war für dieß Einemal von Paris, wo ſie wohnte, eingeladen worden.

ſelbſt mit Vernachläſſigung des Herzogs von Orleans, aus deſſen erſter Ehe ihre Mutter ſtammte, die junge Herzogin ſich an Frau von Maintenon und die legitimirten Kinder des Königs hielt. Sie trat in ein ähnliches Verhältniß zu ihr, wie dieſe ſelbſt. Man urtheilte, ihr ſeiner politiſchen Klugheit halber berühmter Vater habe ſie wohl inſtruirt. Frau von Maintenon leitete die Vollendung ihrer Erziehung, und zwar nach ihrem eigenthümlichen Geſichtspunkte. Sie tadelte an der bisherigen Methode, daß man die Prinzen zu ſtrenge behandelt, und unter den Augen ihres Gouverneurs und ihrer Lehrer von den Menſchen zu ferne gehalten habe. Für die Herzogin von Bourgogne ordnete ſie nun das Gegentheil an. Sie führte ſie alle Woche auf ein paar Tage nach St. Cyr, wo ſie die Kleidung der Zöglinge trug, an ihren gottesdienſtlichen Uebungen, ihren Vergnügungen und Arbeiten Antheil nahm und Freundſchaften, wie es ſchien, für das Leben ſchloß: kam ſie dann an den Hof zurück, ſo ließ man ihr vollkommene Freiheit. Aeltere Damen von ſtrenger Schule, wie Eliſabeth Charlotte, nahmen Anſtoß daran, zumal da ſich Leute fanden, die ihre Unarten ſogar bewunderten. Dadurch aber wurde ihr eine Unbenommenheit und Friſche des Betragens bewahrt, die vor allem dem König ſelbſt Vergnügen machte. Sie durfte ihn zu jeder Zeit unterbrechen und den ganzen Tag bei ihm aus- und eingehen. Durch ihre Thorheiten, die oft nicht ohne Geiſt und niemals ohne Anmuth waren, wußte ſie ihn immer zu erheitern.

Der Zauber, mit welchem Frau von Maintenon den König an ſich feſſelte, lag darin, daß ſie ihn verſtand, ſich in ihn ſchickte, ſeine nächſten täglichen und häuslichen Beziehungen in ſeinem Sinne vermittelte.

König Ludwig XIV. war ein sehr fleißiger Arbeiter, in seinem Alter wie in seiner Jugend; die Arbeit begleitete ihn von einem seiner Lustschlösser nach dem andern; hätte er sie einen Tag versäumt, so würde er haben fürchten müssen, den andern von der Last überwältigt zu werden. Alle Tage zwischen Messe und Mittagstafel hielt er Conseil; nach Tische ging er auf die Jagd, oder besichtigte die Bauten, die eben im Werke waren; wenn er von da zurück kam, begab er sich in die Gemächer der Frau von Maintenon, nicht jedoch etwa, um sich zu erholen, sondern um seine Arbeit auf eine neue Art fortzusetzen. Da erschienen die Staatssecretäre für den Krieg und die Marine, um ihm über die vorgefallenen Ereignisse zu berichten, die Schreiben der Generale wurden verlesen und die darauf zu gebende Antwort verabredet. Sie hatte die Klugheit, sich entfernt zu halten, bis sie herbeigerufen ward. Der Grundsatz des Königs war, in Geschäften nur die Meinung seiner Minister zu hören; er hat einmal den Nuntius darüber getadelt, daß er sich an Frau von Maintenon gewandt hatte. Und wie oft, auch in den vertrautesten Briefen, beklagt diese sich selbst, daß alle Geschäfte ausschließend in den Händen der Minister seien, daß sie nichts vermöge. Zuweilen war sie, wo man sie für die Urheberin hielt, mehr das Werkzeug, wie in der Sache Fenelons; der König war von anderer Seite her auf dessen abweichende Meinungen aufmerksam geworden, und machte die Pflegemutter der Kinder dafür verantwortlich, daß diese in der rechten Religion erzogen würden. Sie hätte nicht gewagt, von den Gesichtspunkten des Königs wesentlich abzuweichen. Wie Fenelon, so hat sie später ihren Freund Noailles fallen lassen, weil er beim König gefallen war.

Indem Ludwig XIV. die Geschäfte in ihrer Gegenwart

verhandelte, ſuchte er nur bei ihr jenes perſönliche Behagen, das die Nähe einer durch innere Sympathie verwandten Perſönlichkeit hervorbringt; allein wie hätte bei der Vertraulichkeit dieſes Verhältniſſes einer Frau von Verſtand und Haltung nicht ein unberechenbarer Einfluß zu Theil werden ſollen? Ein im rechten Augenblick vorgetragenes Fürwort, ein auf das Erlebte begründetes Urtheil über die Perſönlichkeiten, die man eben geſehen, über die Anträge, die man eben vernommen hatte, konnte nicht anders als beſtimmend auf den König wirken. Es war ein Glück, in ihrer Gunſt zu ſtehen, und Jedermann bewarb ſich darum. Es gab nichts, worin man ihre Vermittlung nicht in Anſpruch genommen hätte. Finden wir doch Marſchälle, welche ſie erſuchten, eine Veränderung in der Disciplin der Truppen bei dem König zu befürworten. Und ſie ſelbſt hielt es für ihre Pflicht, wenn Jemand zurückgeſtoßen und nicht wohl behandelt ward, dieß auf die eine oder die andere Art wieder gut zu machen.

Sonderbare Miſchung von Einfluß und Unterwürfigkeit. Ihre Art und Weiſe, zu ſein, zu denken, ſich auszudrücken, übte auf den König immer die gleiche Anziehungskraft. Man erſtaunte, wenn man in Geſellſchaft bemerkte, daß er nicht eine Viertelſtunde ſein konnte, ohne mit ihr zu ſprechen, ihr etwas ins Ohr zu wiſpern. Aber dieſer fortwährende nicht allein äußere, ſondern auch innere Umgang hätte doch nicht ſtattfinden können, ohne die vollkommene Uebereinſtimmung der Ideen, wo das Geſpräch mit einem andern wie ein erweitertes Selbſtgeſpräch erſcheint, ohne Störung durch etwas Fremdartiges. Wenn dieſe Uebereinſtimmung nicht vollkommen frei aus gleicher Anſicht der Dinge hervorging, ſo ordnete Frau von Maintenon ihre Gefühle und Meinungen denen des Königs

unter. Nicht immer ward ihr das leicht. Sie ſagt, ſie ſei freimüthig von Natur, ungeduldig und habe oft eine ihr ſehr ſchwere Zurückhaltung üben müſſen; zuweilen ſei ſie ſo weit gebracht geweſen, Alles verlaſſen zu wollen; aber ſie habe ſich immer beſonnen, daß Gott ſie an ihre Stelle geſetzt habe, nicht um den König zu betrüben, ſondern um ihn zu heiligen: ohne Gefälligkeit gegen ihn und Gleichmuth hätte ſie das nicht erreichen können: nie habe ſie ihn ihre Verſtimmung und Ungeduld bemerken laſſen. In der Religion hätte ſie ihrer Eigenthümlichkeit nach ſich beſondere zu individueller Vertiefung in das Heilige führende Wege vorgezogen, ſie opferte jede Abweichung und perſönliche Vorliebe der kirchlichen Orthodoxie des Königs auf, der an dem Hergebrachten feſthielt.

Der Papſt und die Kirche hatten das Verhältniß, in welchem ſie zu dem König ſtand, ſanctionirt,[1] aber davon durfte nicht viel die Rede ſein, und in den Augen der Welt ward das Zweideutige deſſelben niemals ganz gehoben. Es erſchien Vielen doch als ein innerer Widerſpruch, den man nur äußerlich verdecken wolle, wenn nun die ſtrengſte Zucht und ſittliche Unbeſcholtenheit von Jedem, der ſich den höchſten Kreiſen näherte, gefordert, und eine Devotion, welche die Heuchelei nicht immer ausſchloß, zur Bedingung des Vertrauens wurde. Nothwendig wuchs in demſelben Grade der Gegenſatz und die Afterrede.

Auch abgeſehen hievon hatte die Stellung der Frau von Maintenon am Hofe etwas ſehr Anomales. Sie war an dem Platz einer Königin, doch ohne allen Rang, nicht viel mehr als eine Bürgersfrau. Zuweilen hat ſie doch ein

[1] Wie es eigentlich geſchehen iſt, darüber ſollte man doch noch einmal die Correſpondenzen der Nuntien jener Zeit nachſchlagen.

Gefühl davon zu erkennen gegeben. Als ihr einſt das Leben Bayards vorgeleſen wurde, machte ihr die Stelle Eindruck, wo dieſem Ritter vorausgeſagt wird, er ſolle zwar bei ſeinem Fürſten zur höchſten Gnade und Würdigung gelangen, jedoch ſelbſt niemals über das Mittelmäßige erhoben werden: das iſt mein Fall, rief ſie mit Lebhaftigkeit aus. Dieſer Widerſpruch aber, nichts zu ſein, und doch viel zu vermögen, war die Bedingung ihrer Exiſtenz.

In den Erinnerungen aus St. Cyr lieſt man, wie ſie einſt ſelbſt einer ihrer dortigen Freundinnen ihr tägliches Leben geſchildert hat. [1]

Der Tag begann mit einem Beſuch der Aerzte des Königs, denn von der leiblichen Fürſorge für denſelben ging alles aus, des Chirurgen Marchal, und des Leibarztes Fagon. Fagon war eine auffallende Erſcheinung, von langem, gelbſchwarzem Geſicht, bedeckten Augen, dicken Lippen; aber er beſaß Weltklugheit, Umſicht, Witz und ſelbſt Gelehrſamkeit; in mediciniſchen Dingen galt er für unfehlbar. Mit ſeinem Syſtem wiederholter Reinigungen bei geſunden und häufiger Blutentziehung bei kranken Zuſtänden beherrſchte er das tägliche Leben aller Mitglieder der königlichen Familie: ſeine Ausſprüche wurden als Orakel befolgt. Mit denen ward die mediciniſche Tagesordnung feſtgeſtellt.

An das Perſönliche ſchloß ſich das Allgemeine. Generale erſchienen, welche zur Armee gehen und ſich der Freundſchaft

[1] Conversation avec Mm. de Glapion (1705) bei Languet I. 305. Schon La Beaumelle theilte in den Mémoires de Mm. de Maintenon, VI, 160, einen jedoch hie und da abweichenden Auszug mit. Eine hauptſächlich auf Languet gegründete Redaction findet ſich bei Lavallée, Lettres historiques et édifiantes de Mm. de Maintenon, II, 153.

der mächtigen Dame für die Dauer der Abweſenheit verſichern wollten; der Erzbiſchof, der über Geiſtliche, ein Miniſter, der über eine Schwierigkeit in der Verwaltung, die zur Sprache kommen mußte, vorläufig ihre Beiſtimmung zu gewinnen ſuchte. Indem ſie ſich zu ihrer Correſpondenz niederſetzt, denn ſie ſchrieb gut und daher gern, wird ſie durch neue Beſuche, die ſie nicht abweiſen kann, unterbrochen; der Geringere verließ ſie immer, wenn der Vornehmere gemeldet wurde, aber ſelbſt dem Duc du Maine iſt begegnet, halbe Stunden lang in der Antichambre zu warten; zuweilen zeigte ſich ſchon der König, wenn er zur Meſſe ging, oder von derſelben zurückkehrte. So kam die Zeit ihres Mittageſſens heran, die zu ſehr früher Stunde, noch vor der königlichen Tafel, angeſetzt war; doch war damit keine Erholung verknüpft. Während ſie aß, erſchien die Herzogin von Bourgogne mit ihren Damen bei ihr. Dann nahm es ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, wie die Herzogin ſich betrug, ob ſie nicht etwa durch Indiscretionen verletze, ob ſie ſich bemühe und es lerne, einem Jeden etwas Freundliches zu ſagen, wie das, was ſie ſage, aufgenommen werde. Nach der königlichen Tafel ſtrömte der größte Theil der Geſellſchaft wieder in ihre Gemächer. Eine allgemeine Converſation bildete ſich; doch hatten überdieß die Meiſten ein perſönliches Anliegen: ein falſches Gerücht ſollte widerlegt, ein Verdacht gehoben, ein Eindruck verlöſcht, dem König eine Bitte vorgetragen werden. Andere mochten ſie beneidenswerth finden, daß ſie von ſo vielen hochſtehenden Männern und Frauen geſucht, in ihr Vertrauen gezogen wurde; ſie ſagt, ſie hätte lieber an der lebhaften Unterhaltung der Jüngern Theil genommen, das Vergnügen verlaſſe ſie, nur von Geſchäften werde ſie geſucht: aber im Innern ihrer Seele

fühlte sie sich doch geschmeichelt, daß Alle sich an sie wandten, die Geringere von Herkunft, die alte Frau; daß Jedermann ihr Zuvorkommenheiten und Zuneigung bewies;[1] mit höherem Accent preist sie sich glücklich, daß sie etwas Gutes thue, besonders daß sie zur Erhaltung der Eintracht, was fürwahr nicht leicht war, beitragen konnte.[2]

Wenigstens war sie nun über Alles, was in allgemeinen und besonderen Angelegenheiten vorging, vollkommen unterrichtet, wenn der König, von seiner Promenade oder seiner Jagd zurückkommend, gegen Abend bei ihr eintrat. Die Thüren wurden für alle übrigen geschlossen: aber die Minister erschienen, und jene Arbeit begann, deren wir gedacht haben. Die Arbeit verwandelte sich wohl in Conversation, an der dann Frau von Maintenon, wenn sie herbeigezogen wurde, Theil nahm. Oder es wurde eine Schrift vorgelesen, die etwa in das Parlament geschickt werden sollte: Frau von Maintenon erlaubte sich wenigstens ein literarisches Urtheil darüber auszusprechen. Zuweilen dauerte das bis tief in den Abend und störte die kleinen Vorrichtungen der Häuslichkeit: denn der König wollte nicht, daß ein Dienstbote eintrat, während ein Minister zugegen war. In der Regel kam man früher zu Ende, und der König begab sich in seine Zimmer, wo nur die Vertrautesten der Familie zusammentrafen: das Allerheiligste, von dem Elisabeth Charlotte, wie sie klagt, den größten Theil ihres Lebens ausgeschlossen blieb.

Man begreift es, wenn Frau von Maintenon es liebte,

[1] Je me vois là au milieu d'eux tous, cette vieille personne devient l'objet de leur attention. C'est a moi qu'il faut s'adresser, par qui tout parle.

[2] An Madame de Ursins II, 380.

ſich aus dieſer aufregenden Unruhe zuweilen nach St. Cyr zurückzuziehen, in die Zelle, die ſie ſich dort vorbehalten hatte, wo der Tag nach der ſtillen Ordnung des Hauſes und den gottesdienſtlichen Zeiten verfloß, unter Beſchäftigungen, die ihrer Natur beſonders zuſagten und ihr, denn ſie meinte damit für die künftigen Generationen des franzöſiſchen Adels etwas unendlich Heilſames zu leiſten, ſelbſt wichtiger ſchienen, als jene Theilnahme an ſo vielen perſönlichen und vorübergehenden Intereſſen. Auch dahin kam der König gern zur gewohnten Stunde. Er wohnte der Veſper bei, ſprach mit den jungen Damen; ſie luſtwandelten dann im Park, oder machten eine Spazierfahrt.

Auf das engſte wären dergeſtalt dieſe beiden Individualitäten vereinigt; ſie lebten in und mit einander. Die eine erſcheint allezeit herrſchend, aber mit Zartheit, die andere dienend, aber mit einem höheren Zwecke; jene in ihren Grundſätzen und Meinungen unerſchütterlich, dieſe ſich ſo viel möglich anſchließend und folgend, beugſamen Geiſtes, nicht ohne ihre eigenen Beſtrebungen, aber ſich beſcheidend, wenn ſie nicht zu erreichen ſind. Daran kann kein Zweifel ſein, daß die Dame etwas von ihrem Sinn in die Ausübung der höchſten Gewalt brachte; es wäre nicht anders möglich. Allein man ſollte ſie z. B. nicht beſchuldigen, ſie habe, von der Herzogin von Burgund gewonnen, zu Gunſten des Vaters derſelben gearbeitet: König Ludwig hätte vielmehr gerade dieſem Fürſten größere und längere Schonung beweiſen ſollen, als er that. Andere Dinge, die ihr vorgeworfen werden, darf man nicht ſo entſchieden in Abrede ſtellen. Mit großer Beſtimmtheit und unläugbarer Kunde der Sache wird behauptet, daß ſie ein Intereſſe bei den Lieferungsgeſchäften gehabt habe. Das könnte

nicht anders als in den in Frankreich herkömmlichen geſetzlichen Formen geſchehen ſein, und reich iſt ſie dabei nicht geworden: der König machte ſich ſelbſt einen Vorwurf darüber, daß ſie ſo wenig beſitze: aber wie viel beſſer hätte ſie jede Berührung mit gewinnverheißenden Geſchäften vermieden! Bei einer ſolchen Stellung innigſten Vertrauens, wie die ihre war, iſt der geringſte Anlaß, von Eigennutz zu reden, verderblich. Wenn es undenkbar iſt, daß ſie, wie man ferner ſagt, den König über den Zuſtand des Reiches in Unkunde gehalten habe, da er alle Tage mit den Miniſtern der verſchiedenen Zweige arbeitete: ſo ſind doch allerdings aus einer oder der anderen Rückſicht, hauptſächlich aus Beſorgniß für den Geſundheitszuſtand des Fürſten, Verzögerungen dringender Mittheilungen vorgekommen, die dann ſchädliche Folgen nach ſich zogen.[1] Wohl klagt ſie oft, daß ſie mit ihren Empfehlungen nicht durchdringe, ſelbſt nicht bei der Beſetzung der Bisthümer, wie viel weniger in andern Anſtellungen: aber kein Zweifel iſt, daß ſie ihre Schützlinge hatte (denn auch um ſie bildete ſich eine Familie,) und ſie zu fördern wußte. Sie war eben eine Frau wie andere. Die Gebrechlichkeiten und Rückſichten des Privatlebens traten auch durch ſie mit den öffentlichen Dingen in eine allzunahe Berührung. Man hat das auf gehäſſige Weiſe, alle Verhältniſſe mißkennend, übertrieben: was daran Wahres iſt, darf doch nicht hindern, auch die ſeltenen und bedeutenden Eigenſchaften anzuerkennen, die Frau von Main-

[1] Tiepolo behauptet das in ſeiner Relation von 1706: Il Sr. di Chamillart prima de portare al re qualche aviso dispiacevole — doveva ricever gli ordini per il modo dell' espositione che ordinariamente seguiva con diminuzione della verità, acciò che non restasse alterata la salute del re. Endlich beim Widerſpruch mit andern Nachrichten ſei er genöthigt geweſen, den erhaltenen Befehl einzugeſtehen.

tenon an den Tag legte. Ueberall, wo wir ihr begegnen, finden wir ſie voll Verſtand und Einſicht, ruhig, maßvoll, in einer gewiſſen Höhe der allgemeinen Bildung, mit der ſich ein ächtes Wohlwollen vereinigt, wie es ihr Ideal iſt, durch und durch Vernunft. Alle ihre Briefe athmen den Ernſt eines tiefen, inneren Lebens: ihr Geſicht erglänzt, wenn ſie beſonders vor Kindern, auch ſolchen, die ſie nicht verſtehen, von Gott redet.[1] Es ward einmal als ihr Lebensziel bezeichnet, von den dritthalbhundert Fackeln der Zöglinge von St. Cyr zu Grabe begleitet zu werden; ſie lächelte darüber, die guten Werke, die man in einer Stellung wie die ihre vor ſich her ſchicke, ſeien vielmehr, daß man die Religion ehre, die Großen in ihren guten Geſinnungen beſtärke, den aufwachſenden Prinzen gleiche Geſinnungen einflöße.[2]

Auch von den böſen Tagen, die nun eintraten, ward Frau von Maintenon, zumal da man ſie ihr zum Theil zur Laſt legte, unmittelbar und beſonders in Bezug auf den König betroffen. Wie oft mußte ſie bei den Vorträgen der Miniſter Nachrichten des Unglücks mit anhören, welche ihr, wie ſie ſagt, das Herz zerſchnitten. Sie ziehe ſich dann, ſo erzählt ſie, in einen Winkel zurück, um zu beten, bis ſie ſich ſo weit erhole, um den Schmerz des Königs lindern zu können. Der ſtolze Fürſt, der gegen Andere nichts als Selbſtgefühl und Zuverſicht an ſich blicken ließ, hat in der Gegenwart der Freundin zuweilen Thränen vergoſſen.

Bei den Vorſtellungen von Gott und Welt, kirchlichem Verdienſt und dem Verbrecheriſchen der Häreſie erregte es

[1] Mlle. d'Aumale à Mme. du Perou bei Lavallée II, 248.

[2] An Madame des Ursins II, 386. Cela vaut mieux, quoique en puisse dire Madame la Duchesse d'Albe.

geiſtliche Scrupel, daß das Glück die proteſtantiſchen Waffen begünſtigte. Es ſchien unbegreiflich, daß nicht die Länder ſiegreich ſeien, wo Gott am beſten verehrt werde, noch die würdigen, religiöſen Fürſten, Ludwig XIV., Philipp V. und der Prätendent, den man als König von England betrachtete: Gott erkläre ſich vielmehr, man brauchte dieß Wort, für die Ketzer und die Uſurpatoren. In den Kirchen begleitete man jede Kriegshandlung, jede Wendung des Waffenglücks mit Gebeten. Die Herzogin von Burgund betete für den Ruhm ihres Gemahls in St. Cyr: während der Belagerung von Lille wurden die vierzig Stunden allenthalben gehalten: die Frauen, deren Männer im Felde ſtanden, erfüllten die Kirchen: aber mit allem dem war Frau von Maintenon noch nicht zufrieden. „Monſeigneur," ſchreibt ſie einmal an den Erzbiſchof von Paris [1], „es drängt mich, Ihnen meinen Schmerz, meine Unruhe auszudrücken. Die heil. Genoveſa hat, wie man ſagt, das Königreich immer beſchützt, und was auch die Freidenker ſagen, einſt ſind Wunder vorgekommen, das Volk hegt noch immer großes Vertrauen zu der Heiligen." Sie will es nicht eigentlich vorſchlagen, aber ihr Sinn iſt, trotz aller rigoriſtiſchen Anklänge des Calvinismus, mit denen ſie ihren Katholicismus durchdrungen hat, wieder den uralten kirchlich-kindlichen Vorſtellungen von der unmittelbaren Hülfe der Heiligen zugewandt. „Auch die Freigeiſter glauben, daß Gott über uns wache; warum ſoll man nicht annehmen, daß man ſeinen Zorn beſänftigen könne."

Alles menſchliche Thun und Laſſen hängt von dem reli-

[1] C'est à vous, Monseigneur, à nous marquer comment il faut appaiser la colère de dieu. Si l'on n'ose pas faire beaucoup, on peut faire peu. (An Noailles 14. Juli 1707. Vgl. 9. Sept. 1708.)

giöſen Begriff ab, in welchem man lebt. Die Idee der objectiv das Heilige repräſentirenden Kirche, mit dem unbedingten Verdienſt, welche in ſeiner Förderung liegt, die Ueberzeugung, daß dieſelbe die Gnade Gottes an und für ſich auf die Reiche und Staaten herabziehe, hatte die antiproteſtantiſche Politik Ludwigs XIV. hauptſächlich hervorgebracht, und ſie war ein Beweggrund ſeiner ganzen Haltung in der Welt. Es iſt nicht mehr Chriſtus, den Chlodwig vor der Schlacht anruft, um ihm den Sieg zu geben; dieſe Vorſtellungen ſind längſt verworfen; aber man erwartet den Sieg als Belohnung kirchlicher Verdienſte und vermeint durch Localheilige den Zorn der Gottheit zu beſchwichtigen.

Doch würde es ungerecht ſein zu behaupten, daß man in den Kreis dieſer Gedanken gefeſſelt geweſen ſei. Unſer König, ſagt Frau von Maintenon einmal, war allzu ruhmſüchtig, Gott will ihn demüthigen: unſere Nation iſt anmaßend und regellos: Gott will ſie züchtigen; Frankreich hatte ſich, wohl ungerechter Weiſe, zu weit ausgedehnt; Gott will es in engere Grenzen einſchließen, was ihm vielleicht beſſer ſein wird. In dieſer Stimmung lebte man fortan. Man beugte das Haupt unter die Gerichte und den Willen Gottes.

Zweites Capitel.

Wiederausbruch der janſeniſtiſchen Streitigkeiten.

Nicht allein aber in den tranſcendentalen Beziehungen zwiſchen menſchlichen Unternehmungen und der göttlichen Einwirkung auf ihr Gelingen oder Mißlingen beſchäftigte die

Religion die Gemüther, ſondern noch bei weitem mehr in Bezug auf die Realiſirung des kirchlichen Inſtitutes, über deſſen Göttlichkeit kein Zweifel zugelaſſen wurde, durch den Staat und in demſelben, die Vertilgung abweichender Meinungen, das Verhältniß der Krone und des Fürſten zur geiſtlichen Autorität überhaupt, und beſonders zu dem Papſtthum.

Vor dem Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekriegs gab es in dieſem nie auszugleichenden Widerſtreit einen Moment des Einverſtändniſſes.

Die gallicaniſchen Grundſätze wurden von Clerus, Parlament und Sorbonne aufrecht erhalten; [1] aber man ſtritt darüber nicht mehr mit dem Papſt, ſeitdem es nicht länger als eine Pflicht betrachtet wurde, ſie zu bekennen. Der römiſche und der franzöſiſche Hof waren in den großen europäiſchen Fragen, denen zugleich eine ſo hohe kirchliche Bedeutung zukam, in der Hauptſache einverſtanden. Gegen die Proteſtanten machten ſie nach wie vor gemeinſchaftliche Sache. Auch gegen die Janſeniſten waren ſie bis auf einen gewiſſen Grad Verbündete geweſen; den ausgeſprochenen Janſenismus, namentlich die Behauptung, daß die fünf Sätze des Janſenius nicht zu finden ſeien, hätte die weltliche ſo wenig als die geiſtliche Gewalt geduldet; aber man begnügte ſich mit dem

[1] Erizzo, Relatione di Francia 1698: L'autorità de' vescovi in Francia è maggiore di quello che per l'adietro mai fosse; per zelo di defender de loro dottrine che particolarmente consistono in escluder nel Pontefice quel termine del motu proprio, l'infallibilità et la preferenza sua ne' concilii, nelle quali li Francesi mai conveniranno con la corte Romana: — il re che è molto pio et non molto dotto si lasciarebbe condur facilmente o da scrupoli o da accorte insinuationi a conceder tutto, se non vegliassero con attentissima osservatione il clero, li parlamenti et la Sorbona.

ehrerbietigen Stillschweigen: der Kirchenfriede ward als bestehend betrachtet.

Wie einst die Persönlichkeit und Stimmung des Patriarchen zu Constantinopel zur Seite des rechtgläubigen Imperators, so bildete in der damals kirchlich fast noch mehr als politisch aufregbaren Hauptstadt von Frankreich die Haltung und Sinnesweise des Erzbischofs eines der wesentlichsten Momente des Friedens und der öffentlichen Ruhe. Beispiele, wie Retz eines gegeben, machten das Königthum fast bereuen, daß es einen erzbischöflichen Sitz in Paris gegründet hatte. Denn dieser hohe Rang bewirkte, daß die Prälaten des Reiches, die so gern und häufig am Hofe verweilten, sich dem Erzbischof anschlossen: da die Clerusversammlungen beinahe ohne Ausnahme in Paris gehalten wurden, so ward er gleichsam als der geborne Präsident derselben betrachtet. Wir sahen, welch eine große Rolle Harley in dieser Eigenschaft spielte. Er neigte sich dogmatisch mehr den jesuitischen Meinungen zu; aber er trug Sorge, auch deren Gegner zufrieden zu stellen, jeden aufkeimenden Hader in seinem Ursprung zu ersticken. Er hatte die dem Papstthum entgegengesetzte Richtung des Gallicanismus bis zu ihrem vollsten Ausdruck gebracht, und hierin den König weiter geführt, als dieser wenigstens nach der Hand billigte. Da Harley überdieß in seiner persönlichen Führung sehr gegründetem Tadel Raum gegeben hatte, so hielt man bei seinem Tode im Jahr 1695 um so mehr für nöthig, einen Nachfolger von unbedingtem religiösen Eifer an seine Stelle zu setzen. Frau von Maintenon lenkte die Wahl auf den Bischof von Chalons, Noailles, mit dem sie selbst in die engste Familienverbindung trat, indem sie ihre Nichte mit seinem Neffen vermählte, so daß sich in den Noailles ihr Geschlecht

fortpflanzte, der aber überdieß durch unbescholtenen Wandel, würdige Haltung und warmen auf die Förderung innerer Religion gerichteten Eifer empfohlen ward. Er schrak einen Augenblick vor den Schwierigkeiten dieser Stellung zurück: entschloß sich dann aber, sie anzunehmen. Der König wünschte, wie so viele ernstgesinnte Fürsten — schon der Ostgothe Theodorich gab ein Beispiel davon — einen wahrhaft religiösen Bischof einzusetzen: er ließ vernehmen, daß er sich ferner weniger in die kirchlichen Angelegenheiten zu mischen denke. Frau von Maintenon glaubte in Noailles einen Gehülfen bei dem Werke zu finden, in dem sie ihre vornehmste Bestimmung sah, der vollkommen durchgeführten Bekehrung des Königs.

In den quietistischen Irrungen wirkten noch alle Gewalten zusammen. Der König rief die Entscheidung des römischen Stuhles an, und suchte jede fremdartige Einwirkung ferne zu halten.[1] Papst Innocenz XII., der schon zu seinem ersten Schritte in dieser Sache durch den Clerus von Frankreich gedrängt worden war, gab sein Urtheil in dessen und des Königs Sinne, und Fenelon zögerte keinen Augenblick, seine Unterwerfung auszusprechen. Bemerkenswerth ist, wie sorgfältig man bei der Bekanntmachung des päpstlichen Breve die gallicanischen Freiheiten wahrnahm. Die Bischöfe hielten ausdrücklich an ihrem Anspruch fest, ein dogmatisches Urtheil zu fällen, entweder vor dem Papst, oder mit ihm, oder nach ihm, aber immer selbstständig. In die Aufforderung des Parlaments, einen päpstlichen Erlaß in sein Register einzutragen, war früher die Bedingung eingeflochten

[1] Harcourt wird einmal angewiesen, da Fenelon sich an die spanischen Universitäten zu wenden gedenke, einem widrigen Ausspruch derselben entgegenzutreten.

worden, daß man in demſelben nichts finde, was den Gerechtſamen der Krone zuwiderlaufe.[1] In den letzten Zeiten war dieſe weggelaſſen worden, jetzt ward ſie wieder hergeſtellt, zur größten Freude des Parlaments, das darin ſein Recht der Prüfung und Verification anerkannt ſah. Der König ſelbſt fand, daß durch eine ſolche Anerkennung ſeine Autorität nichts einbüße; eine Deputation ſprach ihm ihren Dank dafür aus, er nahm ihn an.

Noch einmal erſchien hier dieſe ganze Hierarchie, die Rom und Frankreich umfaßte, Papſt und König, Bisthum und Parlament, in einer gewiſſen Größe und Uebereinſtimmung, vor der ſich Alles beugte.

Kein Zweifel jedoch, daß der Zwiſt der alten Gegenſätze in der Tiefe nur eben ſchlummerte.

Eine größere Bedeutung, als man anzunehmen pflegt, möchte doch in der That der großen dogmatiſchen Streitfrage zukommen, welche die Schulen, die Beichtſtühle, die Gewiſſen von einander trennte. Es war die uralte, immer von neuem aufgeworfene, niemals geſchlichtete, und vielleicht in beſtimmter Formel niemals zu ſchlichtende Frage, über das Verhältniß der Gnade und des freien Willens bei der ſittlichen und religiöſen Wiedergeburt des Menſchen. Die, welche man Janſeniſten nannte, denn ſie ſelber verwarfen dieſen Namen, näherten ſich den urſprünglichen Anſichten der vornehmſten

[1] S'il vous appert, qu'il n'y ait rien dans la bulle de contraire aux droits de notre couronne, libertés de l'église gallicane, maximes et usages de notre royaume. Vgl. d'Agueſſeau: Mémoires sur les affaires de l'église de France, in den Oeuvres du Chancelier d'Aguesseau. Paris 1819. T. VIII, 211. Für die Anſchauung der Behandlung dieſer Sache durch den König und das Parlament von großem Werth.

Begründer der evangeliſchen Doctrin, die ja ſelbſt in den älteſten Anſchauungen der lateiniſchen Kirche wurzelte. Die Jeſuiten dagegen hatten die ſchon unter ihrer Einwirkung im Gegenſatz gegen die Proteſtanten zu Stande gekommenen Feſtſetzungen von Trident in dieſer Richtung noch weiter ausgebildet. Die Einen ſchrieben der Gnade eine wenn nicht geradezu zwingende, doch ſo mächtig vorherrſchende Wirkſamkeit zu, daß das Bewußtſein der menſchlichen Freiheit dabei zu leiden ſchien; die Andern hoben nach dem Vorbild von Molina die Nothwendigkeit einer freien Selbſtbeſtimmung ſo lebhaft hervor, daß darüber die Idee von der Gnade in den Hintergrund gedrängt wurde. Jene hatten die Tradition des kirchlichen Alterthums, die Sympathie der dominicaniſchen und benedictiniſchen Schulen für ſich, ſie waren tiefer, frommer, rigoroſer; dieſe ſtanden den Auffaſſungen des gemeinen Lebens näher; ſie waren verſtändlicher, bequemer, und dabei doch auch bedacht, das religiöſe Gefühl nicht zu verletzen; wie einſt an den Capuzinern, ſo hatten ſie jetzt an der Schule von St. Sulpice überaus thätige und nützliche Gehülfen. Der alte Widerſtreit des Lehrkörpers der Sorbonne mit den jeſuitiſchen Collegien bewegte ſich jetzt auf dieſem Gebiete. Von den Extremen fern gehalten, nicht zu offenem Kampf auflodernd, konnte der Gegenſatz der beiden Meinungen, der etwas Nothwendiges in ſich hat, zur Erhaltung religiöſer Anregung ſogar beitragen.

Er hatte nun aber in ſo fern von vorn herein ein politiſches Moment, als die Janſeniſten, die geiſtliche Berechtigung unendlich hoch ſtellend, weder die einſeitigen Einwirkungen der weltlichen Gewalt auf die Kirche, noch auch die Anſprüche der päpſtlichen Infallibilität dulden wollten, während die Jeſuiten

eben durch die Verbindung von beiden ein einheitliches Kirchenregiment durchzuführen ſuchten.

Man kann es ſich erklären, daß die königlichen Miniſter und der König ſelbſt, thätige Menſchen, in der Mitte des Lebens ſtehend, für die Begriffe von der Selbſtbeſtimmung des menſchlichen Willens empfänglich, den Jeſuiten, die Biſchöfe dagegen, die von der Würde ihres Amtes, und die parlamentariſchen Männer, die von der Nothwendigkeit einer Aufſicht über die römiſchen Einwirkungen durchdrungen waren, den Janſeniſten ſich zuneigten.

Die letztere Richtung bekam aber dadurch einen beſonderen Rückhalt, daß der bisherige Generalcontroleur Pontchartrain — man ſagt auch deshalb, weil ſeine Stelle für einen Vertrauten des Hauſes habe freigemacht werden ſollen — beim Tode Boucherats zum Kanzler ernannt wurde. Er nahm in dieſem hohen für das Innere noch ungemein wichtigen Amte die Rechte der Magiſtratur mit dem Eifer der alten Kanzler wahr; beſonders die beiden d'Agueſſeau ſtanden ihm dabei zur Seite, der ältere als Rathgeber in jeder wichtigen Angelegenheit, ſo daß viele Geſetze und Verordnungen ſich mehr von ihm herſchrieben, als von dem Kanzler, der jüngere als Generalprocurator: würdige und wohlgeſinnte Männer, und die nicht ohne Vorliebe für die Meinungen und Tendenzen waren, welche man als janſeniſtiſch bezeichnete. Die Familie Pontchartrains ſelbſt ſtand mit einigen Vorkämpfern der Janſeniſten in Verbindung.

So ungefähr war auch die Haltung des Erzbiſchofs Noailles, der bald nach ſeinem Eintritt durch die königliche Gunſt zur Würde eines Cardinals der römiſchen Kirche erhoben wurde. Die unterſcheidenden janſeniſtiſchen Lehrmeinungen

nahm er nicht an. Aber er hatte Sympathie für die Anſichten dieſer Partei von dem Bisthum, und ihren Widerſpruch gegen die päpſtliche Unfehlbarkeit; beſonders für ihre praktiſche Theologie. Ein damals vielgeleſenes Buch von Pascal Quesnel, moraliſche Betrachtungen über das Neue Teſtament, von dem er bemerkte, daß es eine gute Wirkung auf Moralität und Religion hervorbringe, hatte er ſchon als Biſchof von Chalons gebilligt, als Erzbiſchof ließ er bei der neuen Ausgabe nur einige wenige von den Abänderungen zu, welche Manchen ſchon damals nothwendig ſchienen. Boſſuet verlangte deren hundert; er ließ ſich nur acht gefallen.[1] Denn wie das Buch war, ſo ſchien es ihm gut. Seine nächſte Umgebung beſtärkte ihn in dieſem Verfahren, und ihm wohnte nicht ſo viel Schärfe des Denkens bei, daß ihm die Conſequenzen der darin vorgetragenen Lehren in ihrem ganzen Umfang klar geworden wären.

Er glaubte die Pflicht eines orthodoxen Erzbiſchofs vollkommen zu erfüllen, wenn er ſich nun doch auch wieder dem Janſenismus, der dieſen Namen nicht verläugnen konnte, abgeneigt zeigte. Indem er die moraliſchen Betrachtungen in Schutz nahm, verdammte er ein Buch von Barcos, in welchem unzweifelhaft janſeniſtiſche Lehren vorkamen. In der unter ſeiner Leitung gehaltenen Clerusverſammlung von 1700 wurde einerſeits die Behauptung der Freunde dieſer Abweichung, daß der Janſenismus nur ein Phantom ſei, als ſchismatiſch und ärgerlich verworfen; andererſeits wurden aber auch Die getadelt,

[1] Pour ôter ce, qu'il y avoit de plus grossiérement erroné. Languet, Mémoires de St. Cyr. Languet behauptet, daß in der erſten von Vialart approbirten Ausgabe der Reflexions unter dem Titel abrégé de la morale des évangiles von den 101 Sätzen, die man ſpäter verdammte, nur 5 enthalten geweſen ſeien. Erſt 1692 ſei das Buch in der Form erſchienen, in welcher es Noailles billigte.

welche kirchlich geſinnte Männer, die eine ſtrengere Sittenzucht forderten, mit der gehäſſigen Beſchuldigung des Janſenismus heimſuchten.[1]

Da war nun die Frage, welches die Gränzen zwiſchen dem wahren Janſenismus, den er verdammte, und dem fälſchlich ſo genannten, den er in Schutz nahm, ſeien. Theologen von Bedeutung, die noch eben in der quietiſtiſchen Sache mit ihm verbündet geweſen waren, haben ihm geſagt, das von ihm gebilligte Buch ſei ſehr entſchieden janſeniſtiſch. Er ſollte aber ſogleich erfahren, daß er nicht allein mit den alten Freunden und Collegen, ſondern auch mit dem König von Frankreich darüber werde zu ſtreiten haben.

Dem König war ſchon der Name des Janſenismus verhaßt. In den Zeiten, als er mit dem römiſchen Stuhle entzweit war, hatten die Janſeniſten Gehör in Rom gefunden; man gab ihnen Schuld, Papſt Innocenz XI. und deſſen Staatsſecretär gegen Frankreich angeregt zu haben. Und eine höchſt verderbliche Wirkung habe dieſer Einfluß gehabt, man könne die Unfälle des Königs von demſelben ableiten. Denn wäre der Papſt niemals für Fürſtenberg geweſen, und hätte ſich dieſer in Cöln feſtſetzen können, ſo würden die Generalſtaaten dem Statthalter nicht erlaubt haben, nach England zu gehen, alle Ereigniſſe würden eine andere Wendung genommen haben. Auch jetzt fanden die Janſeniſten bei den Feinden des Königs, den Holländern, Schutz. Ein aus der Wahl der unter der Republik noch fortdauernden katholiſchen Capitel hervorgegangener Generalvicar, Peter Codde, Erzbiſchof von Sebaſte, war in Rom janſeniſtiſcher Meinungen angeklagt, und ſchuldig

[1] Censura et declaratio conventus cleri Gallicani. Procès verb. P. VI. App. 193.

befunden worden, aber dem zum Trotz ward er von den Katholiken in Holland als ihr Kirchenoberer anerkannt. Man hat eine Medaille, auf welcher der Erzbischof von dem mit dem Schwert bewaffneten holländischen Löwen vor den Blitzen des Vaticans in Schutz genommen wird.[1] In Utrecht bildete sich ein Herd jansenistischer Opposition gegen den römischen Stuhl; da fand P. Quesnel, der nicht sowohl wegen jenes Buches, als wegen seiner übrigen abweichenden Meinungen weder in Frankreich noch unter Philipp V. in den katholischen Niederlanden geduldet wurde, eine Zuflucht. Noch einmal griff dieser Hader in die politischen Gegensätze ein, welche die Welt bewegten: denn der Papst gehörte jetzt zu den engsten Verbündeten von Frankreich.

Man begreift, wie sehr nun Ludwig XIV. davon betroffen sein mußte, daß der Erzbischof, dem er die religiöse Leitung seiner Hauptstadt mit unbedingter Zuversicht anvertraut hatte, in den Verdacht gerieth, jansenistische Meinungen zu hegen: man sagte ihm sogar nach, daß er mit einigen offenbaren Feinden des Königs in Briefwechsel stehe.

Frau von Maintenon hatte in dem Erzbischof eine Stütze gegen die Jesuiten und den Beichtvater zu finden gehofft. Aber wie so ganz sah sie sich in ihrer Erwartung getäuscht! Der Verdacht des Jansenismus brachte den Erzbischof um jeden persönlichen Einfluß. Sie stellte ihm vor, würde er gegen die jansenistischen Meinungen so entschieden auftreten, wie gegen die quietistischen, so würde er alles vermögen, denn der Einfluß der Jesuiten sei schwach; es komme nur darauf an, daß er eine bündige Erklärung von sich gebe. Und sehr möglich, daß Noailles die geistliche Regierung des Königreichs

[1] Mit der Umschrift: Insontem frustra ferire parant.

in die Hand bekommen haben würde, hätte er nachgeben wollen. Aber er hatte nun einmal sein Wort, seinen Credit verpfändet. In den Einwendungen, die man gegen das Buch, das er für untadelhaft hielt, vorbrachte, sah er jesuitisches Getreibe. Er aber haßte die Jesuiten, vor allen Pater Lachaise, der sich einst seiner Erhebung zur erzbischöflichen Würde widersetzt hatte,[1] er wollte ihnen nicht weichen. Kurzsichtig in Bezug auf die politischen, sowie auf die dogmatischen Gegensätze, leistete er seinen Feinden die besten Dienste. Das Vertrauen, das er verlor, ward eben denen zu Theil, die er bekämpfen wollte: Pater Lachaise war in Kurzem mächtiger als je. Nach einiger Zeit kam es vor, daß ein Bisthum vergeben wurde, ohne daß mit dem Erzbischof auch nur davon gesprochen worden war, was ihn mit Recht um so mehr kränkte, da er nicht gegen den Ernannten gewesen sein würde.

Einst hatte Ludwig XIV. für rathsam gehalten, die jansenistischen Meinungen, zu denen sich so viele Mitglieder der königlichen Familie selbst bekannten, unter gewissen Modificationen zu dulden. Jetzt, da sie in jenen Kreisen keine Anhänger mehr zählten und sich ihm so feindlich erwiesen hatten, war er entschlossen, ihnen ein Ende in Frankreich zu machen, und auch in diesem Bezug die Einheit des Landes und der Kirche vollkommen herzustellen.

Dazu gehörte aber zweierlei. Das Zugeständniß, daß das ehrerbietige Stillschweigen über die Entscheidung des

[1] Languet: Il n'ignorait pas, que le père de la Chaise avait contredit son élevation au siège à Paris et il regarda tout ce qu'on disoit contre lui, comme les effets d'une cabale formée par les Jésuites et que c'étoit cette cabale, qui faisoit agir l'évêque de Chartres (der hauptsächlich das Buch tadelte).

Papſtthums genüge, mußte zurückgenommen, und das Buch Quesnels, hinter deſſen zweideutigem Sinne der Erzbiſchof ſich verſchanzte, verurtheilt werden. Es kam nur darauf an, das eine und das andere auf eine Weiſe zu bewirken, in welcher die gallicaniſchen Rechte nicht verletzt würden.

Das ehrerbietige Stillſchweigen fand in Frankreich ohnehin ſchon ſehr ernſtlichen Widerſpruch. Man hatte als eine Gewiſſensfrage aufgeſtellt, ob es namentlich den Beichtvätern genüge. Eine Conſultation von vierzig Doctoren der Sorbonne war erſchienen, welche die Frage bejahte; aber der Erzbiſchof ſelbſt, von Rom her geſchreckt, hatte dieſe Entſcheidung nicht in Schutz nehmen mögen, und die Doctoren zu einem Widerruf ihres Ausſpruches veranlaßt. Der König hielt nicht für gut, in Frankreich ſelbſt den Streit hierüber angehen zu laſſen; er legte — im Mai 1703 — den Parteien Stillſchweigen auf, und wandte ſich wegen einer definitiven Entſcheidung nach Rom.

Hier konnte man ſich nichts Beſſeres wünſchen. Eine Gelegenheit zeigte ſich, der einzigen Abweichung, die noch im weiten Umkreis der Kirche geduldet war, dieſe Nachſicht zu entziehen, und mit Freuden ergriff man ſie. Die Bulle Vineam Domini Sabaoth ward entworfen, in welcher die Conſtitutionen der früheren Päpſte über den Janſenismus erneuert, und alle Ausflüchte, die man gegen ihre unbedingte Annahme erhob, abgeſchnitten werden. Die Behauptung, daß das ehrerbietige Stillſchweigen in Bezug auf Thatſachen genüge, wird darin ausdrücklich verdammt, und eine vollkommene Unterwerfung mit Herz und Seele gefordert. [1]

[1] Obedientiae quae praedictis apostolicis constitutionibus debetur obsequioso illo silentio minime satisfieri, sed damnatum sensum non ore solum sed et corde rejici ac damnari debere.

Die Bulle war zugleich gegen die janſeniſtiſche Schule von Holland gerichtet, welche nicht ferner als katholiſch anerkannt werden ſollte, vornehmlich jedoch auf Frankreich berechnet. Um allem ſpätern Widerſpruch vorzubeugen, ward ſie der Regierung und durch dieſe wie dem Erzbiſchof, ſo den vornehmſten Mitgliedern des Parlaments vorläufig mitgetheilt. Ich finde nicht, daß in der Hauptſache Schwierigkeiten gegen ihre Annahme erhoben worden wären; hatte doch der Erzbiſchof ſchon ſelbſt das Recht des ehrerbietigen Stillſchweigens fallen laſſen. Nur darauf war die Aufmerkſamkeit gerichtet, die Freiheiten des gallicaniſchen Clerus auch in dieſem Falle zu behaupten. Auf den Wunſch des Erzbiſchofs ward noch in der Bulle ſelbſt die Clauſel eingeſchaltet, daß die Conſtitution von der Kirche angenommen worden ſei, denn nicht den Päpſten allein wollte man das Recht der Verordnung zugeſtehen. Bei der Berathung, die in der Verſammlung des Clerus von 1705 darüber ſtattfand, verſicherte Noailles, daß auch damit der römiſche Stuhl noch nicht den Anſpruch mache, in Bezug auf Thatſachen unfehlbar zu ſein. Die Biſchöfe behielten ſich ausdrücklich die Befugniß vor, die Entſcheidungen von Rom nach ihrem Urtheil anzunehmen, oder es auch nicht zu thun.[1] Auf den Antrag des Parlaments wurde noch ein Vorbehalt der Rechte der Krone und der gallicaniſchen Freiheiten hinzugefügt. Die Sorbonne, der die Bulle ebenfalls im Voraus vorgelegt wurde, ſchloß ſich hierin nicht allein an; ſie hielt für angemeſſen, dem König für die Rückſicht, die er auf ſie nehme, durch eine Deputation zu danken. An der Spitze derſelben erſchien der Decan der Facultät, ein Mann von 86 Jahren, den der König mit beſonderm Vergnügen ſah; er ſei, ſo

[1] Vgl. Mémoires chronologiques et dogmatiques, IV, 266.

ſagte man ihm, einſt beim Urſprunge des Janſenismus in Rom geweſen, und ſehe nun — deſſen meinte man gewiß zu ſein — noch den Untergang deſſelben mit ſeinen Augen.

Eine Stelle gab es jedoch noch in Frankreich ſelbſt, wo man der allgemeinen Unterwerfung nicht beitrat. Die Nonnen von Portroyal des Champs meinten von dem Pfade ihrer verſtorbenen Schweſtern nicht abweichen, eine Satzung nicht anerkennen zu dürfen, durch welche die Lehre ihrer Beichtväter verdammt werde. Der Erzbiſchof Noailles hatte die ſchwere Pflicht, ihren Widerſtand zu brechen oder zu beſtrafen. Sein erſter Gedanke war, ſie ausſterben zu laſſen, wie denn eben damals die angeſehenſten von ihnen bald nach einander mit Tode abgingen; Novizen aufzunehmen ward verboten. Aber wie wäre ſo viel Geduld von Seiten der vereinigten Mächte der Kirche und des Staates zu erwarten geweſen? Portroyal des Champs ward in einen Proceß mit Portroyal de Paris verwickelt, verurtheilt, mit ſeiner Appellation zurückgewieſen, und der Erzbiſchof von Rom aus ermächtigt, das erſte aufzuheben. Noch einmal ſtieß die Gewaltſamkeit des unbedingten kirchlichen Befehls mit der Hartnäckigkeit einer tief religiöſen Ueberzeugung zuſammen. Der Erzbiſchof hielt einen Augenblick inne; er bot den Nonnen an, ſich mit dem menſchlichen Glauben, demüthiger Unterwerfung unter das Urtheil der Obern zu begnügen. Aber die alten Damen waren entſchloſſen, Märtyrer der Lehre zu werden, in deren Bekenntniß ſie gelebt hatten. Hierauf ward das Kloſter ohne Gnade aufgehoben; man führte die darin wohnenden Nonnen nach anderen Klöſtern, die Leichen der ſchon verſtorbenen nach fremden Todtenhäuſern hinweg. [1]

[1] Das Aufhebungsdecret und noch einige andere Actenſtücke bei Reuchlin: Portroyal II, 823.

Portroyal ward zerstört wie Charenton. Das eigenthümliche religiöse Leben in den Gränzen des Katholicismus fiel der kirchlichen Uniformität zum Opfer.

Es leuchtet aber ein, daß damit weder der inneren Forderung der hierarchischen Idee, noch den Absichten des Königs genug geschehen war. Der Erzbischof hatte zur Zerstörung des unzweifelhaften Jansenismus die Hand geboten: unverzüglich aber sah er auch diejenige Abweichung angegriffen, welcher er seinen Schutz lieh.

Von Frankreich her aufgefordert und durch neue Streitschriften Quesnels selbst unaufhörlich gereizt, sprach das h. Officium zu Rom über die moralischen Reflexionen seine Verdammung aus. Noailles mußte nun doch erleben, daß ein Buch, welches er gebilligt und ausdrücklich empfohlen hatte, als Brot für den Starken und Milch für den Schwachen, von dem römischen Hofe eben so ausdrücklich, wiewohl noch im Allgemeinen, verdammt wurde, weil irrige, gefährliche, und nach der jansenistischen Ketzerei schmeckende Behauptungen darin enthalten seien.

Er wurde darüber noch nicht ernstlich unruhig, da die freie Acceptation der französischen Kirche dazu gehörte, um einem päpstlichen Decrete Gültigkeit im Reiche zu verschaffen. Noailles hatte diesen Anspruch dem römischen Stuhle bereits nachdrücklich entgegengehalten; [1] die ältesten Aeußerungen der gallicanischen Bischöfe dafür zu den seinen gemacht. Er meinte, von einem Urtheil des römischen Stuhles noch nicht betroffen zu werden, ehe der französische Clerus demselben nicht ausdrücklich beigetreten sei.

[1] Aus d'Aguesseau's Mémoire sur les affaires de l'Église (Oeuvres VIII, 285 ff.) sieht man, wie anhaltend und lebhaft die Differenzen über diese Ansprüche die geistliche und juridische Welt beschäftigen.

Nicht alle ſeine Amtsgenoſſen waren jedoch ſeiner Meinung. Ein paar Mandements franzöſiſcher Biſchöfe — derer von Lyon und la Rochelle — erſchienen, in denen vor aller Berathung des franzöſiſchen Clerus die Verdammung des Quesnel'ſchen Buches mit zelotiſchem Eifer wiederholt wurde. Gleich als wollte man dem Erzbiſchof in ſeiner eigenen Diöceſe Hohn ſprechen, fand man Mittel, dieſe Mandements an dem erzbiſchöflichen Palaſte ſelber anzuſchlagen. Noailles ſah darin eine Beleidigung ſeiner Perſon und ſeiner kirchlichen Stellung, und zog ein paar junge Leute, die er für ſchuldig hielt, Neffen jener Biſchöfe, zur Strafe. Der Streit, der hierüber ausbrach, ward ſchon ſo lebhaft, daß der König für räthlich hielt, ſeinen Enkel, den Herzog von Burgund, mit der Beilegung deſſelben zu beauftragen, der ſich dann der Sache eifrig annahm. Aber indem erſt kam es zu einem Aufflammen der gefährlichſten Feindſeligkeiten. Die Jeſuiten nahmen an dem Kampfe offen Antheil. An die Stelle des Pater Lachaiſe, der immer einen gewiſſen Sinn für die Kirchenregierung und den Frieden in der Kirche gezeigt hatte, war in dem Beichtſtuhle des Königs und in dem Gewiſſensrathe der Pater Le Tellier getreten, der, durch und durch ein Doctrinär, nur darnach ſtrebte, durch welche Mittel auch immer, der Meinung, die er für die wahre hielt, den Sieg zu verſchaffen. Dem Erzbiſchof fiel der Entwurf eines Schreibens an den König in die Hände, welcher in Le Telliers Namen an eine Anzahl franzöſiſcher Biſchöfe mitgetheilt wurde, um von ihnen unterzeichnet und alsdann dem König als ihre freie Meinungsäußerung zu Ungunſten des verurtheilten Buches vorgelegt zu werden.[1] Noailles erhob hierüber nicht allein laute und ſehr

[1] Vgl. Journal de l'Abbé Dorsanne I, 10.

gerechtfertigte Beſchwerde; auch er hatte Waffen, und zögerte nicht, ſie anzuwenden. Er entzog den Jeſuiten, denen er Alles, was ihm Widerwärtiges begegnete, und nicht ohne Grund eine der ſeinen entgegengeſetzte Einwirkung auf ſeine Diöceſe zuſchrieb, die biſchöfliche Ermächtigung, Beichte zu hören. Aus Rückſicht auf den König nahm er hiebei Pater Le Tellier aus; aber dieſen griff er auf eine andere Weiſe an. Er warf ihm vor, daß er ſich und ſeinen Orden an die Stelle der Biſchöfe ſetze, dieſe, welche doch die Richter des Glaubens ſeien, zu Erklärungen bringen wolle, die er ihnen ſchon ganz fertig zuſchicke; daß er das Bisthum herabwürdige, indem er durch ſeinen Einfluß im Gewiſſensrath unwürdige Menſchen zu demſelben befördere. Er habe nicht die Heiligung des Königs, ſondern nur die Vergrößerung ſeines Ordens im Auge; aber nicht durch Cabalen werde das Werk Gottes vollzogen; Noailles forderte den König auf, ſein Gewiſſen nicht länger einem Manne wie dieſer ſei anzuvertrauen.

So brach ein zugleich perſönlicher und allgemein bedeutender Kampf zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Pater aus. Der Eine, der zu den vornehmſten Kreiſen der höheren Geſellſchaft gehörte, gebildet und fromm, kein ſcharfſinniger Dogmatiker, aber von reiner moraliſcher Intention, in den einmal ergriffenen Meinungen ſchon um ſeiner amtlichen Stellung willen, die durch ein Fallenlaſſen derſelben in ihrem Anſehen ſehr verloren haben würde, hartnäckig, und von leiſer Empfindlichkeit für Alles, was ſeiner geiſtlichen Autorität ſchaden konnte, entſchloſſen, dieſelbe nach allen Seiten hin, ſo gegen den König wie gegen den Papſt, zu handhaben: hierin, bei allem ſonſtigen Schwanken, nicht ohne Feſtigkeit und Unternehmungsgeiſt. Der Pater, ein Mann von niedrigſter

Herkunft, was ihm gerade wieder ein gewiſſes Selbſtgefühl verlieh, war durch ſeine bisherige Zurückgezogenheit von der Welt, die Einfachheit und Derbheit, mit der er auftrat, empfohlen worden; von Natur rauh, in theologiſchen Streitigkeiten ergraut, und von dem ganzen nachhaltigen Eifer, der dazu gehört, ſolche durchzuführen, erfüllt, wurde er durch den Ehrgeiz, Recht zu behalten, und eine bewußte oder unbewußte Herrſchbegier, die ſich damit entſchuldigen ließ, daß ſie nicht ihm ſelbſt, ſondern einer Meinung, einem Orden galt, für jede andere Rückſicht vollends unzugänglich. Beide waren von eifrigen Parteigängern umgeben.

Der Jeſuit hatte im Sinne, das Kirchenregiment auf die engſte Vereinigung der beiden Autoritäten, der päpſtlichen und der königlichen, zu gründen; Noailles ſetzte die Rechte des Bisthums, welche, mit der parlamentariſchen Form vereinigt, die gallicaniſchen Freiheiten begründeten, den Einwirkungen von Rom entgegen, und griff das Kirchenregiment, wie es ſich in der letzten Epoche geſtaltet hatte, in dem königlichen Beichtvater ſelber an. Ein ſtarkes Gefühl für die Autonomie der Kirche, beſonders eben der biſchöflichen Gewalt, läßt ſich in ſeinen Beſtrebungen nicht verkennen. Ohne Janſen, St. Cyran und Portroyal bildete die an den Janſenismus anknüpfende Abweichung, die ſich in einem Buche von nicht einmal offenkundigem Inhalt ausſprach, ein Moment in dem Streit der Jahrhunderte über die kirchliche Verfaſſung.

König Ludwig fühlte ſich hiedurch um ſo mehr angetrieben, die ihm verhaßten Meinungen auch in ihrem letzten Schlupfwinkel zu vertilgen.[1] Die erfolgte einfache Verdammung

[1] Denys: Anecdotes de la cour et du clergé de France 1711 behauptet S. 169, er habe von Clemens XI. verlangt: „son consentement

des Buchs that ihm noch nicht Genüge, da ſie allzuviel Gegenrede und Ausflüchte veranlaßte: innerhalb Frankreichs aber, wie berührt, wollte er keinen weiteren Streit darüber erwecken oder auch nur zulaſſen. Man kennt die Klagen von Fenelon, der vor Eifer brannte, den Jeſuiten zu Hülfe zu kommen, und ſich durch den König ſelbſt die Hände gebunden ſah. Ludwig XIV. forderte den römiſchen Stuhl zu einer näheren Bezeichnung der in dem Buche vorkommenden verdammungswürdigen Sätze auf; in der Abſicht, wenn eine ſolche erfolge, ſie dann auf dem regelmäßigen Wege durch den Clerus in Frankreich zur Annahme zu bringen.

Wie oft muß ſich der Blick von dem gährungsvollen Frankreich nach den ſtillen Kammern in Rom zurückwenden, in welchen die Fragen, welche dort die Geiſter zerſetzen, nach ihrem innern Gewicht der kirchlichen Tradition und nach dem Intereſſe, das ſich für den römiſchen Stuhl daran knüpft, erwogen werden. Faſt wie einſt die nicht minder gährenden Bevölkerungen von Hellas auf den Spruch der Propheten ihres Gottes an dem Nabelſtein der Welt zurückkamen. In Rom erwog man die Fragen in zahlreichen Congregationen von Prälaten und Theologen. Clemens XI. widmete der Sache einen nicht mindern Fleiß, als einſt Clemens VIII. einer nahe verwandten Streitigkeit; er ſoll einen großen Band in Quarto darüber geſchrieben haben. Es dauerte bis in den September 1713, ehe man ſo weit war, die Entſcheidung in der Bulle Unigenitus bekannt zu machen.[1] Eine lange Reihe von Lehrſätzen, meiſtenthells ſolche, welche die Lehre über die Gnade

pour l'amovibilité des curés en tout le royaume," ein ungeheurer Vortheil für das Bisthum.

[1] Ottieri, VI, 283.

und die menſchliche Freiheit betrafen, jedoch auch einige andere, wurden darin aufgezählt und mit dem Anathem belegt.

In Verſailles ward die Bulle faſt wie die Entſcheidung einer geſellſchaftlichen Streitfrage angeſehen. Frau von Maintenon erinnerte daran, daß der Biſchof von Chartres, der das Buch zuerſt mit Entſchiedenheit verworfen hatte, deshalb unnützer Bedenklichkeiten und einer ungeziemenden Herbe des Urtheils geziehen worden ſei, aber jetzt rechtfertigte ihn der Ausſpruch des Papſtes, er werde im Himmel Freude darüber empfinden.[1] Mit Jubel begrüßte Fenelon die Bulle. Man hatte ihm geſagt, er ſei kein Theolog, er verſtehe den Unterſchied zwiſchen der wirkſamen Gnade St. Auguſtins und Janſens, und der zwingenden Calvins nicht zu faſſen; er war glücklich, daß die Bulle daſſelbe Urtheil enthielt, welches er immer gefällt hatte, und pries den Papſt darüber, dem er dies Verdienſt perſönlich zuſchreibt.

Noailles nahm die Billigung des Buches von Quesnel, deſſen Sinn ihm nunmehr erſt klar zu werden ſchien, hierauf in der That zurück; und Alles war nach dem Wunſch des Königs vollendet, wenn er nun auch noch die Acception der Bulle in der gewohnten Form durchführte. Was aber mit der Bulle Vineam Domini leicht gelungen war, ſtieß bei der Bulle Unigenitus auf unerwartete Hinderniſſe. Es war das Unternehmen, das die letzten Tage Ludwigs XIV. beſchäftigte. Ehe wir deren gedenken, ſelbſt zu ihrer Auffaſſung und Würdigung, iſt es nöthig, den Blick nach einem ganz anderen Gebiete zu richten, auf die nicht minder wichtigen und faſt noch dringenderen Schwierigkeiten, die der König in der innern Staatsverwaltung zu überwinden hatte.

[1] Lettre à Madame de Perou 28 Spt. 1713 bei Lavallée II, 407.

Drittes Capitel.

Zuſtände der Verwaltung.

Uralt und nur allzuwohl begründet waren die Beſchwerden über das Syſtem der franzöſiſchen Auflagen und die geſammte Geldwirthſchaft. Wie oft hatten die alten Stände darüber Klage geführt, aber ſie waren immer durch andere im Moment auftauchende Streitfragen übertäubt worden! Als Richelieu in die Geſchäfte kam, nahm er ſich vor, dies große nationale Anliegen zu erledigen; die ſtürmiſche Bewegung innerer und äußerer Kriege, in die er ſich ſtürzte und die ſich nach ihm fortſetzten, machten das Uebel ärger. Die Mißbräuche des Anleiheſyſtems waren nach einigen Jahrzehnden ſo hoch angeſchwollen, daß ſich auf dieſelben perſönliche Gewalt und Macht begründen konnte. Dann erſchien Colbert. Mit ſchonungsloſer Hand griff er die Uſurpationen und die Uſurpatoren an; doch ließ er das Syſtem der Auflagen im Ganzen, wie es war, beſtehen, und ſuchte nur durch ſeine mercantilen Inſtitutionen neue Quellen des Erwerbes und der nationalen Wohlfahrt zu eröffnen. Und vielleicht wären ſeine Abſichten unter einem friedlichern Regiment erreicht worden: aber die Kriege Ludwigs XIV. und ihre außerordentlichen Aufwendungen zerſprengten die kaum begründete Ordnung des Staatshaushaltes wieder, und nöthigten ihn zu ähnlichen Maßregeln, wie die früheren geweſen waren. Die Anticipanten Colberts waren zwar nicht ſo angeſehen, aber übrigens wenig beſſer als die Partiſane der Zeiten Mazarins und Fouquets. Und mit Recht bemerkt man, daß in der Abſchaffung der ſchreienden Eingriffe des Parteieigennutzes auch wieder eine Hülfsquelle

für Colbert ſelbſt gelegen hatte; die ſeitdem eingeführte Ordnung und die Strenge der Aufſicht machte jede neue Ueberſchreitung des einmal feſtgeſetzten Maßes der Ausgaben doppelt gefährlich.

Bei Colberts Abgang war das Einkommen auf 105 Millionen Livres geſtiegen; davon wurden 20 zur Zahlung der Renten verwendet: das übrige reichte zu den gewöhnlichen Ausgaben eben hin. Nur mit großer Mühe war es dahin gebracht worden; überdieß fühlte man bereits in allen Adern des innern Verkehrs den durch die Flucht der Proteſtanten erlittenen Verluſt: als der Krieg von 1688 ausbrach. Ludwig wollte, wie berührt, als er ihn unternahm, unter anderm beweiſen, daß dieſer Verluſt ſeine Macht nicht lähme. Aber er hatte keine Ahnung von der Entwickelung der europäiſchen Streitkräfte, wie ſie ihm wirklich begegneten. In dem Kriege, der bei weitem länger dauerte, und gefährlicher wurde, als man jemals vermuthet hatte, mußten die Maßregeln der früheren Zeiten, deren Verwerflichkeit man kannte, wiederholt, neue Auflagen ausgeſchrieben, neue käufliche Aemter creirt werden; zugleich wurde eine unfundirte Schuld von mehr als vierthalb hundert Millionen aufgenommen. Trotz aller Einſchränkungen die man feſtſetzte, ſah ſich der Staat mit einer neuen fortdauernden Rente von 20 Millionen belaſtet.

Von dieſem Standpunkt aus wäre nun nichts nothwendiger geweſen, als den Frieden, der zu Ryßwick geſchloſſen war, zu erhalten: Niemand gab ſich einer Täuſchung darüber hin. Ein Motiv für die Annahme der ſpaniſchen Erbſchaft lag in der Hoffnung, daß ſich dabei der Friede eben ſo gut werde erhalten laſſen, als wenn man ſie zurückweiſe; aber welch einen andern Gang nahmen die Dinge, als man

erwarten zu dürfen ſich ſchmeichelte. Noch niemals waren ſo große Anſtrengungen der finanziellen wie der militäriſchen Kräfte nöthig geweſen, wie in dem Erbfolgekriege.

Der König übertrug die Leitung der einen und der andern einem Manne, der in perſönlichem Umgange ſein Vertrauen gewonnen hatte, Michel Chamillard.

Früher hatte er viel von dem Mißverſtändniß des Staatsſecretärs für den Krieg und des Controleurs der Finanzen zu leiden gehabt; und allerdings war dieſer nicht ſelten perſönlichen Urſprungs geweſen: der ganze Gegenſatz der Factionen Le Tellier und Colbert hatte ſich daran geknüpft. Jetzt exiſtirten dieſe eigentlich nicht mehr; mit dem Tode des Sohnes von Louvois, Barbezieur, verſchwanden ſie vollends. Da war es eben, daß der König Chamillard, dem er zuerſt die Finanzen wieder anvertraut hatte, auch das Kriegsſecretariat übertrug. [1]

Es fiel Jedermann auf, daß dieſe Aemter, welche einſt, jedes allein, Staatsmänner von den großartigſten Eigenſchaften vollauf beſchäftigt hatten, jetzt auf die Schultern eines einzigen Miniſters gelegt wurden. Und beſtand nicht außer dem zufälligen auch ein nothwendiger Gegenſatz zwiſchen dieſen Verwaltungen? Beruhte nicht eine jede auf ihrem beſonderen Princip, und forderte einen Mann für ſich?

Chamillard hatte bei der Verwaltung von St. Cyr das Vertrauen der Frau von Maintenon und des Königs erworben; er war brauchbar, durch eine große Uneigennützigkeit

[1] Tiepolo: Tal unione è fatta dal re ad ogetto di evitare quelle contestationi che ordinariamente insorgono fra chi propone le intraprese della guerra et chi deve somministrare li fondi per esequirle.

ausgezeichnet, angenehm im persönlichen Umgang. Auch fehlte es ihm nicht an Talent; er wußte namentlich gut zu schreiben. Aber wie hätte er einer Aufgabe, wie diese war, genügen können? In jedem Momente faßte er nur die dringenden Bedürfnisse des Krieges ins Auge und scheute kein Mittel, um dieselben herbeizuschaffen.

Er nöthigte die Anticipanten, einen Theil des Gewinns, den man ihnen seit 1688 nachrechnete, herauszugeben; er erneuerte die Capitation; eine Unzahl neuer Aemter, deren Bezeichnungen und Befugnisse höchst auffallend waren, ja ins Lächerliche fielen, wurden creirt, und zur Grundlage neuer Geldoperationen gemacht. Ein Finanzmittel höchst zweideutiger Art, das schon im vorigen Kriege vorgenommen worden, eine allgemeine Umprägung der Gold- und Silbermünzen, zum Vortheil des königlichen Schatzes, brachte man mehr als einmal in Anwendung. Im Jahr 1703 wurden die Louisdor zu 13 Livres eingezogen, und ohne den Gehalt zu verändern, zu 15 Livres wieder ausgegeben: die feine Mark Silbers, welche zu 34 Livres evalvirt war, brachte man zu 38 Livres aus.[1] Ein sehr ansehnlicher Gewinn wurde gemacht, der aber jedem gesunden Princip entgegenläuft. Aber das Verderblichste war eine Anwendung des Credits, vor deren Möglichkeit und ihrem Mißbrauch Colbert einst zurückgeschreckt war. Eine Anleihecasse ward eingerichtet, welche durch unverhältnißmäßig hohe Zinsen, zumal, da man noch Zutrauen genoß, die Capitalien, deren man eben bedurfte, anzog, ohne daß auf die für ihre Rückzahlung erforderlichen Mittel Bedacht genommen worden wäre. Als diese nach einiger Zeit gefordert wurde, sah man

[1] Vgl. Braun Münzwesen: 215.

ſich genöthigt, ſie in Papier zu leiſten, und zwar in ſogenannten Münzzetteln, zu deren Entſtehung eben die Umprägung Anlaß gegeben hatte. Da man nämlich das eingezahlte Gold und Silber alter Währung nicht gleich durch neue Münzſorten vergüten konnte, ſo gab man dafür Papiere, für die in einer angegebenen Zeit Geld gezahlt werden ſollte, und die ſich im Privatverkehr ſofort der gleichen Geltung erfreuten. Es war ein Papiergeld mit der beſtimmteſten materiellen Verbürgung. Aber der Credit deſſelben und das wachſende Bedürfniß veranlaßten den Staat, auch andere Zahlungen in Papieren zu leiſten; er gab deren mehr aus, als er zu realiſiren dachte oder vermochte. Chamillard meinte ſie dadurch zu behaupten, daß er ihnen einen Zins beilegte, aber es fiel in die Augen, daß er dergeſtalt eine alte Schuld durch eine neue zu decken ſuchte. Die Verordnung, daß jede Privatzahlung zum vierten Theil in Zetteln zu leiſten ſei, brachte dann vollends eine allgemeine Verwirrung in den Verkehr. Jedermann wollte darin zahlen, auch die Lieferanten der Regierung, wie ſie eben damit bezahlt wurden, Niemand wollte ſie annehmen, die Münzzettel fielen um 75 Proc. [1]

Wollte man die Epoche bezeichnen, in welcher die franzöſiſchen Finanzen in den Zuſtand der Verwirrung geriethen, den ſie bis zu den Zeiten der Revolution niemals wieder eigentlich überwunden haben, wiewohl es einmal ſo geſchienen hat, ſo würde man die Jahre 1705 bis 1707 nennen müſſen. [2]

[1] Forbonnais Recherches II, 182.

[2] Tiepolo: non potendo esser maggiore la diffidenza dei particolari verso il governo, questi antipongono la sicurezza del soldo con tenerlo inchiuso al profitto che ne ricerebbero, se lo ponessero nel commercio.

Die Ausgaben waren von 116 bis auf 258 Millionen geſtiegen: die regelmäßigen Einnahmen hatten gegen 24 Millionen verloren, die große Steuerpacht bei einer einmaligen Erneuerung mehr als 11 Millionen. Indem man mit dem bisherigen Syſtem bis auf einen Punkt gekommen war, wo es nicht weiter geführt werden konnte, hatte man ein neues begonnen, des Papiergelds und der unfundirten Anleihe, aber ohne Erfahrung, noch eigentliche Einſicht in die Sache, und daher mit ſchlechteſtem Erfolg. Wie die Anleihecaſſe durch die Münzzettel, ſo ſuchte man die letzteren durch eine ausgedehnte Anwendung von Promeſſen der Generalpächter zu ſtützen; aber dieſe fielen in Kurzem in denſelben Mißcredit. Die Geldbeſitzer, von einem ſehr erklärlichen Mißtrauen gegen die Regierung ergriffen, hielten ihre Capitalien zurück, was dann wieder einen im Handel und Verkehr empfindlichen Geldmangel herbeiführte.

Und ſah man weiter um ſich her, ſo bemerkte man allenthalben die verderblichſten Wirkungen des finanziellen Syſtems.

Die Taille, ſchon immer drückend, ward es noch mehr durch die Parteilichkeit, mit welcher die Intendanten aus perſönlicher Gunſt oder aus Rückſicht, die man auf die Protection angeſehener Männer nahm, bei ihrer Vertheilung verfuhren. Es gab Kirchſpiele neben einander, von denen das kleinere bei weitem mehr zu zahlen hatte, als das größere. Wie viel tributpflichtige Ländereien aber wurden durch Ankäufe der Edelleute von der Auflage befreit, die nun die übrigen um ſo ſchwerer belaſtete. In den Kirchſpielen ſelbſt bildeten ſich Freundſchaften und Feindſchaften, die ſich bei der Umlegung bemerklich machten.[1] Jedermann hielt ſich ſo ſparſam wie

[1] Boisguilleber.: Le detail de la France ſagt ſogar: La vengeance du trop, à quoi l'on croit avoir été imposé se perpetue du père en fils.

möglich, um nicht Anlaß zu einer Erhöhung ſeiner Quote zu geben.

So wirkte eine ſeit Colberts Zeiten mit größerer Strenge beigetriebene Erhöhung der Weinſteuer verderblich auf den Weinbau zurück. In geſegneten und wohlfeilen Jahren iſt es vorgekommen, daß Mancher ſeinen ganzen Herbſt lieber hergegeben hätte; aber die Beamten beſtanden auf ihre Steuer.

Alle jene Aemtercreationen, die zugleich pecuniäre Gerechtſame und Exemtionen von der Auflage gewährten, fielen dem Lande zur Laſt. Zuweilen vernichteten neue Aemter das Einkommen der alten, und damit die ganze Subſiſtenz zahlreicher Familien.

Alle Aemter ſanken tief im Preiſe, aber auch der geſammte Landbeſitz war entwerthet.

Und nun folgten Durchzüge, Wintereinlagerungen der Truppen, Aushebungen von Milizen; Jahre des Mißwachſes und der Theurung. Von dem Prinzen in ſeinem Palaſt, den man in Papiergeld bezahlte, bis zu dem Bauer in ſeiner Hütte, von dem man den Rückſtand der Taille durch Pfandnahme eintrieb, war Jedermann von dieſer unglückſeligen Lage der Dinge getroffen und niedergebeugt. [1]

Zuſtände, die, wie wir wiſſen, mit nichten allein als das Werk der letzten Jahre betrachtet werden können. Aber jetzt traf die lange vorausgeſehene, endlich eintretende äußerſte Erſchöpfung mit dem öffentlichen Unglück zuſammen. An die

[1] P. Venier 1696. Li abitanti villici sono ridotti ad una excessiva povertà, in generale li gravi aggravi han ruinato il regno, diminuito dopo le presenti guerre di due milioni anime a che la carestia passata non ha poco contribuito, onde moltissime terre restano incolte.

Erreichung des letzten Zieles hatte man Alles gesetzt: die Katastrophe lag darin, daß in demselben Augenblicke, als entscheidende Niederlagen erlitten wurden, auch der Ruin des Landes zu Tage kam.

Im Jahre 1708 fühlte sich Chamillard selbst gedrungen, von den vereinigten Aemtern, die auf ihm lasteten, das eine abzugeben; seinem Wunsche gemäß ging die Controle der Finanzen auf jenen Colbertiner Desmarets über, der zwar nicht durch den Ruf der Uneigennützigkeit glänzte, aber in das innere Getriebe der Finanzen vollkommene Einsicht besaß und die Energie hatte, seiner Einsicht zu folgen.

Wir zählen nicht auf, durch welche Mittel es ihm gelang, die Einkünfte des nächsten Jahres doch wieder für den Schatz zu retten, und auch bei dem Mißwachs des Jahres 1709 die Armee zu verproviantiren und einer Hungersnoth vorzubeugen. Er selbst bemerkt, daß alle die Auskunftsmittel, die er traf, ihn doch nicht weit geführt haben würden, hätte sich ihm nicht eine außerordentliche Hülfsquelle eröffnet.

Viel zu gering haben die Franzosen bisher die Vortheile angeschlagen, die ihnen durch ihre Verbindung mit Spanien zu Theil wurden. Indem die übrigen Zuflüsse versiegten, blühte ihr Handel mit Südamerika auf. Sie brachten die Producte des europäischen und besonders ihres eigenen Kunstfleißes nach Lima; Chili und Peru boten ihnen einen großen und einträglichen Markt dar. Es erregte einiges Erstaunen in der Welt, daß die Spanier die Schätze, auf welche ganz Europa eifersüchtig war, so ruhig in die Hände der Franzosen übergehen ließen.[1] Aber so brachte es die enge Vereinigung

[1] Tiepolo: Veramente la Francia non contrasta alla Spagna il possesso delle Indie, ma se ne appropria il vantaggio, spedendo

der beiden Reiche nun einmal mit ſich. Die Engländer berechnen, daß Hunderte von Millionen auf dieſe Weiſe in die Hände der Franzoſen gelangt und dieſe dadurch allein in den Stand geſetzt worden ſeien, den Krieg auszuhalten. Der größte Vorwurf, der der Whigverwaltung von den Torys gemacht wurde, beſtand darin, daß ſie nichts gethan habe, um dieſen Handel zu ſtören.

Eben in der Zeit der großen Verlegenheiten, welche die maſſenhafte Emiſſion der Münzzettel herbeigeführt hatte, bot die Ankunft einer reichen Ladung aus Südamerika den Franzoſen die Möglichkeit dar, ſich aus derſelben einigermaßen herauszuarbeiten. Es waren Schiffe von St. Malo, welche Gold und Silber für 300 Millionen Livres an Bord hatten. Desmarets bewog, ziemlich in der Weiſe, wie einſt Philipp II. zu verfahren pflegte, die Eigenthümer, die Hälfte davon dem Staat zu überlaſſen, was für dieſen an ſich ein großer Gewinn war. Woraus ſich aber faſt noch ein größerer Vortheil ziehen ließ, das war die Prägung des Metalls nach neuem Münzfuß, mit der man eine abermalige Umprägung der alten ſowohl wie der bereits wieder geprägten Stücke verband. Indem man nun ankündigte, daß man von einer gegebenen Summe fünf Sechstheile in Metallgeld und den ſechsten in Zetteln annehmen, den ganzen Betrag aber in neuen Louisd'ors oder Louisd'argents zurückzahlen werde, machte man auch vieles alte Geld flüſſig. Man kann berechnen, wie hoch ſich die Einzahlungen belaufen mußten, da der Miniſter verſichert, daß er auf dieſe Weiſe 43 Millionen Münzzettel getilgt habe.

continuamente bastimenti carichî di tutte quelle mercanzie che sono necessarie all' America.

In den folgenden Zeiten hat man in dieſen Operationen die Rettung von Frankreich geſehen, wie denn kein Zweifel iſt, daß ſie den Credit der Regierung wieder herſtellten, und ihr die Hände einigermaßen frei machten; nur darüber ſtritt man, ob die Umprägung oder der Zufluß des ſüdamerikaniſchen Goldes den größern Vortheil gewährt habe.[1] Es iſt einleuchtend, daß man ohne die Ankunft des Goldes an die Umprägung gar nicht denken, geſchweige denn ſie hätte ausführen können.

Wie die Anhänglichkeit der Caſtilianer an Philipp V. der Kriegführung, ſo kam der Verkehr mit ihren Colonien dem franzöſiſchen Finanzſyſtem weſentlich zu Statten. Das indiſche Gold, das ſo oft der Erhaltung und Wiederausbreitung des Katholicismus in Europa förderlich geworden war, diente noch einmal, die auf die Verbindung der beiden Monarchien zielende, in der katholiſchen Idee begründete Politik Ludwigs XIV. vor einem völligen Schiffbruch zu bewahren.

Doch lag auch darin nur eine momentane Hülfe. Im Jahre 1710, ſagt Desmarets in einem amtlichen Bericht über ſeine Verwaltung,[2] war die Lage doch wieder im höchſten Grade bedrängt. Die völlige Erſchöpfung aller bisherigen Quellen machte beinahe daran verzweifeln, daß man den Staat werde aufrecht erhalten können. Intendanten, Generaleinnehmer, andere Finanzmänner wurden zu Rathe gezogen. Die Ueberzeugung machte ſich Bahn, daß man einen jährlichen

[1] Melon: Essai politique sur le commerce, Chap. XVI, und deſſen Gegner, Dutot: Reflexions sur le commerce et les finances, art. IV.

[2] Mémoire au régent, häufig abgedruckt, unter anderen bei Forbonnais Rech. II, p. 177 mit deſſen Bemerkungen.

Fonds für den Krieg haben müſſe, der die übrigen Einkünfte nicht belaſte; nach langer und genauer Prüfung entſchloß man ſich, einen Zehnten auf den Ertrag aller Güter zu legen; — eine auf Grund und Boden fallende, ſehr anſehnliche Kriegsſteuer, nach ſo viel anderem, was man bereits erfahren und ausgeſtanden hatte, doppelt drückend. Das Gemeingefühl der franzöſiſchen Nation gehörte dazu, um ihre Durchführung möglich zu machen.

Allein ſie reichte bei weitem nicht aus: in den beſten Jahren hat ſie doch nicht mehr als 24 Millionen eingebracht.

Im Jahr 1711 wurde Desmarets zu der überaus anſtößigen Maßregel gedrängt, die auf die nächſte Zeit gegebenen Aſſignationen in eine Anleihe zu verwandeln und Renten dafür zu verſchreiben. Allerdings erreichte er dadurch, daß er das freigewordene Einkommen für den Krieg verwenden konnte. Aber die Aſſignationen verloren ihren Werth in Bezug auf die laufenden Verwendungen, zu denen man ſie beſtimmt hatte, und wurden um niedrige Preiſe feilgeboten.

Es leuchtet ein, daß es auf dieſe Weiſe nicht lange mehr fortgehen konnte.

Aber ſelbſt wenn es möglich war, die Ausgaben noch ein und das andere Jahr zu decken, ſo befand ſich doch das Land in einem ſo offenbaren Verfall ſeines inneren Haushaltes, daß Vielen ſein Wiederemporkommen unmöglich ſchien, wenn man auf dem gewohnten Wege beharre.

Viertes Capitel.

Ideen der Reform.

In Anſchauung dieſer Mißſtände, die ſeit der Waffenerhebung von 1688 fortwährend ſtiegen, iſt es geweſen, daß ſich die Nothwendigkeit einer auf richtigere Grundſätze zu bauenden durchgreifenden Reform des Staatshaushaltes in Frankreich geltend machte. In England war durch philoſophirendes Nachdenken über die allgemeinen Begriffe, unter dem Gefühl des Wachsthums der Reichthümer und des Wohlſtandes, die Grundlage für die Wiſſenſchaft der politiſchen Oekonomie gefunden worden. Die erſte Berührung mit dieſer Theorie führte in Frankreich, wo alle Kräfte zu Einem Zwecke angeſpannt, dabei bis auf den Grund erſchöpft worden, und nunmehr hergeſtellt werden ſollten, zur Idee der Nationalökonomie. Denn vielleicht darf man dieſe Bezeichnungen noch unterſcheiden. Die politiſche Oekonomie wird das Allgemeingültige feſtſetzen; die nationale die Anwendung deſſelben auf den Geſammthaushalt einer Nation verſuchen.

Wenigſtens war es das letzte, womit man ſich damals in Frankreich beſchäftigte.

Man wurde ſich endlich bewußt, daß der Reichthum nicht in Geld zu ſuchen iſt, daß der Nationalreichthum auf der Production der Natur, und der damit zuſammengreifenden Arbeit der menſchlichen Geſellſchaft in ihren mannichfaltigen Beſchäftigungen beruht, daß er Naturgeſetzen folgt, die man nicht ungeſtraft verletzen darf. Die bisherige Staatswirthſchaft hatte vor Allem den Zweck verfolgt, ſo viel als möglich das Geld im Lande zu behalten, oder in daſſelbe hereinzuziehen: die Auflage war nur darauf berechnet, das Geld bei

den Einzelnen zu ſuchen und in die Hände der Regierung zu bringen. Bois-Guillebert, der zuerſt unter den franzöſiſchen Schriftſtellern geſunde Anſichten über dieſe Dinge vortrug, ob-wohl er nicht ſo viel literariſches Talent beſaß, um ſie zur Geltung zu bringen, ſtellte doch den Schaden, den die Art und Weiſe der Finanzverwaltung dem Nationalvermögen zu-füge, unwiderſprechlich vor die Augen. Schon darin lag eine Neuerung von größter Tragweite, daß der Begriff des Ge-ſammtvermögens der Nation den Regierenden, welche einen Theil deſſelben für die allgemeinen Angelegenheiten zu verwen-den haben, gegenüber in den Geſichtskreis gezogen wurde. Wenn man bisher von den Bedürfniſſen des Staates ausge-gangen war und dem Lande ſo viel Leiſtungen angemuthet hatte, als man für erforderlich hielt, um dieſelben zu decken, ſo trat nun die Leiſtungsfähigkeit in den Vordergrund, um als Maßſtab deſſen, was verlangt werden dürfe, zu dienen: die Erhaltung der allgemeinen Wohlfahrt erſchien als die Norm und Regel der Erhebung der Auflage. Der erſte Blick zeigt, daß dieſer Gedanke einen populären Inhalt hat: das Volk, auf deſſen Wohlbefinden zugleich die Macht gegründet wird, gewinnt dadurch eine verdoppelte Bedeutung. Doch meinte man damit nicht etwa dem Königthum entgegenzutreten. Stärker vielleicht, als es jemals geſchehen war, ward die Be-hauptung betont, daß der König ſich als Herrn und Eigen-thümer von Frankreich anſehen dürfe; er ward nur zugleich erinnert, daß Alles, was den Werth von Grund und Boden ſchmälert, Handel und Verkehr ſtört, eben ihm zum Nachtheil gereiche, ſein eigener Verluſt ſei.[1] Darüber klagte man nicht,

[1] Boisguillebert: dissertation sur la nature des richesses, de l'argent, et les tributs, bei Daire Economistes I, 397. Toutes les

daß der König zu viel fordere; man fand vielmehr, daß das Wachſen der Auflage nicht im richtigen Verhältniß zu dem Sinken des Geldwerths ſtehe; aber man verdammte die Art und Weiſe der Auflage, die Verbindung eines räuberiſchen Anleiheſyſtems mit dem Einziehen derſelben, durch welche es geſchehe, daß die Nation unendlich mehr zahlen müſſe, als der Staat erhalte, und bekämpfte das Vorrecht der Exemtion. Der Grundgedanke, der an ſich in eminentem Sinne monarchiſch iſt, bekam nun doch nach zwei Seiten hin eine der Verfaſſung des Landes und den beſtehenden Zuſtänden entgegenlaufende Tendenz. Man griff auf der einen Seite die Verwaltung an, die Rentenbeſitzer und Finanzmänner, und alle Die, welche durch Geldzahlungen vortheilhafte Stellen erworben hatten, auf der andern aber die bevorrechteten Stände. Da die Auflage bisher nur vom perſönlichen Standpunkt, gleichſam als ein Zeichen der Unfreiheit betrachtet wurde, ſo erſchien die Exemtion von derſelben noch immer als ein Kennzeichen höheren Ranges und vornehmerer Geburt. In dem Zuſammenhang der neuen Gedanken ward die Exemtion als ein Mißbrauch und eine Ungerechtigkeit betrachtet, die man vernichten müſſe. Denn der Begriff war, daß jeder Unterthan verpflichtet ſei, mit ſeinem ganzen Vermögen und Können dem Fürſten zu dienen, der ihm dagegen ſeinen Schutz verleihe. Das Wort Unterthan, das bisher als Bezeichnung der Unterwürfigkeit gegolten, bekam noch eine andere Bedeutung, die ſich auf das gleichmäßige Verhältniß zu dem Gemeinweſen bezieht. Bisher war die Einheit des Ganzen nur in dem Fürſten gedacht worden: ihm gegenüber erſcheint jetzt eine andere, das

pertes, que les particuliers souffrent, ou plutot tout le corps de l'état, retombent sur leur propre personne.

Land und die Nation. Man iſt noch weit entfernt, Fürſt und Nation einander entgegen zu ſetzen; man betrachtet ſie in ihrem geſammten Daſein als identiſch, aber um ihre Verbindung eigentlich zu realiſiren, nimmt man einen Anlauf gegen die intermediären Gewalten.

Von dem größten Werthe für die Verbreitung dieſer Anſichten war es, daß neben jenem wenig bekannten Normannen ein Mann von großem Namen, Marſchall Vauban, als ihr Vorkämpfer auftrat. Ihm, welcher Frankreich an allen ſeinen Grenzmarken mit Feſtungen umgeben hatte, erſchien es mehr als Anderen als eine geſchloſſene Einheit. Die Pflicht, das Land zu vertheidigen, ſah er als eine allgemeine an, und ſo die Pflicht, durch Beiſteuer die Vertheidigung möglich zu machen. Wenn Vauban, um ſowohl die Vermittelung der Geldbeſitzer, als die Exemtionen der Bevorrechteten auf einmal abzuſchaffen, die Erhebung eines allgemeinen Zehnten, ſelbſt in Natur, von allen Producten des Landes vorſchlug, ſo liegt auf der Hand, was ſich gegen die Ausführbarkeit dieſes Entwurfs ſagen ließ; man behauptet, er habe dabei fremden Verſicherungen getraut, denn weder Handel noch Ackerbau waren doch ſein Fach; ſelbſt der geiſtesverwandte Bois-Guillebert ſpricht ſich dagegen aus;[1] aber bei erſten Entwürfen, die leicht zu Uebertreibungen verleiten, kommt es weniger auf Ausführbarkeit im Einzelnen, als auf die Grundmaximen an, von denen ſie ausgehen. Dieſe ſind hier: daß die Nation

[1] Factum de la France, XI, 311. „C'est une dixième en argent, qu'il faut payer et non point en essence, ou d'une dîme, comme une personne de la première consideration — a voulu proposer au roi sur la foi d'un particulier, qui en avait composé le projet.

in ihrer Geſammtheit als der Träger des Staates, die allgemeine Wohlfahrt als der Zweck der Verwaltung, jede Ausnahme von den gemeinſchaftlichen Leiſtungen als ein Mißbrauch betrachtet, ein dem bisherigen Staatshaushalt geradezu entgegengeſetztes Syſtem empfohlen ward, und zwar von einem Manne, der in den höchſten Kreiſen Zutritt fand, das allgemeine Vertrauen genoß, und von keinerlei Haß gegen die Ariſtokratie getrieben wurde. Niemand konnte zweifeln, daß nur ein tiefes Gefühl der Nothwendigkeit einer Umwandlung von Grund aus ihn inſpirirte.

Schon hatte ſich auch gegen das ſeit Colbert befolgte induſtrielle und commercielle Syſtem unter den Sachverſtändigen ſelbſt ein lebhafter Widerſpruch erhoben. Kurz vor dem Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekriegs war ein Handelsrath eingerichtet worden, in welchem Deputirte der vornehmſten handeltreibenden Städte ihre Beſchwerden und Wünſche vortrugen. Sie waren faſt einſtimmig darüber, daß die Erhöhung des Tarifes die fremden Nationen abhalte, die Producte des franzöſiſchen Bodens zu kaufen, was auf den Landbau nachtheilig zurückwirke, und Repreſſalien hervorrufe, durch welche auch die franzöſiſche Manufaktur benachtheiligt, und die natürliche Ueberlegenheit der franzöſiſchen Arbeiten, der Beifall, den man ihnen anderwärts ſchenke, unnütz werde. Sie erklärten es für eine falſche Maxime, die Producte aller andern Nationen, denen die Vorſehung ebenfalls Vorzüge verliehen habe, entbehren, von ihnen nur Geld und keine Waaren ziehen zu wollen: das ſei kein Handel mehr.[1] Mit nicht minderem

[1] Mémoire du deputé de Lyon: Il faut revenir de la maxime de Mr. Colbert, qui prétendoit que la France pouvoit se passer de tout le monde.

Eifer griffen ſie die privilegirten Handelsgeſellſchaften an. Vor vierzig Jahren möge man ihrer bedurft haben, um die Bahn zu brechen: aber jetzt diene ihr Vorrecht nur dazu, die Waaren zu vertheuern und ihre Herbeiführung zu erſchweren: in Kriegszeiten habe eine Compagnie zuweilen die Verſendung der Waaren nicht ſelbſt zu übernehmen gewagt, und ſie doch auch keinem Andern geſtattet, weil das ihren Gerechtſamen entgegenlaufe. Die Vorzüge, welche Marſeille und Lyon für den levantiniſchen Handel genoſſen, werden von den übrigen Städten bekämpft. Wie viel leichter würde man mit den Engländern concurriren können, wenn man unmittelbar von jedem Hafen am Ocean, ohne an das Monopol von Marſeille gebunden zu ſein, nach der Levante handeln dürfte.[1] Der Deputirte von Marſeille ſuchte die Vorrechte ſeiner Stadt zu vertheidigen; ich weiß nicht, wie weit er ſich Gehör verſchaffte, aber ſo viel liegt am Tage, daß die Handelswelt ſich durch die obwaltenden Beſchränkungen in ihrem Wettſtreit mit England und Holland gehemmt fühlte; die freie Bewegung erklärten die Meiſten für die Seele des Verkehrs.

Der Krieg machte es unmöglich, neue Regulationen des Handels, der durch denſelben in eine ganz veränderte Lage gerieth, vorzunehmen, oder auf eine durchgreifende Veränderung der allgemeinen Steuerverwaltung zu denken: aber er bewirkte zugleich, daß die Nothwendigkeit einer Reform nur um ſo ſtärker einleuchtete. Und war nicht der Krieg ſelbſt das vornehmſte aller Uebel? Wenn man ſeinem Urſprung

[1] Clement, Histoire du système protecteur 292 hat die meiſten Gutachten der Deputirten mitgetheilt. Einige andere fehlen. Doch muß Anderſon Geſchichte des Handels VI, 364, auch dieſe oder einen Auszug daraus vor Augen gehabt haben.

nachforſchte, ſo meinte man denſelben mehr in dynaſtiſchem Ehrgeiz, als in einer wahrhaft königlichen Rückſicht auf das Wohl des Landes zu finden.

Bei den commerciellen Berathungen wird man lebhaft an Fenelon erinnert; der Deputirte von Bordeaux drückte ſich über die univerſale Berechtigung zu freiem Handel faſt mit denſelben Worten aus, die im Telemaque vorkommen. Aber überhaupt lebte Niemand im Reiche, deſſen Anſchauungen in politiſchen Dingen entſchiedener von dem Syſtem Ludwigs XIV. abwichen, als der Erzbiſchof von Chambray. Das fortdauernde nahe Verhältniß, in dem er zu dem präſumtiven Thronerben, dem Herzog von Bourgogne ſtand, veranlaßte ihn von Zeit zu Zeit, ſich über allgemeine Fragen zu äußern.

Einſt in den Zeiten des Glanzes und der großen Erfolge Ludwigs XIV. hatte Boſſuet eine Art von Lehrbuch der Politik zuſammengeſetzt, worin er die Uebereinſtimmung der Formen der franzöſiſchen Monarchie mit den Ausſprüchen der heiligen Schrift nachzuweiſen ſucht. Er findet eine Beſtätigung des ſaliſchen Geſetzes in einer Stelle des Deuteronomiums, das Recht der Eroberung leitet er aus dem Anſpruch Iſraels an das Land der Ammoniter ab, das einſt mit dem Schwert und dem Bogen eingenommen worden. Allenthalben geht er von dem Begriff der Autorität aus, durch welche dem Verbrechen geſteuert, die Gerechtigkeit gehandhabt, die Religion aufrecht erhalten werden müſſe; dieſe Autorität ſey göttlichen Rechts, geheiligt und abſolut. Ausſchließend dem Fürſten ſei das Schwert anvertraut; ihm falle die Sorge für die allgemeinen Dinge zu, es könne keine Gewalt geben, die von der ſeinen nicht abhängig ſei. Nur müſſe er der Vernunft gehorchen und mit der Kirche einverſtanden ſein.

Wie in vielen andern Beziehungen, war Fenelon auch in dieſer ein Gegner Boſſuets.

Anfangs hatte auch er ſich wohl an die vorherrſchenden Ideen von der Monarchie und ihrem Ruhm gehalten: man hat ein Gedicht von ihm zur Verherrlichung der Unternehmung gegen Philippsburg, mit welcher doch alle dieſe Kriege ſich eröffneten: aber die unglückliche Nachwirkung derſelben, Alles, was er ſah und erlebte, und was er ſelber wurde und war, führte ihn in reiferen Jahren zu entgegengeſetzten Ueberzeugungen.

Er verwarf die Autorität, inwiefern ſie als perſönliche Herrſchaft aufgefaßt wurde; es ſei nicht wahr, erklärte er, daß Alle Einem gehören: dieſer Eine müſſe vielmehr Allen gehören, um ſie glücklich zu machen.[1] In der abſoluten Gewalt, wie ſie Ludwig XIV. ausübe, und ſeinen Kriegen ſieht er den Urſprung alles Unglücks.

Von den mit jedem Feldzug wachſenden Unfällen und Landesbedrängniſſen ſchmerzlich berührt, ſuchte Fenelon durch den Herzog von Bourgogne ſeinen Anſichten Eingang zu verſchaffen. Er fordert dieſen auf, an die Nothwendigkeit der Herſtellung des Credits anknüpfend, dem König die Einberufung einer deliberirenden Verſammlung vorzuſchlagen, denn Credit werde er niemals wieder haben, wenn er nicht die Nation noch auf eine andere Weiſe als bisher zur Theilnahme an den öffentlichen Dingen heranziehe. Eine große Conſultation mit den angeſehenſten Männern des Reiches, Biſchöfen und Herren, vornehmen Magiſtratsperſonen, erfahrenen Kaufleuten,

[1] Lettre à * *, écrite pour être lue au duc de Bourgogne: il faut vouloir être le père et non le maître; il ne faut pas que tous soient à un seul mais un seul doit être à tous pour faire le bonheur.

vermögenden Finanzmännern werde nöthig ſein, um mit ihnen über die Abhülfe der gefährlichen Lage des Reiches zu berathen: nicht ſo ſehr deswegen, weil man durch ihre Rathſchläge auf neue Auskunftsmittel geführt werden würde, ſondern weil die Nation die Ueberzeugung gewinnen müſſe, daß ihre verſtändigſten und einſichtsvollſten Mitglieder bei den öffentlichen Anordnungen mitwirken. Er ſelbſt hat ſich über die Veränderungen, welche am dringendſten ſeien, einige Gedanken gebildet. Er will, daß der Hof nur einen ſehr geringen Theil der öffentlichen Einkünfte für ſich behalte, alle übrigen, und gerade die ſicherſten zur Zahlung der Zinſen der Staatsſchulden verwende. Denn auf die Herſtellung eines geſicherten Privatlebens kommt es ihm vor Allem an. Doch ſoll der König dann der Pflicht, die Aufbringung der Kriegskoſten durch ſein Gebot zu bewirken, überhoben werden:[1] die Nation ſelbſt ſoll, zunächſt durch jene Conſultation, die Mittel dazu beſtimmen: ſie muß wiſſen, daß es ihre Sache ſei, die Monarchie aufrecht zu erhalten.

Den Franzoſen könnte man nicht Schuld geben, daß ſie kein Mitgefühl für den Staat und ſeine Gefahren gehabt hätten. Bei der Einführung der Kapitation im Jahre 1695, der Einbringung des Kriegszehnten im Jahre 1710 war ein lebhafter Patriotismus zum Vorſchein gekommen: aber Fenelon wünſchte der Mitwirkung der Nation eine feſte Form zu verſchaffen. Sie ſoll dem Throne gegenüber zur Erſcheinung und gleichſam zum Bewußtſein ihres Selbſt gelangen.

[1] Au duc de Chevreuse, 4 Aout 1717: Je ne propose point d'assembler les états generaux — qui seroient très-necessaires. Mais comme la trace en est presque perdue — je me bornerai donc à des notables — —

Daß dieſe Vorſchläge auf Ludwig XIV. Eindruck gemacht haben ſollten, iſt an ſich nicht denkbar. Aber es wurde auch deshalb unmöglich, weil Fenelon in der wohlwollenden, etwas gewaltſamen Weiſe, die ſeine Vorſchläge charakteriſirt, als die nächſte Hülfsquelle, eine neue Spoliation der durch die bisherige Verwaltung Reichgewordenen bezeichnet. Ludwig habe, ſo ſagt er, veranlaßt, daß das Vermögen der Nation aus dem Beſitz der wohlhabenden Familien in die Hände der Wucherer übergegangen ſei; bei Denen, durch welche Frankreich ins Verderben gebracht worden, müſſe man auch jetzt die Mittel ſuchen, es wieder herzuſtellen, und das Vermögen des Landes wieder in die rechten Hände zurückliefern. Wie hätte der König nicht vor einer Anſicht zurückſchrecken ſollen, die ihn in ihrem Prinzip verletzte und in unabſehliche Verwirrungen führen mußte. Nimmermehr ließ ſich denken, daß der Credit wieder hergeſtellt würde, wenn man Diejenigen beraubte, auf deren Theilnahme er noch allenfalls beruhte: man hätte fürs Erſte eine Kriſis durchmachen müſſen, in der die geſammte Ordnung der Dinge gefährdet worden wäre. Das Wichtigſte iſt auch hier nicht der Vorſchlag in der vorliegenden Faſſung, ſondern die Tendenz, die ihm zu Grunde liegt.

Fenelon kam, wie die Nationalökonomen, auf die Nation zurück. Wenn man ihre Lehren combinirt, ſo hat man ein Gefühl, als ſtünde man an den erſten Urſprüngen und den Quellen der liberalen Meinungen, welche das achtzehnte Jahrhundert überfluthen ſollten. Merkwürdig jedoch, wie ſehr Fenelon dabei noch an den dem Mittelalter eigenen Zuſtänden feſthielt.

Als ſein Zögling durch ein Ereigniß, deſſen wir ſogleich gedenken werden, dem Throne noch einen Schritt näher trat,

hielt ſich Fenelon, der von vielen ſchon als der künftige erſte Miniſter betrachtet wurde, für berufen, ihm ſeine Ideen wiederholt auseinanderzuſetzen, zuweilen in gelegentlichen Briefen, zuweilen aber auch ſehr abſichtlich in eingehenden Entwürfen.[1]

Die Bourbons hatten nie vergeſſen, daß ſie im Gegenſatz mit einer Verſammlung allgemeiner Stände zum Beſitz der Krone gelangt waren: nur ein einzigesmal, in den Zeiten einer Minderjährigkeit, hatte ſeitdem eine Berufung derſelben ſtattgefunden, und ſehr wirkungslos waren ſie alsdann vorübergegangen: Ludwig XIV. wollte ſie nicht nennen hören. Fenelon ſchlug dem präſumtiven Nachfolger nicht allein eine neue Einberufung der Generalſtände, ſondern eine Erhebung dieſes Inſtitutes zu fortwährender Wirkſamkeit vor. Sie ſollten ſich alle drei Jahre verſammeln, und ihre Sitzungen ſo lange ausdehnen, als es ihnen ſelber gut ſchiene; von dem Dafürhalten des Fürſten ſollte nicht die Zeit, ſondern nur der Ort der Verſammlung abhangen. Sie ſollten durch eine vollkommen freie Wahl aus den drei Ständen hervorgehen und die umfaſſendſten Rechte ausüben; die innern ſowohl wie die äußern Geſchäfte in Berathung ziehen: Juſtiz und Finanzen, Krieg und Frieden.

Und dieſe berathende Form der Regierung ſollte allenthalben auch in den Provinzen ſtatthaben. Hier concentrirte ſich ſeit Mazarins Wiederherſtellung die Ausübung der öffentlichen Gewalt in den Intendanten; man hat wohl geſagt, es gebe dreißig Könige von Frankreich, nämlich eben die Intendanten; Fenelon will, daß ſie geradezu abgeſchafft, und

[1] Plans de gouvernement concertés avec le duc de Chevreuse pour être proposé au duc le Bourgogne. Nov. 1711.

dagegen überall populäre Administrationen in ständischer Form eingerichtet werden, ungefähr wie dieß in Languedoc noch der Fall sei. Die Regierung soll nichts als durch eine Art neuer Missi dominici die Aufsicht über sie führen.

Indem sich aber Fenelon von der weltlichen Monarchie abwandte, kehrte er mit ungetheiltem Eifer zu der geistlichen zurück. Bossuet hatte durch die Unterscheidung der allgemeinen Indefectibilität der römischen Kirche in Glaubenssachen, von der Infallibilität in jedem einzelnen Falle die Möglichkeit und Rechtmäßigkeit des Widerspruchs der Bischöfe eines großen Reiches gegen die Entscheidungen der Curie zu retten gesucht: Fenelon wollte diese Unterscheidung nicht gelten lassen.[1] Bei ihm erscheint es fast nur als ein Zugeständniß gegen die öffentliche Meinung, wenn er nicht geradezu die Infallibilität der römischen Kirche auch in Bezug auf die Thatsachen behauptet. Um keinen Preis aber wollte er einen Gegensatz zwischen der römischen Kirche und der Landeskirche, in Bezug auf die geistliche Autorität, zugeben. Er bekämpfte die Gallicaner mit der Lehre von der unbedingten Einheit des Hauptes und der Glieder in dem mystischen Körper der Kirche, so daß die Verheißung, welche der Kirche gegeben worden, sich vor allem auch auf das Haupt erstrecke. Er zeigte sich durchdrungen von der Nothwendigkeit einer kirchlichen Autorität, welche lehre, spreche, entscheide.[2]

Diese unbedingte Anerkennung der geistlichen Alleinherrschaft könnte mit der Absicht, die weltliche zu beschränken, im Widerspruch zu stehen scheinen, aber man braucht sich nur analoger Vorschläge, wie sie in den Zeiten der Ligue gemacht

[1] De summi pontificis auctoritate. Oeuvres I, 380.

[2] Lettres sur l'autorité de l'église II.

worden ſind, zu erinnern, um den genauen Zuſammenhang beider Momente zu erkennen.

Eine viel unabhängigere Stellung wäre zunächſt den Biſchöfen zu Theil geworden: Fenelon erklärt ſich ausdrücklich gegen jede Beſchränkung ihres Verkehrs mit dem römiſchen Hofe.

Wie aber den Clerus, ſo will er auch den Adel wieder zu ſelbſtſtändigerem Anſehen erheben. Er ſoll auf unveräußerlichen Grundbeſitz gegründet, und durch ebenbürtige Ehen von aller Vermiſchung mit bürgerlichen Geſchlechtern bewahrt werden. Nicht allein in der Armee, ſondern auch in den höchſten Civilſtellen ſoll er den Vorzug haben; er ſoll ſeine eigene abgeſonderte Erziehung genießen, und zwar in zwei verſchiedenen Rangklaſſen: die eine am Hofe, die andere bei den Regimentern.

Man würde Fenelon Unrecht thun, wenn man bei ihm, indem er dieſe Vorſchläge macht, factiöſe Abſichten vermuthen wollte. In ſeiner Seele ſtellte ſich der Staat, wie er ſein ſoll, eben in den Gliederungen dar, die ihn bisher gebildet hatten. Wenn er den beiden höheren Ständen Vorzüge zuſprach, ſo wollte er doch den bürgerlichen nicht unterdrücken: in der vornehmſten ſeiner Thätigkeiten, der gewerblichen, ſollte derſelbe vielmehr von aller Beſchränkung befreit werden. Das Mercantilſyſtem hatte an Fenelon einen der eifrigſten Gegner. Warum, ſagt er, wolle man fremde Manufacte ausſchließen? Frankreich ſei reich genug an Materialien und Arbeitskraft, um deſſen nicht zu bedürfen. Warum wolle man den Holländern die Vortheile ihres Handels entreißen, welche nur der Preis ihrer Frugalität, ihrer verſtändigen Einrichtungen ſeien? Die Generalſtände ſollen ihm zufolge in Erwägung ziehen, ob es nicht beſſer wäre, alle Zölle für Eingang und Ausgang der Waaren aufzuheben.

Die Frage wird rege, wie nun bei dieſer Freigebung der verſchiedenen Elemente die Kraft des Staates zuſammengehalten werden, wie Frankreich ſeine europäiſche Stellung alsdann zu behaupten hoffen könne.

Aber dieß Bedenken machte nur geringen Eindruck auf Fenelon. Er hält es für eine Thorheit, wenn ein Reich nach einer Ueberlegenheit ſtrebe, wie ſie das alte Rom oder Carl der Große beſeſſen habe; principiell verdammte er den Eroberungskrieg: vielmehr müſſe man Alles vermeiden, was zu einer Eroberung führen könne; die wahre Ueberlegenheit eines Reiches über das andere beſtehe in der Zahl der Unterthanen, ihrer beſſern Zucht und größern Geſchicklichkeit.

Und Niemand durfte ihm von einem Kriege reden, der zur Behauptung einer angefochtenen Succeſſion nothwendig ſei. Den Anſpruch der Bourbonen auf die ſpaniſche Erbfolge hatte er von Anfang an verworfen, denn eine Nation könne niemals das Erbtheil einer Frau ſein, aber er fügte hinzu, ſelbſt ein begründeter Succeſſionsanſpruch müſſe zurückſtehen, wenn es die Sicherheit anderer Nationen ſo verlange. Er billigte die Bündniſſe, welche gegen die übermäßige Vergrößerung einer einzelnen Macht von den übrigen geſchloſſen werden. Sein Ziel iſt der allgemeine Friede, der ſich auf das Gleichgewicht Aller gründet.

Wie die auswärtigen Unternehmungen beſonders dazu beigetragen hatten, die inneren Verhältniſſe im Sinne der abſoluten Monarchie zu entwickeln, ſo riefen die Mißſtände, die nun im Innern eingetreten waren, nicht nur Reformtendenzen, ſondern auch einen Widerſpruch gegen die äußere Politik hervor. Sogleich in dieſer Epoche erſcheint England in Handel und Gewerbe, in Bezug auf die Begriffe von National-

wohlfahrt und Reichthum, in ſeiner ſtändiſchen Organiſation und ſeiner Politik des Gleichgewichtes faſt als das Muſter von Frankreich: wiewohl die Art und Weiſe der Auffaſſung noch durchaus franzöſiſch.

Schon an ſich eine Erſcheinung von welthiſtoriſcher Bedeutung. Damals gebührte ihr doppelte Rückſicht, da die Vorausſetzung gemacht werden durfte, daß der Zögling Fenelons, der zur Krone berufene Fürſt, mit den Lehren des Meiſters einverſtanden, die angegebene Richtung zu befolgen geſonnen ſei.

Fünftes Capitel.

Der Herzog von Bourgogne.

Nach allem, woraus man ſich ein Urtheil bilden kann, würde der erſte Dauphin, Sohn Ludwigs XIV., wenn er zur Regierung gekommen wäre, das Regiment ſeines Vaters, ſo weit es ohne deſſen Geiſt möglich war, fortgeſetzt haben. Er hatte ſich nach dem Tode ſeiner Gemahlin ſogar ein ähnliches häusliches Verhältniß gebildet, wie dieſer; ſeine Erwählte, Mlle. Choin, mit der er ebenfalls in einer Art von Gewiſſensehe lebte, ſammelte in Meudon eine kleine auserwählte Geſellſchaft um ſich her, wo ſie andere Damen ungefähr eben ſo behandelte, wie ſie von Frau von Maintenon behandelt wurden. Doch hatte ſie bei weitem nicht die Bildung oder den Geiſt, noch gewann ſie das Anſehn dieſes ihres Vorbildes; einen bei weitem größeren Einfluß übten ſelbſt in Meudon lange Zeit die Prinzeſſin von Conty, ſpäter die

Herzogin von Bourbon aus; man meinte, die letztere und ihr Halbbruder, Duc d'Antin, würden das Ruder führen, wenn der Dauphin zur Regierung komme. Dessen Sohn, der Herzog von Bourgogne, war in dieser Gesellschaft nicht wohl angesehen, er würde, wenn sie Macht gewonnen hätte, schwerlich gute Tage erlebt haben. Manchem schien es, als würde die Regierung nur noch ungerechter und parteiischer werden.

Da geschah, daß der Dauphin im April 1711 durch einen plötzlichen Tod weggerafft wurde.

Plötzliche Todesfälle waren in der damaligen Generation des Hauses Bourbon recht häufig. Der Herzog von Orleans, Gemahl Elisabeth Charlottens, war im Jahr 1701, als er eben von Marly, wo er bei dem König zur Tafel gewesen war, nach St. Cloud zurückgekommen, sich in heiterer Stimmung zu seinem Abendessen niedergesetzt hatte, von einem Krankheitsanfall heimgesucht worden, der ihm in wenigen Stunden den Tod gab. Im Carneval 1710 besuchte Herzog Ludwig von Bourbon, wie es schien in voller Lebenskraft, Bälle und Maskeraden; man war in seinem Hause eben mit Vorbereitungen zu einem neuen Feste beschäftigt, als er von einem Besuche zurückkommend noch in dem Wagen von einem Schlaganfalle betroffen ward, in dessen Folge man ihn ohne Besinnung in das Haus trug; nach wenigen Stunden war er verschieden.[1]

[1] Elisabeth Charlotte erzählt 5. März 1710: „Wie er wieder zwischen 6 und 7 Abends nach Hauß fahren wollte, fand er sich in seiner Kutsch übel, befahl, man sollte ihn geschwind nach Hauß führen, aber nicht ahn die große stieg; wie er ahnkommen, mußte man ihn tragen. Man klopfte an die Hinterthür. Madame la Ducheſſe stund auf umb zu sehen, waß vor ein Geras war, wie sie selber die Thür aufmacht, findet sie ihren Herrn auf des Kutschers und Laquayen Armen wie todt."

Der Dauphin nun ward im April 1711 von den Kinderblattern befallen, die damals in der Hauptſtadt und den benachbarten Gegenden manche Opfer forderten, obwohl ſie nicht bösartig waren. Das Uebel nahm einen regelmäßigen gefahrloſen Verlauf und ſchien gehoben; man wünſchte dem Kranken ſchon zu ſeiner Geneſung Glück; als ein Fleckfieber ſich zu den Blattern geſellte, und ſeinem Leben ein Ende machte, zwei Stunden, nachdem man noch die beſten Hoffnungen hatte hegen dürfen.[1]

So wenig dieſer Fürſt durch ausgezeichnete perſönliche Eigenſchaften glänzte, ſo beſaß er doch eine, die ihm die Herzen gewann, natürliche Gutmüthigkeit und Einfachheit; die Nation ſah ihn mit einem gewiſſen Vertrauen an den Stufen des Thrones ſtehen, und vermißte ihn mit Bedauern. Der König ſuchte ſein Gefühl zu verbergen: er traf die Anordnungen für das Begräbniß mit aller der Ruhe, welche die Menſchen an ihm kannten, aber, wie Eliſabeth Charlotte erzählt, jeden Augenblick traten ihm die Thränen in die Augen: man ſah, wie er in ſich ſelbſt von Schmerz zerfleiſcht war; „ſeine Betrübniß hätte einen Stein erbarmen mögen.“[2]

Und wenigſtens nicht ohne alle politiſche Bedeutung war dieſer Todesfall. Hätte der erſte Dauphin gelebt, ſo würde er immer auf ſeinen Sohn in Spanien eingewirkt und die Verbindung der beiden Kronen weit über den Tod Ludwigs XIV. hinaus verlängert haben.

[1] Aus dem Schreiben von Eliſ. Charlotte, Marly 16. April.

[2] Eliſabeth Charlotte, 18. April. Ganz Paris und die Provinzen ſind verzweifelt: es war wohl ein abſcheulich Gift, das dieſen Armen ums Leben gebracht hat; — man habe, ſagt ſie, einen ſchwarzen Rauch aus ſeinem Munde fahren ſehen, ſein Geſicht ſei pechſchwarz geworden ꝛc.

Hierauf trat nun aber der Herzog von Bourgogne, ſein Erbe, nunmehr Dauphin, in den Vordergrund.[1] Bei dem vorgerückten Alter des Königs hatte es alle Wahrſcheinlichkeit, daß er nach wenigen Jahren in den Beſitz der Krone gelangen würde: die ganze Aufmerkſamkeit wandte ſich ihm zu.

Seine Erziehung hatte einen bei weitem beſſern Erfolg gehabt als die des Vaters. Man rühmte die mannichfaltigen Kenntniſſe, die er ſich erworben habe; er kenne die Geographie von Frankreich wie den Park von Verſailles, die ganze Folge der Zeiten ſtehe ihm ſtets vor Augen. Er beſaß nicht allein Kenntniſſe, ſondern einen angebornen Sinn für die Feinheit des Ausdrucks und der Sprache, welchen Fenelon durch die Converſation, mit welcher er den Unterricht unterbrach, gefliſſentlich entwickelte. Was ihn aber am meiſten auszeichnete, war der Begriff von Moral und Religion, den er mit einem Eifer in ſich aufnahm, durch den er zu einem andern Menſchen wurde. Er liebte das Spiel, aber ſeit der erſten Regung von Gewinnſucht, die er an ſich bemerkte, vermied er es entweder, oder ließ doch nur einen ſehr niedrigen Einſatz zu. Er fand Vergnügen an einem durch lebhaftes Geſpräch gewürzten Gaſtmahl, geſtattete es ſich jedoch nur ſelten, und hielt ſich dann ſehr in Maßen. Die Regelmäßigkeit der nämlichen täglich wiederkehrenden Beſchäftigungen langweilte ihn ſo gut wie einen Andern, aber er hätte nie die Reihenfolge derſelben unterbrochen. Man verſicherte, er habe

[1] Eliſabeth Charlotte, 16. April 1711, bezeichnet den Unterſchied, den man doch noch macht: „Der Duc de Bourgogne ſolle den Tittel Monſeigneur nicht ganz kurz führen: wie ſein Herr Vater gethan; ſondern wan man mit ihm ſpricht, ſoll man nur Monſieur, und wan man von ihm ſpricht, Monſieur le Dauphin ſagen: ſchreibt man ihm aber, ſoll man Monſeigneur in den Brief ſetzen.“

Geſchmack an dem Schauſpiel, bemerkte ihn aber wenig oder nie dabei.[1] Die Beiſpiele, die er vor ſich ſah, flößten ihm eine faſt übertriebene Furcht vor weiblicher Verführung ein; er wurde damit am Hofe ein Gegenſtand des Spottes; ſeine Gemahlin ſelber hat darüber geſcherzt. Die großen Geſellſchaften waren ſchon darum nicht für ihn, noch auch er für ſie, weil er ſich zum Geſetz gemacht hatte, niemals etwas Uebles von Andern zu ſagen; er erſchien darin wie Einer, der ſich nicht an ſeinem Platze fühlt, und dem es angenehmer wäre, allein zu ſein. Ich weiß nicht, ob man ſagen darf, daß auch gewiſſe Eigenſchaften Gaben des Glückes ſind, und ob nicht eine angeborne Begabung dazu gehört, populär zu ſein. Zurückhaltende, auf ihr inneres Daſein unaufhörlich reflectirende Naturen können es niemals werden. Der zweite Dauphin machte ohnehin äußerlich keinen guten Eindruck: er war ſchlecht gewachſen; was er nur ſelbſt nicht zu wiſſen ſchien; denn ausſchließend mit ſeinem Innern war er beſchäftigt, das ſich in ſeinem reinen geiſtvollen Auge ſpiegelte. So ſehr religiöſe oder kirchliche Rückſichten ſonſt an der Tagesordnung waren, ſo erregte doch die Art und Weiſe, wie er ſich ihnen hingab, Anſtoß; der König ſelbſt mißbilligte, daß er einen Ball verließ, weil er einen Feſttag nicht profaniren wollte; alle vierzehn Tage nahm er das Sacrament, und ward nicht müde, unter der Direction ſeines Beichtvaters die Falten ſeines Herzens zu unterſuchen. Man ſah in ihm einen Sonderling, der nur dazu tauge, zu ſtudiren und Frömmigkeit auszuüben.

[1] Tiepolo 1708: vive con rara esemplarità et costumi di divotione si astiene d'ogni publico spettaculo. — Impiega tutto il suo tempo negli studj e nelli esercitii di pietà et di divotione prendendo il solo sollievo delle caccie.

Die Ereigniſſe des Feldzugs von 1708, in denen er unglücklich geweſen war, wurden ihm großentheils zur Laſt gelegt, und ſtanden in friſcher Erinnerung.

Es iſt nicht unwahr, daß der großen Theilnahme, welche der Tod ſeines Vaters fand, ſowohl die Ermüdung, welche die gegenwärtige Regierung hervorbrachte, als die Beſorgniß vor der künftigen, der ſeinen, zu Grunde lag.

Ohne, ſo viel man ſieht, hievon eine Ahnung zu haben, hielt er ſelbſt ſich für den von Gott zum Heil von Frankreich beſtimmten Fürſten, der ſich zu ſeinem großen Berufe gewiſſenhaft vorbereiten müſſe. In der Zurückgezogenheit, in die er von den Hoffeſten gleichſam flüchtete, hat er Ferne- und Naheliegendes in den Kreis ſeiner Studien gezogen, die Republik Plato's, die Einrichtungen des alten jüdiſchen Staates, auf die Boſſuet ſo oft zurückgekommen war, aber auch die unmittelbar vorliegenden Geſchäfte, inſoweit ihn ſein Großvater daran Theil nehmen ließ; er wünſchte hauptſächlich mit Solchen umzugehen, die ihn darüber unterrichten konnten.

Er liebte ſeine Gedanken niederzuſchreiben und einige ſeiner Aufſätze ſind bekannt geworden, nicht in ſo unzweifelhaft authentiſcher Form, noch in ſolcher Vollſtändigkeit, daß man den Umfang und innern Zuſammenhang ſeines Denkens mit Sicherheit daraus entnehmen könnte, aber doch ſehr bezeichnend für ſeine Tendenzen und dieſe Stufe der franzöſiſchen Staatsentwicklung überhaupt.[1]

[1] Sie waren in dem Hauſe an die Dauphine Mutter Ludwigs XIV. gekommen, und unter die Papiere von deſſen Vater gerathen. Der Abbé Soldini, Beichtvater Ludwigs XIV., ſonderte ſie davon aus, und machte den Abbé Proyart darauf aufmerkſam, der ſie in der Vie du Dauphin Père de Louis XV. 1782 benutzt hat.

An der Idee der religiösen Uniformität, wie sie sein Großvater durchgeführt hatte, hielt er ohne Wanken fest. Nach der Lehre Fenelons, daß Gott die Menschen in der wichtigsten aller Angelegenheiten nicht ohne sichere Entscheidung gelassen haben könne, verwirft er die Abweichung der Protestanten von der römischen Kirche als eine Auflehnung; die Wiederherstellung des Edicts von Nantes würde er selbst für ein politisches Unglück halten.

Den Streit des Erzbischofs von Paris mit den beiden Bischöfen, die ihn in seiner Diöcese beleidigt hatten, zu schlichten, war ihm übertragen worden, und er zeigte dabei so viel Unparteilichkeit, daß man ihn schon selbst einer Hinneigung zum Jansenismus zieh; allein wie einer seiner Aufsätze beweist, haßte er diese Lehre, weil sie eine Ungerechtigkeit in Gott voraussetze und die menschliche Freiheit zerstöre; er schloß sich auch hierin ganz an Fenelon an. Bei seinem Sühneversuch verwahrt er sich gegen die Anmuthung, als habe er das Amt eines Richters zwischen den Bischöfen ausüben sollen. Denn von der Unabhängigkeit des geistlichen Elementes hatte er den lebendigsten Begriff.[1]

Aber er hegte doch nicht allein geistliche, sondern auch fürstliche Gedanken.

Mit Entrüstung verwirft er die alten Einmischungen des Clerus in die Geschäfte des Staates;[2] ein Geistlicher, der sich eine solche aus eigenem Bestreben anmaße, gehöre weder der Kirche noch dem Staate an; er bezeichnet ihn als ein

[1] Mémoire à N. S. le Pape, bei Proyart II, 296.

[2] On a flatté quelques papes d'une autorité imaginaire sur le temporel des souverains: mais le sauveur — a dit, mon royaume n'est point de ce monde. Bei Proyart I, 363.

Ungeheuer. Ohne allen Scrupel über das Recht der Könige, die geiſtlichen Stellen zu beſetzen, geht er nur darüber zu Rathe, wie es am nützlichſten geübt werde: ob es beſſer ſei, den biſchöflichen Stuhl mit einem Eingeborenen der Diöceſe zu beſetzen, oder mit einem Fremden. In gewiſſer Beziehung vindicirt er doch dem bürgerlichen Gemeinweſen ein Recht auf die geiſtlichen Güter, inſofern nämlich ein großer Theil ihres Ertrages den Armen gehöre. Vorzüglich beſchäftigt ihn das Mißverhältniß des Einkommens des hohen und des niedern Clerus; er hat dem König eine Theilung der Beneficien erſter Klaſſe vorgeſchlagen; dieſer hat ihm dagegen die Anordnungen der Stifter in Erinnerung gebracht; aber er hält es nicht allein für erlaubt, ſondern für Pflicht, in einem und dem andern Fall die Abſicht der Stifter auszulegen, nach Vernunft und Religion.[1]

Zu ſeinem Unterricht über den Zuſtand der Provinzen war ſchon vor zehn Jahren eine ſtatiſtiſche Beſchreibung derſelben unternommen worden, die in der Geſchichte der Statiſtik Epoche macht. Dem Prinzen ſelbſt ſchrieb man die Inſtruction zu, welche die Arbeit einleitete, und mit Vergnügen bemerkten Edelleute von altem Schrot und Korn darin eine der Regierung ſehr ungewöhnliche Theilnahme für ihren heruntergebrachten Stand. Auch im Geſpräch zeigte der Dauphin den Wunſch, die alte Verfaſſung deſſelben zu erneuern, durch welche er zu ſeinen großen Dienſten fähig geworden ſei, und ihn nicht ſo ganz unter den Intendanten gebeugt zu ſehen. Aber aus ſeinen Schriften ſieht man, daß er adelige Geburt doch nicht

[1] Les biens ecclésiastiques sont biens de l'état, comme les biens séculiers: ils nourrissent également les sujets de l'état etc. Ibid. 373.

als Bedingung der Beförderung weder in geiſtlicher noch auch in militäriſchen Stellen betrachten wollte. Er ſelbſt hatte einen gemeinen Soldaten, der ſich auszeichnete, zum Capitän ernannt, was um des guten Eindrucks willen in allen Regimentern nachzuahmen wäre.

Gern unterhielt er ſich mit Vauban über die Vereinfachung des finanziellen Verwaltungsſyſtems. Ohne ſich auf die Theorie einzulaſſen, erklärte er doch ſeinen Abſcheu vor den Uebergriffen der größeren Beſitzer in Bezug auf die Taille, vor den fortſchreitenden Exemtionen und der daher rührenden doppelten Belaſtung des armen Volkes.

So will er der Ueberbürdung der einzelnen Provinzen abhelfen, zwiſchen rechtmäßigen und unrechtmäßigen Zöllen unterſcheiden und die letztern vernichten, den Frohnden ein Ende machen, die beſonders in den entfernten Provinzen durch die Beamten der großen Herren übertrieben werden, und ihren Titeln nachforſchen. Er iſt der Meinung, durch eine Herſtellung des Rechtmäßigen in jedem Zweige viel ausrichten zu können. Die Erleichterung des gemeinen Mannes und des gemeinen Soldaten liegt ihm vor allen Dingen am Herzen. Er hat in Marly mehr als einmal den Grundſatz Fenelons ausgeſprochen: die Fürſten ſeien für die Unterthanen da, nicht die Unterthanen für ihre Fürſten.

Von dem Berufe des Königthums und der Schwierigkeit, ihn zu erfüllen, erwuchs ihm ſelbſt aus dieſem Grundſatz ein ſehr lebendiger Begriff. Der Kriegsmann, ſagt er, gehe in die Winterquartiere, jeder Magiſtrat habe ſeine Vacanzen; der König dürfe ſich keinen Tag Ruhe gönnen. Er lebe in einem ſteten Wirbel von Geſchäften, beunruhigenden Sorgen, mühevollen Arbeiten; er habe alles, und nichts gehöre ihm;

oft ſchlage zum Unglück aus, was er am beſten gemeint habe, und für Alles müſſe er die Verantwortung tragen, für das Gute, das man unterläßt, für das Böſe, das man thut: ſelbſt ſein Seelenheil gerathe in Gefahr.

Wahrſcheinlich hängt es mit dieſer Vorſtellung von der ungeheuren Verantwortlichkeit der Selbſtregierung zuſammen, wenn er auf eine veränderte Form derſelben dachte.

Ludwig XIV. war ſein eigener erſter Miniſter: Niemand hatte neben ihm die Ueberſicht des Ganzen. Der Dauphin faßte die Abſicht, ſich nicht eigentlich einen ſeine Stelle vertretenden erſten, aber doch einen allgemeinen Miniſter zur Seite zu ſetzen, um die Thätigkeit der übrigen zu leiten, und und ihren ſonſt unvermeidlichen Entzweiungen entgegenzuwirken. Es ſcheint, als habe er weder Kanzler noch Großſiegelbewahrer beibehalten, ſondern das Siegel jedem Miniſter für ſein Fach anvertrauen wollen. Noch waren die allgemeinen Miniſterien in Frankreich ſo wenig wie in den andern Staaten von der Verwaltung einzelner Provinzen oder Regionen geſondert. Der Dauphin hatte den Plan, ein Miniſterium des Innern und ein von jeder andern Thätigkeit freies Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zu gründen. In dem erſten ſollte man, was jetzt gar nicht geſchehen könne, auf allgemeine Verbeſſerungen Bedacht nehmen; das zweite ſollte zugleich die Leitung des Kriegsweſens zu Land und See haben. Aber überdieß: die Unterabtheilungen der Miniſterien ſollten über ihre bisherige Stellung dadurch erhoben werden, daß ihnen eine conſultative Stimme eingeräumt, der Miniſter gewiſſermaßen an ihr Gutachten gebunden würde. Der Gedanke beruhte darauf, die Anſtellung als den Preis des größern Verdienſtes zu betrachten; jede vacante Stelle ſollte durch

Vorſchlag aus der ihm zunächſt vorangehenden untern Stufe hervorgehen, aus den Requetenmeiſtern die Staatsräthe, aus dieſen die Miniſter.

Darin nun ſtimmte hiernach der Herzog von Bourgogne mit Fenelon überein, daß auch er der unbedingten Alleinherrſchaft von oben her Einhalt thun wollte, aber es erhellt nicht, daß er die ſtändiſchen Entwürfe ſeines Lehrers getheilt habe: vielmehr erblickte er das Heil in der beſſeren Organiſation und größeren Selbſtſtändigkeit eines ſich ſelbſt ergänzenden Beamtenſtandes, in welchem das Aufſteigen zu höherem Rang ſich lediglich auf das Verdienſt gründen ſollte.

Niemand kann den Gang, den eine Regierung nehmen wird, nach den Aeußerungen des Fürſten vor dem Antritt derſelben ermeſſen wollen; aber eben ſo wenig darf man ihre Bedeutung läugnen, zumal wenn ſie auf ſo tiefen und langgenährten Grundſätzen beruhen. Eine Veränderung der Regierungsform, in einer mehr populären, den Antheil am Staate erweiternden, auf allgemeines Wohlwollen gegründeten Richtung, erwartete Jedermann, und ſie würde ohne Zweifel eingetreten ſein. Wie die Dinge der Welt lagen, ſo würde ſich der Herzog eine Regierung voll innerer Stürme, aber eine höchſt merkwürdige und bedeutende geſchaffen haben.

An ſeiner Seite ſtand eine Frau, die von ihm in äußerer Erſcheinung unendlich verſchieden, doch eigentlich recht für ihn geſchaffen war. Sie ſcherzte über ſeine Gelehrſamkeit, man werde ihn einſt Ludwig den Gelehrten nennen, über die ehrerbietige Entfernung, in der er ſich von dem König hielt, mit dem ſie dagegen wie mit dem Familienvater auf das vertraulichſte umging. Sie fand Geſchmack an den Feſtlichkeiten des Hofes, die nicht ſelten eben ihr zu Ehren veranſtaltet

wurden; ſie wünſchte zu gefallen, und gefiel; der Zurückgezogenheit ihres Gemahls ſetzte ſie geſellſchaftliche Bewegung, Anmuth und Liebenswürdigkeit entgegen. Wenn der Dauphin ihr eine leidenſchaftliche Zuneigung widmete, ſo lehnte ſie doch ab, daß ſie ihn beherrſche, wie man ihr nachſagte; ſie verſicherte, es ſei ihr vielmehr wunderbar, wie ſehr ſie ſich zuletzt in alles füge, was er wünſche und fordere. Beſonders ſeit den Unfällen des Feldzugs und den Zwiſtigkeiten mit Vendome hatte ſie für ihn Partei zu nehmen angefangen: da war er nicht glücklich geweſen und es war ihm Unrecht geſchehen. Sie verehrte ſeine Eigenſchaften und ſchien in den ſpätern Jahren nur für ihn und in ihm zu leben.[1]

An dieſe Vereinigung von Ernſt und Liebenswürdigkeit, die alles hinriß, was mit ihr in Berührung kam, knüpfte man die beſten Erwartungen, für den Augenblick wegen der günſtigen Einwirkung, die ſie auf den König haben, ſo wie für die Folgezeit, wo ſie den Thron einnehmen würde. Mochte der Dauphin in Paris und vielleicht im Lande nicht beliebt ſein, alle die ihn kannten, und denen es Ernſt mit dem Wohle von Frankreich war, ſetzten ihre Hoffnungen auf ihn.

Wie berechtigt dieſe aber auch waren, ſo ſollten ſie ſofort in nichts zerrinnen.

Im Februar 1712 erkrankte die Dauphine an den Rötheln, die damals in der Umgegend von Verſailles herrſchten, und ſtarb nach wenigen Tagen.

[1] Tiepolo faßte ſie etwas anders auf: E amata dal marito molto piu che l'ama, ma a l'incontro impiega ogni finezza con Mme di Maintenon accioche contribuisca à fargli ottenere la sodisfazione che brama. Er hielt ſie für klug, ſparſam und eigenſüchtig wie ihr Vater ſei. A suo tempo puo procurarsi parte nel comando.

Von dem Verluſt der Gemahlin erſchüttert, und dann von derſelben Infection ergriffen, gerieth der Dauphin gleich darauf in einen Krankheitszuſtand, der andern bedenklich und ihm ſelber vom erſten Augenblick an hoffnungslos vorkam. Es bezeichnet ihn, daß er, wenn man ihm von ſeiner Geneſung redete, nur damit antwortete, daß er die Geſundheit ſeines Großvaters dem Himmel anempfahl: »Domine salvum fac regem.« Ohne daß dieſer etwas erfuhr, ließ er ſich einſt in der Nacht einen Altar in ſeinem Zimmer aufrichten und empfing die Sterbeſacramente; gleich darauf hörte man ihn irre reden: es ſchien, als ob er in den Krieg zu ziehen meinte; er verſchied am 18. Februar 1712.

Wenn ſchon der Tod des erſten Dauphin ein Verluſt war, den Jedermann empfand, wie viel größer war noch das Ereigniß, das in dem Tode des zweiten lag. Denn was kann es in der monarchiſchen Verfaſſung, ſobald die Dynaſtie geſichert iſt, Wichtigeres geben, als die ununterbrochene Aufeinanderfolge entwickelter und durch ihre Eigenſchaften für die Fortſetzung der Regierung befähigter Männer. Ein tiefes Gefühl von der Vorbedeutung dieſes Todesfalls ging durch das Land. Bei den Crequien hörte man ſagen, man trage Frankreich zu Grabe. [1]

Aus der Ehe, die wir ſchilderten, waren drei Knaben entſproſſen: der erſte ſtarb noch vor den Eltern, der zweite unmittelbar nach ihnen an derſelben Krankheit; der dritte ward,

[1] Eliſabeth Charlotte, Verſailles den 5. März 1712. „Der König jammert mich von Hertzen; er zwingt ſich um gutte Minen zu machen undt man ſieht doch daß er innerlich leydt. Gott erhalte uns den König, ſonſten wird es doll hergehen.“ 13. März. „Monsieur le Dauphin iſt gar gewiß auß Leidt geſtorben, er liebte ſeine Gemahlin unerhört.“

wie man ſagt, nur durch die Widerſetzlichkeit der Wärterin gegen die nämliche Behandlung, welcher der Bruder erlegen war, gerettet. Es iſt Ludwig XV., damals ein Kind von zwei Jahren.

Dem König lebte noch ein dritter Enkel, Carl Herzog von Berry, und auch dieſer war ſchon vermählt, auf die damals beliebte Weiſe, in der eigenen Familie. Man hatte ihm Marie Louiſe Eliſabeth, die Enkelin Eliſabeth Charlottens, Tochter des Herzogs Philipp II. von Orleans, alſo auch Enkelin des Königs ſelbſt, zur Gemahlin gegeben. Frau von Maintenon und die Herzogin von Bourgogne hielten dieſe Verbindung unter den damals möglichen für die rathſamſte: der König wünſchte die Familie ſeines Bruders mit immer neuen Banden an die ſeine zu feſſeln. Die junge Dame entſprach jedoch keineswegs den von ihr gehegten Erwartungen: ſie zeigte eine Launenhaftigkeit und ein rückſichtsloſes, eigenſüchtiges Weſen, durch das ſich der König verletzt fühlte. Eliſabeth Charlotte, die wieder freundlicher behandelt wurde, bekam zuweilen den Auftrag, ihrer Enkelin Vorſtellungen zu machen, wie ſie ſich ausdrückt, „ihr zu predigen, ſie zu filzen," was dann Thränen zur Folge hatte, aber keine Beſſerung. Der Herzog von Berry, früher ein liebenswürdiges und angenehmes Kind, ſpäter ohne allen Sinn für eine ernſte Thätigkeit, nur den Vergnügungen lebend, die einen Tag nach dem andern erfüllten, hing ſeiner Gemahlin mit Leidenſchaft an. Was ſoll man ſagen zu dieſem Verhältniſſe, er ward eiferſüchtig auf ſeinen eigenen Schwiegervater. Ob Berry jemals fähig ſein würde, nach dem Tode Ludwigs XIV. im Namen ſeines Neffen die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, dieſe würdig zu führen, bezweifelte man von Anfang an. Aber

auch er ward im Frühjahr 1714, noch nicht dreißig Jahr alt, höchſt unerwarteter Weiſe durch den Tod weggerafft. Hier, wo die Geſchichte der Familie mit der Geſchichte des Reiches ſo nahe zuſammentrifft, werden die Krankheiten der königlichen Kinder von hiſtoriſcher Wichtigkeit. Der Herzog von Berry erzählte noch ſelbſt, er habe auf der Jagd ſein mit den Vorderfüßen ausglitſchendes Pferd mit heftiger Anſtrengung zurückgezogen und zum Stehen gebracht, ſo daß ihm dabei der Sattelknopf die Bruſt verletzt habe; aus einer Vernachläſſigung dieſer Verletzung leitete er ſeine Krankheit ab. Sie trat unter Symptomen auf, wie die ſeines Bruders und ſeiner Schwägerin: bald war auch für ihn keine Rettung; der alte König kam in den Fall, wie ſeinen Sohn, ſo auch deſſen Söhne, ſeinen erſten und ſeinen dritten Enkel, vor ſeinen Augen ſterben zu ſehen; er ſelbſt hat für dieſen die Sterbeſacramente herbeigeholt. [1]

Und entſetzlich zu ſagen, eben den, welcher nun die nächſte Ausſicht auf die Regentſchaft bekam, den Herzog von Orleans, hielt man für fähig, dieſe Todesfälle, die ihm Platz machten, durch Gift vorbereitet zu haben. Am Hofe, in der Stadt und im Lande war es die allgemeine Meinung, die nur der König nicht theilte.

[1] Eliſabeth Charl. Marly 6. Mai 1714. „Er (der Duc de Berry) hatt biß ahn ſein Endt große consideration vor ſeinen Groß herr Vatter den König erwießen, denn alß man ihm andeutte, ob er nicht wolte le viatique undt extreme onction entpfangen, andtworte er ouy, très volontier, mais que ce ne soit qu'apres le couche du Roy pour lui espargner ce triste spectacle qui pouroit le trop touscher, es wurde ihm aber übel, da ſagte J. L. S. non, ne reculons rien, je vois que cela presse, der König hatt daß hl. Sacrament ſelber geholt; wir alle bey dießer traurigen Ceremonie ſo ¾ ſtundt wehrt; man kann nichts betrübteres erdenken, das Herz bärſt einem darbey."

Deſſen Leben empfing nun in ſeinen hohen Jahren einen verdoppelten Werth. Um ſich in der Hoffnung einer langen Dauer deſſelben zu beſtärken, ſammelte man die Beiſpiele höchſten Alters, das man Zeitgenoſſen erreichen ſah. Warum ſolle der König, der noch geſund ſei, nicht eben ſo lange leben? Dann würde er noch ſelbſt die Regierung in die Hände ſeines Urenkels überliefern können.

Sechstes Capitel.

Ausgang Ludwigs XIV.

Unter dem Schmerz und Trübſinn dieſer Verhältniſſe, wahrſcheinlich doch weder von dem gräßlichen Verdacht, noch von dem Schimmer der Hoffnung, der ſie durchbrach, tief berührt, bewegte ſich Ludwig XIV. auf dem Wege ſeiner Staatsverwaltung weiter, die ihm bei jedem Schritte in den inneren wie den äußeren Geſchäften ernſte Schwierigkeiten darbot.

Mit wie viel Widerwärtigem waren ſelbſt die Friedensunterhandlungen mit England, deren Glück ſonſt alle Erwartung übertraf, verbunden.

Der einzige Troſt nach dem Verluſt des Dauphins und der Dauphine wäre für den König geweſen, deren Geſchwiſter, ſeinen Enkel von Spanien und deſſen Gemahlin bei ſich zu ſehen. Aber ſie konnten ſich nicht aus Spanien entfernen: eine Zuſammenkunft zwiſchen den beiden Königen hätte ganz Europa in Bewegung geſetzt: man mußte davon zurückkommen.

Auch der von Ludwig XIV. anerkannte, faſt zu einem Mitgliede der Familie gewordene junge Stuart durfte nicht

mehr in ſeiner Nähe weilen. Als ihn Ludwig XIV. von ſich ließ, ermahnte er ihn noch, der katholiſchen Kirche treu zu bleiben, und verſprach ihm Dienſte der Freundſchaft, wenn er ihm deren wieder leiſten könne. Der junge Fürſt empfahl ihm ſeine Mutter; dieſe ſprach ihren Dank für das Gute aus, das ſie bisher erfahren hatte: in tiefem Schmerze vereinigte ſich Alles in der Lehre, daß man ſich dem Willen Gottes unterwerfen müſſe. [1]

Nach dem Frieden von Utrecht blieben doch die großen Verhältniſſe geſpannter und zweifelhafter Natur: noch war man lange nicht ſo weit, daß man die Waffen hätte niederlegen können.

Im Jahre 1714 flammte in Catalonien der Aufruhr gegen Philipp V. aufs neue auf. Wie denn der Friede zwiſchen Spanien und dem Kaiſer noch nicht abgeſchloſſen war, ſo meinte die Bevölkerung auf Hülfe von Deutſchland her zählen zu dürfen; den Widerſtand, den ſie dem bourboniſchen König entgegenſetzte, entſchuldigte ſie mit der unverbrüchlichen Treue, die ſie ihrem Fürſten aus dem Hauſe Oeſterreich ſchuldig ſei. Ohne die Hülfe von Frankreich konnten die Caſtilianer Cataloniens niemals Meiſter werden. Doch trug Ludwig XIV. Bedenken, ihnen mit vollem Nachdruck beizuſtehen, ſo lange ſie ihren Frieden mit Holland, für welchen er gut geſagt hatte, abzuſchließen zögerten. [2] Endlich kam dieſer (im Juni 1714) zu Stande: hierauf im Juli erſchien der Herzog von Berwick vor Barcelona, um die Belagerung zu leiten.

[1] Mme. de Maintenon a Mme. des Ursins II, 309.

[2] Eben da: II, 60. On comprend ici parfaitement l'importance du siège de Barcelone, mais encore plus celle de la paix avec les Hollandais.

Neben zwanzig ſpaniſchen ſtanden funfzig franzöſiſche Bataillone unter ſeinem Befehl;[1] eine franzöſiſch-ſpaniſche Escadre unter dem Commandeur Belle-Fontaine ſchloß den Hafen. Barcelona leiſtete einen Widerſtand, wie er von Alters her nur in Spanien geleiſtet worden iſt: am 11. September ward es durch einen Sturm genommen, deſſen Wuth ſich von den Baſteien in die Straßen, die Kirchen, und unter dem Geſchrei: „tödtet und brennet!“ bis in die Häuſer fortſetzte. Ueber das Verderben, das die Stadt hierdurch betraf, tröſtete ſich die Madrider Regierung damit, daß ſie, der Lande der Krone Aragon endlich vollkommen Meiſter, durch keine Privilegien mehr gebunden und im Stande ſein werde, Ordnung in Spanien zu machen; ſie erkannte an, daß ſie auch dafür dem König Ludwig und ſeinem Marſchall verpflichtet ſei.

Es dauerte bis in den Juli 1715, ehe auch Majorca ſich unterwarf. Zweiundzwanzig franzöſiſche und zweiundzwanzig ſpaniſche Bataillone haben dabei zuſammen gewirkt; Yviça, Cabrera und Formentera mit ihren Forts kehrten dann in den Gehorſam Philipps V. zurück.[2]

Die Caſtilianer hätten nichts mehr gewünſcht, als ſich mit aller ihrer Macht auf Portugal werfen zu dürfen; für Alles, was ſie von der Monarchie hatten aufopfern müſſen, würden ſie in der Erwerbung dieſes Landes einen hinreichenden Erſatz geſehen haben. Ludwig XIV. bemerkte dieſe Entwürfe; war aber weit entfernt, ſeinen Enkel in denſelben zu beſtärken: ſeine Abſicht ging vielmehr dahin, den Frieden auch

[1] Vgl. Berwick Mem. II, 205. De Quincy VII, 353 berechnet 39 ſpaniſch-walloniſche und 68 franzöſiſche Bataillone, er zählte ſämmtliche Truppen der Provinz.

[2] Inſtruction an Mornay, bei Flaſſan IV, 379.

auf der pyrenäiſchen Halbinſel zu Stande zu bringen, vor allem die alten Verhältniſſe der Allianz zwiſchen Frankreich und Portugal wieder herzuſtellen, um die den Franzoſen während des Kriegs verloren gegangenen Handelsvortheile wieder zu erlangen. Um keinen Preis hätte er ſich aufs neue in Kriegsgefahr begeben mögen.

Nach der Thronbeſteigung Georgs I. in England ſtellten die Freunde des Prätendenten die Anſicht auf, daß mit dem Tode der Königin Anna auch die Verpflichtungen, die Ludwig XIV. mit England eingegangen, aufgelöst ſeien; er ließ ſich von dieſem Vorwand nicht beſtechen: er wies die Anmuthungen dieſer Partei, ſo günſtig er ihnen in ſeinem Herzen war, zurück, und wenn dieſelbe nicht ſofort etwas Entſcheidendes unternahm, ſo lag der Grund nur in dem Mangel an Unterſtützung von franzöſiſcher Seite. [1]

Daran aber, die durch den Frieden vorbehaltene Machtſtellung gegen England zur See wie zu Lande zu behaupten, hielt er mit Eifer feſt. Er fand ſich in die Nothwendigkeit, den Hafen von Dünkirchen zu ſchließen, aber unverzüglich legte er Hand an, die nahe Rhede von Mardyk durch einen neuen Kanal in einen ſolchen Stand zu ſetzen, daß ſie dieſen Verluſt erſetzen konnte. Die Engländer ſäumten nicht, ſich darüber zu beſchweren, und auch in Frankreich hat man gefragt, ob es nicht gegen den Geiſt des Utrechter Vertrags laufe, wenn es auch mit dem Buchſtaben zu vereinigen ſei: aber Ludwig XIV. beſtand darauf, daß er nur für Dünkirchen,

[1] In einer Denkſchrift Berwicks von 1715 heißt es ausdrücklich: „Le Roi Jacques n'a point d'ami ni d'allié de qui il puisse espérer aucune assistance. — Tout le monde étant las de la guerre ne tend que vivre en paix. Mémoires de Berwick II, (Pet. 66) 229.

nicht für Mardyk Verpflichtungen habe; er ſchien es übel zu nehmen, daß man ihm in der Vorkehrung von Dingen, die er zum Wohl ſeiner Unterthanen für nöthig halte, Vorſchriften machen wolle.[1]

Vor allem trug er Sorge, nachdem die Kriegsmarine ſeiner Nation die ſchwerſten Niederlagen erlitten hatte, ihr nicht auch den Handel entreißen zu laſſen. In den Inſtructionen ſeiner Geſandten bilden die handelspolitiſchen Intereſſen immer einen weſentlichen Moment. Das ſpätere Colonialſyſtem der Franzoſen beruht größtentheils auf der Grundlage, die Ludwig XIV. ihm gegeben hat.

Den letzten Kriegen zum Trotz, und eben während derſelben, war die vornehmſte franzöſiſche Niederlaſſung in Oſtindien, Pondichery, in Blüthe gekommen. Von den einheimiſchen Fürſten auf geſetzmäßige Weiſe durch Kauf erworben, einmal an die Holländer verloren, von denſelben aber im Frieden von Ryßwik in beſſerm Zuſtand herausgegeben, war dieſer Platz durch die umſichtige Bemühung eines hiezu beſonders geeigneten Mannes, der nicht ganz vergeſſen zu werden verdient, Franz Martin, zu einer großen Bedeutung gelangt; in Schaaren ſammelten ſich daſelbſt die Eingebornen, weil ihnen Sicherheit des Lebens und des Erwerbes geboten war; und vom Hofe her verſäumte man nicht, die Miſſionare, welche dieſelben in ihren religiöſen Gefühlen zu beleidigen liebten, zur Mäßigung

[1] Daß das ſein Sinn war, geht nicht allein aus dem Worte hervor, das er damals geſagt haben ſoll, und das Voltaire beſtreitet, Andere feſthalten. Nach Tindal Continuation V. 408. erwiederte Ludwig XIV.: that the treaty of Utrecht did not deprive the king of the natural right of a sovereign, tho make what works he should judge proper for the preservation of his subjects. Denn zunächſt ſollte der Canal dazu dienen, das Land vor Ueberſchwemmung zu ſichern.

anzumahnen; die Franzoſen verwalteten das Gebiet mit ungewohnter Ruhe und Gerechtigkeit.

In Weſtindien begannen damals die Culturen, welche den dortigen Anſiedlungen ihren Werth verliehen haben.

Im nördlichen Amerika waren im Frieden Verluſte erlitten, aber nicht allein Cap Breton und die Fiſchereien an den Küſten ſammt Canada behauptet worden, ſondern auch das Delta des Miſſiſſippi und Teras; aus den Freibriefen des Königs ſieht man, daß er die Möglichkeit einer Verbindung zwiſchen dieſen Regionen, ſo entfernt ſie von einander waren, ſehr wohl kannte und eine ſolche vorzubereiten ſuchte. Wie die engliſchen Colonien auf dem Grundſatz der proteſtantiſchen Independenz, ſo beruhten die franzöſiſchen auf einer ſehr eigenthümlichen Vereinigung des Royalismus und Katholicismus. Wunderbare Scenen, als die wilden Stämme vom obern See und von jenſeit deſſelben ſich an den Stätten ſammelten, wo die Fahne des Kriegs und das Kreuz zuſammen aufgerichtet waren, und unter dieſen doppelten Zeichen mit den Kriegsleuten des Königs Verbindung ſchloſſen. Am hohen Miſſiſſippi verkündigte Pater Marquette den Glauben an den wahren Gott und zugleich den Ruhm des großen Capitäns der Franzoſen.

Die Handelsniederlaſſungen waren ſo ſtreng katholiſch wie das Mutterland. Wehe dem Reformirten, der irgendwo ergriffen ward; die ſtrengſten Satzungen der Ordonnanzen wurden an ihm vollzogen. Die Conſuln hatten Befehl, allen Religionärs, obwohl gebornen Franzoſen, ihren Schutz zu verſagen: der franzöſiſche Geſandte drang bei der ſpaniſchen Regierung darauf, daß ſie in keiner Handelsſtadt geduldet würden. [1]

[1] Principes de Mr. Pontchartrain fils sur la marine 1700—1710. S. V, 420.

So hat König Ludwig auch innerhalb Frankreichs seine letzten Jahre noch mit den herbsten Verordnungen gegen die Protestanten bezeichnet; es war die Consequenz seines Lebens; er sah darin die Erfüllung einer Pflicht. Bemerken wir aber, wie nun auch gerade seine starre religiöse Gesinnung, gegen die Jansenisten gewendet, diese Jahre mehr als irgend ein politisches Ereigniß mit Bitterkeit erfüllt hat.

Die Bulle Unigenitus, welche die Lehren des Quesnelschen Buches im Einzelnen verdammte, war, wie erwähnt, von Rom eingetroffen, und der König sah seine Aufgabe darin, sie nun auch in seinem Reiche zur Geltung zu bringen.

Der erste Vorschlag war, die Bulle den einzelnen Bischöfen zuzufertigen und sie von jedem besonders annehmen zu lassen: dieß wurde jedoch verworfen, weil es eine Neuerung sei, die einmal gefährlich werden könne. Wie es schon öfter geschehen: die Bulle wurde einer außerordentlichen Versammlung der eben um ihrer Geschäfte willen in Paris befindlichen Prälaten vorgelegt. Der Nuntius hätte dann wenigstens gewünscht, eine neue Prüfung derselben zu vermeiden, aber wie die königlichen Räthe, so hielten auch die vornehmsten Prälaten eine solche für nothwendig. Eine Commission wurde von dem Cardinal Erzbischof Noailles selbst ernannt, und innerhalb derselben hat es nun nicht an Einwendungen gefehlt. Eine der vornehmsten war, daß unter andern auch der Satz Quesnels, man dürfe aus Furcht vor einer ungerechten Excommunication seine Pflicht zu thun nicht versäumen, verdammt worden war. Die Bischöfe nahmen an, Quesnal habe damit nur die Weigerung, das Formular zu unterzeichnen, bekräftigen wollen, und fanden insofern die Verdammung gerecht, aber sie erkannten doch, daß es in der That Pflichten

gebe, bei deren Erfüllung man sich durch keine Excommunication hindern lassen dürfe, wie der Dienst Gottes und die Treue gegen Fürst und Vaterland.[1] Die Commission entschied, daß man die Bulle, wie sie sei, annehmen, die entgegenstehenden Bedenklichkeiten aber durch eine ihre Bekanntmachung begleitende Pastoralinstruction beseitigen solle.

Auf diese Weise hoffte sie die Annahme der Bulle mit der gegen einen möglichen Mißbrauch derselben nöthigen Fürsorge zu vereinigen; sie gewann damit den Beifall der Versammlung; eine große Mehrheit, von 40 Stimmen gegen 9, schloß sich ihrer Ansicht an.[2]

Von dem König dürfte man an sich nicht glauben, daß er am Ende seiner Tage die gallicanischen Freiheiten, die er einst so entschieden in Schutz genommen, aufzugeben geneigt gewesen wäre. Noch im Juli 1713 hat er den Versuch des Papstes, einem Prälaten die kanonische Institution zu verweigern, der früher eine These zu Gunsten der gallicanischen Freiheiten vertheidigt hatte, zurückgewiesen, weil er zwar die Verpflichtung, die Sätze von 1682 zu lehren, aufgehoben habe, aber damit nicht die Freiheit, sie anzunehmen: nur einem Ketzer dürfe der Papst die Institution verweigern, den Gallicanismus werde man in Rom nicht zu den Ketzereien rechnen. Auch jetzt sah er gern, wenn gegen den möglichen Mißbrauch der Bulle Vorkehrungen getroffen wurden, er ließ in dieser

[1] Instruction pastorale au sujet de l'acceptation de la constitution. Proc. Verb. VI. 1294.

[2] Wie der Herzog von Orleans später gesagt hat, qu'il suivrait la pratique du feu roi, qui faisait le mieux qu'il pouvait à faveur du Pape, pour ne pas se remettre avec lui, et qui laissoit ensuite la parlement faire tout ce, que les libertés de l'église gallicane exigeoient. Journal de Dorsanne II, 19.

Hinſicht dem Parlament alle ſeine Freiheit. Ihm war es genug, wenn die Bulle nur überhaupt im Reiche angenommen wurde: er wünſchte es ihres dogmatiſchen Inhalts halber.

Aber eben aus demſelben Grunde fand er auch Widerſtand. Die Anhänger der in der Bulle verworfenen Doctrinen waren entſchloſſen, durch alle in dem franzöſiſchen Kirchenrechte erlaubte Formen ihrer Annahme zu widerſtreben.[1] Neun Biſchöfe, an ihrer Spitze der Cardinal Noailles, wollten ſich nur dann zur Acceptation verſtehen, wenn der Papſt ſelbſt ſich zu einer Erklärung der ihnen in derſelben anſtößigen Punkte herbeilaſſe.

Der König meinte durch den Widerſpruch einer ſo geringen Minderheit — „neun gegen vierzig" hörte man ihn ausrufen — an nichts gehindert zu werden, was dazu führen könne, die Bulle zu einem allgemeinen Reichsgeſetz zu erheben. Von allen Angelegenheiten, die ihm vorlagen, erſchien ihm dieſe als die wichtigſte. Parlament und Sorbonne wurden zur Annahme der Bulle gedrängt, die Widerſtrebenden mit der königlichen Ungnade heimgeſucht. Da auch der Papſt die Paſtoralinſtruction, — obgleich ſie Grundſätze enthielt, welche in Rom mißfielen, ſo daß der Nuntius ſich weigerte, ſie daſelbſt vorzulegen, — als ſie ihm durch eine directe Botſchaft zukam, beifällig aufnahm, weil ſie im Allgemeinen Ehrerbietung zeige, ſo ſchien jeder Widerſpruch ſchweigen zu müſſen.

Aber mit den geiſtlichen Ueberzeugungen und Antipathien iſt es ſchwer eine Abkunft zu treffen. Nicht eine Billigung der

[1] Ottieri VI. 293. der an dieſer Stelle authentiſche Quellen benutzt hat, ſagt von ihr: contenevansi in quella alcune massime altamente sottenute da Francesi, non correspondenti a quelle di Roma e di altre chiese.

Paſtoralinſtruction in Rom, ſondern eine eigene Erklärung des römiſchen Stuhles über die Bulle forderten die diſſentirenden Biſchöfe, und meinten kraft ihrer biſchöflichen Rechte in ihren Diöceſen die Annahme verweigern zu dürfen, ſo lange eine ſolche nicht vorliege. Zuerſt, im März 1714, wies der Biſchof von Tours ſeine Diöceſe an, die Bulle zwar hochzuhalten, aber nicht als angenommen zu betrachten. In dieſem Sinne erließ der Erzbiſchof der Hauptſtadt ſelbſt ein Mandement; ehe die Freiheit der katholiſchen Schulen geſichert und die Gewiſſen über jene Bedenklichkeiten beruhigt ſeien, verbot er den ihm untergebenen Geiſtlichen, bei Strafe der Suspenſion, die Bulle anzunehmen. Dieſem Beiſpiele folgten die übrigen nach.

So brach nach ſo vielen Verſuchen der Vermittelung und der Ausſöhnung doch der offene Zwieſpalt in der franzöſiſchen Kirche aus.

Die kirchliche Oppoſition ſah in dem Verfahren des Römiſchen Stuhls ſowohl wie des franzöſiſchen Hofes nur ein Parteibeſtreben der Jeſuiten. Denn die von dieſen ſeit den Zeiten Molinas ergriffene Doctrin werde jetzt der tiefen, ächt religiöſen Lehre, die man als Janſenismus bezeichne, in Rom ſelbſt vorgezogen; Pater le Tellier leite jeden Schritt des Königs in dieſer Sache; deſſen Wunſch und Willen reiße die nachgiebigen Biſchöfe mit ſich fort; ſo daß die ganze kirchliche Autorität eine Beute des Jeſuitismus werde, und der Widerſtand eine doppelte Pflicht ſei. Sie betrachtete es als ein moraliſches Verdienſt, daß ſie einen ſolchen leiſtete, und hatte dabei den größten Theil des Publikums und die Population von Paris auf ihrer Seite. Der König ſelbſt hielt dagegen für ſeine Pflicht, die Uniformität der Lehre durchzuführen. Daß die Jeſuiten an dem Ausſpruch des Papſtes

festhielten und ihre ganze Thätigkeit dafür einsetzten, machte ihm den Orden um so lieber. Wer will unterscheiden, ob sie mehr seine Meinungen hervorriefen, oder ob ihnen ihr Beifall seine Gunst zuwandte? Wie sie, so verstand auch er jetzt das kirchliche Regiment. Gegen Alle, die ihm darin widerstrebten, war er unerbittlich. Weil der Kanzler Pontchartrain, der auf die parlamentarische und gesetzliche Seite der kirchlichen Angelegenheiten einen so großen Einfluß ausübte, geradezu erklärte,[1] er denke über dieselben nicht wie der König, so ward er ohne Rücksicht auf seine vieljährigen, überaus nützlichen Dienste entlassen, und der Staatssekretär Voisin, der sich hierin schon längst dem königlichen Willen gefügig erwiesen hatte, an die erledigte Stelle gesetzt.

Aber die Frage war immer, wie man den andauernden Widerspruch auf legale Weise beseitigen könne.

Da alle Aussöhnungsversuche sich unwirksam zeigten — denn zu einer reinen und einfachen Acceptation ließ sich Noailles nun einmal nicht bringen; und der König erklärte sich selbst gegen jedes Abkommen das nicht vollkommen genüge — so gerieth man auf den Gedanken, den Frieden in der französischen Kirche dadurch wiederherzustellen, daß man Noailles seiner kirchlichen Autorität beraube.

Noailles sollte — dahin ging der Vorschlag — nicht allein seiner Würde als Cardinal, sondern auch seiner Eigenschaft als Franzose verlustig erklärt werden, um alsdann ohne Rücksicht auf die gallicanischen Freiheiten durch den römischen Stuhl bestraft werden zu können. Aber bei weiterem Nachdenken leuchtete ein, was sich hiergegen sagen ließ; man brachte

[1] Lettres de Mme. de Maintenon à Mme. des Ursins III, 109.

dem König in Erinnerung, daß er die auf der Geburt beruhenden Rechte eines Franzoſen nur in Folge eines Verbrechens und nicht ohne geſetzliches Urtheil verachten könne; dem nationalen Rechte gegenüber, das Alle anerkannten, zeigte ſich der einſeitige Wille ohnmächtig.

Der König und ſeine Umgebung faßten hierauf den Plan, die Sache durch ein Nationalconcil zur Entſcheidung zu bringen. Durch eine beſondere Abſendung eines höheren Beamten aus Paris ward dieſer Vorſchlag dem päpſtlichen Hofe vorgelegt. Der Papſt ſollte nochmals die renitirenden Biſchöfe förmlich vor das Gericht eines Nationalconciliums verweiſen: den Ort dazu feſtſetzen, ſeine Legaten, denen im Voraus ſehr ausgedehnte Rechte verheißen wurden, herüberſchicken, und unter ihrer Leitung die Sache zum Austrag bringen. Aber dazu war wieder der römiſche Hof, welcher nationale Concilien eben ſo wenig liebte wie allgemeine, nicht zu überreden. Cardinal Fabroni, der die Unterhandlungen über dieſe Sache leitete, erklärte ſich lebhaft dagegen. Denn würde man den franzöſiſchen Biſchöfen das Recht des Vorſchlags verſagen, ſo würden ſie ſich beſchweren, daß man ihnen ihre Freiheit nicht laſſe, würde man es ihnen aber gewähren, welche ausſchweifende Vorſchläge, zugleich der päpſtlichen und der königlichen Autorität entgegenlaufend, habe man da zu erwarten: die gallicaniſchen Freiheiten würden einen Tummelplatz gefährlicher Leidenſchaften bilden. In Frankreich war man über dieſe abſchlägliche Antwort ſehr mißvergnügt und einen Augenblick iſt Ludwig XIV. geneigt geweſen, das Concilium kraft ſeiner königlichen Macht zu berufen. Die vereinigten Biſchöfe ſollten dann die Anordnung treffen, daß die Bulle auch in den Diöceſen, wo man ſich ihr bisher widerſetzte, angenommen würde. Denn

an der ersten Acceptation tadelte man, daß die Versammlung, durch welche sie geschehen, mehr zufälliger Natur gewesen war, wie die Mitglieder sich eben in Paris beisammen befanden; ein bindendes Ansehn schrieb man ihr nicht zu. Allein wer stand für die Folgsamkeit und Eintracht der neuen Zusammenkunft? Wollte man sich mit dem Papst entzweien?

Auch davon war die Rede, daß der König, von allen diesen Formen absehend, auf seine eigene Autorität zurückkommen und die Sache durch eine Ordonnanz beendigen sollte; es lag jedoch am Tage, daß er hierbei auf die größten Schwierigkeiten gestoßen wäre. Das Parlament würde nur durch den Apparat eines Throngerichtes haben bewogen werden können, eine Ordonnanz in seinem Sinne zu registriren, und auch dadurch nur dann, wenn man einige Personalveränderungen vorgenommen hätte. Welch ein unangenehmes Auftreten für den bejahrten König. Seit funfzig Jahren war er nie persönlich in dem Parlament erschienen; es läßt sich bezweifeln, ob er jetzt seinen Widerwillen dagegen überwunden haben würde.

Man sieht wie diese Dinge standen, in welche Verwickelungen ohne Ausgang die königliche Macht durch ihr Uniformitätsprincip verstrickt wurde.

Eine falsche Vorstellung ist es, daß Ludwig XIV. bei seinen letzten Schritten vom Römischen Hofe abhängig gewesen sei. Dieser folgte vielmehr in der Hauptsache den Impulsen, die er von Frankreich empfing. Der König erkannte seine Aussprüche über die Lehre mit unbedingter Verehrung an; aber er suchte dabei die Freiheiten der gallicanischen Kirche aufrecht zu erhalten, nicht nach den schroffen Satzungen des Jahres 1682, sondern in der milderen Weise, welche die Päpste duldeten. Allerdings eine Unternehmung voll inneren Wider-

ſpruchs, die Autorität des Papſtes zur Herſtellung der Einheit des Glaubens, wie ſie den eigenen Ueberzeugungen entſpricht, herbeizuziehen, und ſie dann in den Angelegenheiten der Verfaſſung wieder zu beſchränken. Ludwig XIV. gab nicht auf, damit zu Stande zu kommen.

Noch zu einer andern weitausſehenden Neuerung hatte er ſich in dieſem Moment beſtimmen laſſen.

Seine legitimirten Söhne waren reicher und mächtiger als irgend ein anderes Geſchlecht in Frankreich. Sie hatten einen ſehr ausgedehnten Einfluß auf die Truppen, der eine zu Land, der andere zur See; die Gouvernements Languedoc, Guyenne und Provence hingen von ihnen ab, und zwar bei weitem mehr, als jede andere Provinz von ihrem Gouverneur, weil ſie auch über die Austheilung der Gnaden verfügten. Wir berührten, wie ſie in Bezug auf die Rangverhältniſſe begünſtigt wurden; die Ducheſſe von Maine, geborene Condé, ſchien ſich zum Zwecke geſetzt zu haben, ihren Gemahl auf eine mit der ihren gleiche Stufe zu erheben. Fragt man, was die Prinzen von Geblüt noch voraus hatten, ſo war es doch nichts weiter, als der Anſpruch, den ihnen ihre Geburt auf die Erbfolge gab. Der König beſchloß, ſeine natürlichen Söhne ihnen auch hierin gleichzuſtellen; im Juli 1714 ſprach er denſelben ein eventuelles Erbrecht nach Abgang aller Prinzen von Geblüt an die Krone zu, und ſetzte durch, daß das Parlament ſein Edict hierüber regiſtrirte. Noch einmal der größte Gegenſatz gegen England, wo ſo eben der wohlbekannte Wunſch der Königin Anna, ihrem Bruder, an deſſen Legitimität ſie nicht zweifelte, die Nachfolge zu verſchaffen, nicht verhüten

konnte, daß man denſelben kraft der Satzungen und des Anſehens des Parlaments vorbeiging. Der König von Frankreich dehnte dagegen durch ſeinen perſönlichen Willen das Recht der Geburt weiter aus, als es ſeit vielen Jahrhunderten gereicht hatte. Hierüber gab ſich doch auch gegen ihn ein gewiſſes Mißvergnügen kund. Beſonders die Claſſe der Ducs und Pairs, welche durch den intermediären Rang der Legitimirten überhaupt um eine Stufe zurückgeſetzt zu ſein meinten, fühlte ſich verletzt; auf die Grundgeſetze des Reiches zurückgehend, zogen dieſe die Befugniß des Königs, in ein Recht einzugreifen, dem er ſelbſt die Krone verdankte, in Zweifel; aber zu offenem Widerſpruch ſchritten ſie doch nicht vor; nach einigen Wochen war Alles wieder ſtill von der Sache. Frau von Maintenon meinte wohl, daß das perſönliche Verdienſt ihrer Zöglinge, von dem ſie nicht genug zu rühmen weiß, jeden Widerſpruch in ſeinem Urſprung niederſchlage.[1] Sie ſollte noch erleben, wie ſehr ſie ſich darin irrte.

Vollkommen traf man die Wahrheit in Paris, wenn man dem König die Abſicht zuſchrieb, bei der Beſtimmung über die zukünftige Regentſchaft durch die Rangerhöhung dieſer Prinzen vornehmlich dem Herzog von Orleans ein Gegengewicht zu ſchaffen, und ihnen einen vorzüglichen Antheil an derſelben zu ſichern.

Denn wiewohl ſich Ludwig XIV. noch rüſtig fühlte, und ſeine Umgebung die Hoffnung nicht fahren ließ, daß er die Volljährigkeit ſeines Urenkels erleben werde, ſo würde es doch ſeinem methodiſchen und vordenkenden Sinne widerſprochen

[1] Maintenon à des Ursins III, 95, 107. Sie rühmt an ihnen vor allem attachement pour le roi, pour l'état et pour la ligne directe.

haben, nicht auch für den wahrſcheinlicheren Fall, daß Gott eher über ihn gebiete, Sorge zu tragen.

Darüber, ob er nicht das an ſich unbezweifelte Recht ſeines einzigen noch lebenden Enkels, des Königs von Spanien, auf die Regentſchaft zuletzt doch anerkennen würde, war auch in Frankreich Niemand ſicher,[1] und Philipp V. ſelbſt meinte ſehr ernſtlich, ſeinen Anſpruch wenigſtens durch Subſtitution geltend zu machen. Ludwig XIV. aber wußte beſſer, wie ſehr das mit den durch den Frieden feſtgeſetzten Verhältniſſen im Widerſpruch ſtand, welche Kriegsgefahren er dadurch für ſein Reich, das nichts mehr als den Frieden bedurfte, heraufbeſchworen hätte. Er hielt daran feſt, daß unter den obwaltenden Umſtänden die Regentſchaft keinem andern als dem Herzog von Orleans zukomme, und darauf mag es ſich beziehen, wenn er Dem, obwohl über dieſen Punkt ſonſt ſchweigſam und verſchloſſen, einmal geſagt hat, er bewahre ihm alle ſeine Rechte. Aber dabei war doch nicht ſein Gedanke, ihm, dem Ungläubigen und Verdächtigten, das Schickſal des Reiches und ſeines Urenkels in den Händen zu laſſen. Von den Prinzen von Geblüt wäre Keiner, ſchon ihrer Jugend wegen, fähig geweſen, ihm mit einigem Gewicht zur Seite zu treten: ſeine legitimirten Söhne dagegen ſchienen ihm dazu vollkommen geeignet. Eitle väterliche Vorliebe war es nicht, wenn er ſie dazu beſtimmte; er hoffte, die Stellung, die er ihnen gab, ſollte dazu beitragen, daß das Regiment auch nach ſeinem Tode in ſeinem Sinne fortgeführt und ſeinem Urenkel, wenn

[1] Wie es bei Madame von Staal hieß, welche als eine Vertraute der Ducheſſe de Maine hiebei Berückſichtigung verdient, wünſchte man vor allem zu wiſſen, si le roi rappelloit le roi d'Espagne à sa succession. (Petitot 77, 320.)

derſelbe majorenn werde, eben ſo überliefert würde. Von demſelben Tag, an welchem das Parlament ihren Rang beſtätigte, dem 2. Auguſt 1714, iſt das Teſtament, das ihnen dieſe hohe Miſſion ertheilte. Ludwig XIV. richtete auf die Weiſe ſeines Vaters einen Regentſchaftsrath ein, der durch Mehrheit der Stimmen in allen Angelegenheiten, für welche die königliche Entſcheidung erforderlich war, Beſchluß faſſen ſollte —, zuſammengeſetzt aus den fünf Marſchällen und den ſechs oberſten Civilbeamten, ferner den beiden legitimirten Prinzen, dem Herzog von Bourbon, wenn er 24 Jahre alt geworden ſei, und dem Herzog von Orleans. Der Letztere ſollte den Vorſitz führen, aber nur im Fall einer Stimmengleichheit das entſcheidende Wort ausſprechen. Dem König lag hierbei vor Allem daran, allen janſeniſtiſchen Einfluß auszuſchließen.[1] Aber auch in jeder andern Rückſicht würden die beiden Legitimirten in der Mitte der Einverſtandenen und alten Anhänger die große Rolle geſpielt haben. Dem älteſten von ihnen, dem Herzog von Maine, war überdieß die Sorge für die Sicherheit und Erziehung des jungen Königs anvertraut, die Officiere der Garde und des militäriſchen Haushaltes wurden angewieſen, ihm zu gehorchen: er hätte die vorwaltende Autorität in die Hände bekommen: in ihm ſah Ludwig XIV. ſeinen nächſten Fortſetzer. Man hatte dem König gerathen, ſeine Anordnung durch eine Verſammlung der Notabeln beſtätigen zu laſſen, oder die Generalſtände zu berufen, die dann wahrſcheinlich Maine an die Spitze ſtellen würden, aber damit würde er ſeinem Regierungsprincip ſelbſt abtrünnig geworden

[1] Languet: Le but était d'entourer le roi futur et le prince qui devait être regent sous sa minorité de personnes sures et eloignées du nouveau parti.

ſein.[1] Er hielt für genug, die Urkunde, die ſeine teſtamentariſche Verfügung enthielt, dem Parlament anzuvertrauen, unter den ſorgfältigſten Vorkehrungen für die Beobachtung des Geheimniſſes, ſo lange er lebte, aber mit der beſtimmten Anweiſung, ſie nach ſeinem Tode zu vollſtrecken. Man will Aeußerungen von ihm gehört haben, welche die Beſorgniß verrathen hätten, daß das dereinſt dennoch nicht geſchehen werde: ſie ſind jedoch weder authentiſch überliefert, noch mit der Vorſicht zu vereinbaren, mit welcher Ludwig XIV. ſein Geheimniß in der Regel bewahrte.[2] Auch das Codicill, durch welches er im Auguſt 1715 die Functionen vorſchrieb, welche der Gouverneur des jungen Königs unmittelbar nach ſeinem Tode zu vollziehen habe, trägt den Ausdruck der vollkommenen Sicherheit. So war vor Kurzem das Teſtament Carls II., nach deſſen Tode, von allen Spaniern mit Beeiferung aufgenommen und ausgeführt worden. Sollten die Franzoſen dem letzten Willen ihres Königs weniger Achtung bezeigen?

Wenn man das Glück eines zu Ende gehenden Lebens in das Bewußtſein ſetzen darf, die großen vorgeſteckten Ziele erreicht zu haben, ſo konnte davon bei Ludwig XIV. nicht eigentlich die Rede ſein. Die vornehmſten Pläne des königlichen Ehrgeizes waren nicht durchgeführt, weder der politiſche, der auf ein allgemeines Uebergewicht in Europa, noch der religiöſe, der auf eine vollkommen kirchliche Uniformität gerichtet war. Vielmehr waren aus denſelben, wie es nicht anders ſein konnte, widerwärtige und unglückliche Rückwirkungen ohne Zahl

[1] Anonymes Memoire, citirt von Lemontey.

[2] Notice sur le testament, in den Oeuvres II, 474.

hervorgegangen. Es scheint jedoch nicht, als habe ein Gefühl hiervon den König betrübt oder gekränkt. Er sah doch seinen Enkel auf dem spanischen Thron, sein eigenes Reich erweitert und nach Außen mächtig. Den inneren Uebelständen hoffte er noch beizukommen: die Erbfolge meinte er so eben sichergestellt zu haben. In der gewohnten Weise lebte Ludwig XIV. seinen Geschäften und Erheiterungen.

Der Hof war sogar zuweilen noch recht glänzend, z. B. im Herbst 1714, als der Churfürst von Baiern, der sich den französischen Sitten mit Vorliebe anschloß, anwesend war und vor seiner Rückkehr nach Hause von Allen, die es vermochten, mit Festlichkeiten geehrt wurde. Die Männer waren nach dem Frieden zahlreich zurückgekehrt; viele mit ihren Damen; in Fontainebleau sah man diese in großen und kleinen Caleschen, jene zu Pferd, den Canal umschwärmen, wo der Churfürst auf einer Barke mit festlicher Musik eine andere Gruppe bildete; der König fehlte nicht.[1] Meistens jedoch war man einsam. Die Prinzessinnen hatten sich zurückgezogen, um nur bevorzugte Freunde zu sehen; der Geschmack an Landhäusern war aufgekommen; jede Familie hatte das ihre. Zu allgemeinen Reunionen kam es nur dann, wenn etwa Frau von Maintenon in ihren Gemächern eine Musik veranstaltete. Nur Musik und die Fortsetzung seiner Bauten schienen dem König noch Vergnügen zu machen; einige Verschönerungen in Fontainebleau sind das Werk seiner letzten Jahre; er richtete sich selbst noch ein Zimmer ein, das die Bewunderung derer, die es sahen, erweckte. Und dabei entzog er sich doch keinen Augenblick der Arbeit.

[1] Maintenon à des Ursins III, 120.

Seine Miniſter haben ihm einmal den Vorſchlag gemacht, die Geſchäfte in einem Comité für ſich vorzubereiten, und ihm dann erſt, wenn ſie ſich geeinigt hätten, vorzulegen, um nicht mit abweichenden Meinungen vor ihm zu erſcheinen. Wie? rief er aus, bin ich zu alt, um zu regieren?[1] Niemand hätte ihm mit einem ſolchen Vorſchlag wieder kommen dürfen. Es wäre als eine Beleidigung erſchienen, wenn man ihn hätte ſchonen wollen.

Nachdem er eines Tages im Auguſt 1715 dem Conſeil beigewohnt und in gewohnter Art mit dem Kanzler gearbeitet hatte, ward er bei ſeinem Abendeſſen von einer Betäubung ergriffen, in der man die Vorboten des Todes erkannte. Er bereitete ſich zu ſeinem Hinſcheiden, denn er meinte ein wohlbeſtelltes Haus zurückzulaſſen, mit ungeſtörter Seelenruhe vor; er traf alle ſeine Anordnungen mit vollkommener Unbenommenheit des Gemüthes, nicht anders, als gälte es etwa für ihn nur, eine Reiſe anzutreten.

Von der Gefährtin ſeiner letzten Lebensjahre nahm er in der Erwartung Abſchied, ſie in Kurzem wiederzuſehen; er ſagte ihr, glücklich habe er ſie nicht gemacht, aber immer geliebt und hoch gehalten. Am ſchwerſten ſchien er zu empfinden, daß es ihm nicht beſchieden geweſen ſei, den Kirchenfrieden herzuſtellen; er tröſtete ſich damit, daß die Sache vielleicht beſſer in andern Händen liege, als in den ſeinen, weil man ihn im Verdacht habe, voreingenommen zu ſein und zu weit zu greifen. Ueber ſeinen Urenkel ſprach er ſeinen Segen aus, nicht ohne eine Ermahnung zum Frieden, eine Anklage gegen ſich ſelbſt, der den Krieg allzuſehr geliebt habe; — er bezeichnete

[1] Aus dem Munde von Torcy an Argenſon. Mémoires 353.

ihn ſchlechthin als den König; ſeine Umgebung zeigte ſich davon erſchüttert; er ſagte, ihm errege das kein peinliches Gefühl.

Er ſtarb am 10. September 1715, wenige Tage vor Vollendung ſeines 77. Jahres. [1]

Wir wollen ihn beweinen, ſagte Frau von Maintenon ihren Freundinnen, den Damen von St. Cyr, und ſeine Verherrlichung im Himmel durch unſer Gebet beſchleunigen. [2]

Schlußbemerkung.

Uns ſei noch eine allgemeine Betrachtung über das Weſen ſeiner inneren Regierung, wie es damals war, geſtattet.

Aus drei verſchiedenen Momenten iſt die Verfaſſung der neuen Staaten erwachſen: dem Begriff der höchſten Autorität, wie ſie ſich im römiſchen Reiche darſtellte; ihre Verbindung mit der Kirche; endlich der Durchdringung dieſes doppelten Gehorſams mit den Tendenzen der germaniſchen Autonomie. Das ganze Leben der neuen Jahrhunderte beruht auf der durch die Ereigniſſe herbeigeführten unauflöslichen Verbindung derſelben und ihrem fortwährend wirkſamen inneren Gegenſatz. Bald hat das eine, bald das andere überwogen.

Die Stellung Ludwigs XIV. iſt nun, daß er der Monarchie ein nicht auf vorübergehendem Vortheil beruhendes,

[1] Que Dieu connaissait ses bonnes intentions et les desirs ardents qu'il avoit d'établir la paix dans l'église de France, qu'il s'etoit flatté de la procurer mais que Dieu ne vouloit pas, qu'il eût cette satisfaction que peut-être cette grande affaire finiroit plus heureusement en d'autres mains que dans les siens. (Languet.)

[2] Nous allons le pleurer et travailler à hâter sa gloire dans le ciel par nos prières. (ibid.)

ſondern nachhaltiges Uebergewicht gab, ohne ſich darum mit dem großen katholiſch-kirchlichen Inſtitut zu entzweien, und ohne das feudaliſtiſche Syſtem, auf dem die romano-germaniſchen Staaten ſo eigen beruhen, zu erdrücken oder zu vernichten.

Der monarchiſche Begriff, den er geltend machte, entſprach im Grunde der in dem ſpäteren römiſchen Reiche herrſchenden Verfaſſung, nach welcher die executive Gewalt nicht allein, ſondern auch die legislative dem Fürſtenthum gehörte, nicht durch Uſurpation noch Willkür, ſondern nothwendig und der Natur der Sache gemäß. Von allen Beſchränkungen, welche der germaniſche Staat der legislativen Gewalt zu ziehen verſucht hatte, war in Frankreich nur die eine, die in den Parlamenten erſchien, in ununterbrochener Wirkſamkeit geblieben. Uebrigens war die Monarchie dadurch noch ſtärker geworden, daß ſie die germaniſche Erblichkeit mit dem Beſitz der höchſten Gewalt verband.

So erinnert auch das Verhältniß, in welchem ſich die Kirche befand, an die älteſten Zeiten. Man dürfte ſagen: noch immer gab der König, wie einſt Chlodwig jenes Gefäß, den beſten Theil der Beute dem Biſchof, und ſtrafte diejenigen gewaltſam, die ſich dem zu widerſetzen wagten. Der katholiſchen Kirche zu genügen, war eine ſeiner vornehmſten Beſtrebungen. Wenn aber ſchon der Stifter der Monarchie die Ernennung der Biſchöfe in ſeine Hand nahm, wie viel größer war die Autorität über die Geiſtlichkeit, welche Ludwig XIV. aus dieſem Rechte entwickelte, umfaſſender, als ſie jemals einer ſeiner Vorfahren beſeſſen hatte.

Und Niemand könnte die Elemente des feudaliſtiſchen Staates verkennen, die unter ihm noch in großem Umfang

beſtanden. Wenn man von denſelben mit einemmal eine Anſchauung haben will, ſo braucht man ſich nur zu erinnern, wie viel die Revolution davon zu zerſtören nothwendig fand; die Beſonderheiten der Provinzen, feſtgehalten durch ſtändiſche und gerichtliche Inſtitutionen, oder ſelbſt durch Verträge gewährleiſtet; die Prärogative der großen Städte; die Vorrechte des Adels in ſeinen verſchiedenen Claſſen: alle die Herrenrechte, gegen welche ſpäter politiſche Theorie und der Haß der Population vereint oder abwechſelnd ankämpften. Noch in ſeinem Teſtament ſpricht Ludwig XIV. die Ueberzeugung aus, daß die vornehmſte Kraft ſeines Reiches in dem Adel beſtehe. Aber die Großen hatte er von aller Theilnahme an der Gewalt zu entfernen, und dem geſetzloſen Treiben der Geringeren Schranken zu ziehen gewußt. Sein Edict über die Duelle iſt faſt ſymboliſch für ſein Verhalten gegen den Adel. Dieſen letzten Ausdruck der Selbſthülfe und perſönlichen Autonomie verfolgte er mit der äußerſten Strenge; aber er that es zugleich, um den Adel, der durch den Mißbrauch des Duells zu Grunde zu gehen in Gefahr gerieth, zu erhalten.

Das Gewicht der monarchiſchen Gewalt repräſentirte ſich in der Armee und in der Adminiſtration.

In ſeinen Kriegen bildete ſich Ludwig XIV. eine Armee, deren gleichen die Welt noch nicht geſehen hatte. Wie weit war ſie von dem freiwilligen und auf eine gemeſſene Zeit beſchränkten Dienſte des Adels, mit welchem Heinrich IV. ſeine Feldzüge hatte führen müſſen, und von der zweifelhaften Ergebenheit ausländiſcher Söldner und ihrer Führer, auf welche Richelieu noch angewieſen war, entfernt. Der ſonſt mit all ſeinem Thun und Denken im Unterſchied der Geburt befangene, von lokalen Oberhäuptern abhängige Adel unterwarf ſich

der Rangordnung des königlichen Dienstes. Die Regimenter hörten auf, die Farben ihrer Obersten zu tragen: die Abzeichen und die Tracht des Königs vereinigten die bewaffnete Macht zu einem gleichartigen Körper. Die Desertion ward als ein Capitalverbrechen mit dem Tode bestraft; Tapferkeit und Treue zu belohnen, genügte ein Zeichen der Gnade des Fürsten, — hauptsächlich der militärische Orden, den Ludwig XIV. im Jahre 1693 eingerichtet hatte; er selbst war erstaunt über seine Wirkung und trug Sorge, sie zu stärken: — der König übernahm die Dienstunfähiggewordenen zu versorgen. Diese großartige Einheit machte es erst möglich, dem militärischen Princip nach seinen innern Nothwendigkeiten gerecht zu werden. Wie viele für die Gesammtheit der Waffenübung zuträgliche Verbesserungen, wie viele für Disciplin und Führung unentbehrliche Dienstleistungen, welche den heutigen Armeen ihre Physiognomie geben, schreiben sich von Ludwig XIV. her. Die moderne Armee gelangte unter ihm zur Erscheinung.

Auch die Marine ist unter ihm gestaltet worden; nach kurzer Abweichung ist die spätere Zeit auf die Einrichtungen zurückgekommen, die er gegründet hat.

Die Administration empfing dadurch einen eigenthümlichen Charakter, daß es für dieselbe eine Menge ererbter oder erkaufter, oder durch einen glänzenden Titel ausgezeichneter Aemter gab; man hätte sie gern abgeschafft, zurückgekauft; da das nicht anging, so ließ man ihnen ihre Ehre, ihren Geldgewinn: von dem Antheil an der Verwaltung aber waren sie ausgeschlossen. Die lokalen Autoritäten, Gouverneurs und Parlamentspräsidenten, Magistrate und Feudalherren bedeuteten nichts mehr neben den Organen der Administration, den Intendanten, die in den Provinzen die oberste Gewalt in die

Hand nahmen und ihren Unterbeamten, den Commiſſären, Inſpecteurs, welche alles Weſentliche der Geſchäfte beſorgten. Mochten z. B. die Schatzmeiſter von Frankreich auch den Titel Voyers (Aufſeher der Wege) führen: die Sorge für die Straßen fiel den Ingenieurs zu, welche von den Intendanten eingeſetzt wurden. [1]

Der Unterſchied der beiden Claſſen iſt, daß die erſte einen Rechtstitel hatte, der ihr eine gewiſſe Unabhängigkeit verlieh, die Beamten der zweiten jeden Augenblick abgeſetzt werden konnten. Denn eine andere Rückſicht, als Tauglichkeit zum Dienſt und unbedingter Gehorſam, ſollte nicht mehr gelten. Es war das Syſtem Richelieu's, gegen das man ſich in der Fronde erhoben hatte, das aber ſiegreich geblieben und dann von Ludwig XIV. vollkommen durchgeführt war.

An der Spitze dieſer Hierarchie ſtanden die Miniſter, deren nach unten hin unbedingten Gehorſam erzwingende, von dem Monarchen aber eben ſo unbedingt abhängige Autorität in der langen Regierung Ludwigs XIV. erſt Wurzel geſchlagen hatte. Sie waren allmächtig, aber jeden Augenblick abſetzbar.

Die Vorkämpfer der Privilegien des Adels haben geklagt, die Unterordnung des Dienſtes ſei dazu erfunden worden, um das Vorrecht der Geburt herabzuwürdigen: ſie können ſich nicht darüber zufrieden geben, daß die Großen des Landes von der oberſten Regierung ausgeſchloſſen, daß die vornehmſten Edelleute den Intendanten, die zu den Requetenmeiſtern gehören, untergeordnet ſind. Sie ſehen darin faſt eine abſichtliche Erniedrigung des Adels unter dem dritten Stand. [2]

[1] Personne n'exerça la charge qu'il possedoit, heißt es in einem Aufſatz über die Finanzen von 1711 (Bibliothéque de l'arsenal 438).

[2] Derſelbe Aufſatz: qu'il fallait abaisser la noblesse et qu'il étoit

Das war nun aber einmal das Reſultat der hiſtoriſchen Entwickelung. Die Theilnahme an der höchſten Gewalt war den Großen des Reichs in langem Kampfe abgerungen worden; wie hätte man darauf kommen ſollen, ſie ihnen zurückzugeben?

Für Ludwig XIV. knüpfte ſich an ſeine Verwaltungsweiſe noch ein beſonderes Mittel, den Gehorſam zu befeſtigen.

Unter Allem, was um ihn her ein eigenes Recht beſaß, genoß das Parlament das größte Anſehn in der Nation; jede Bewegung deſſelben hätte ihm gefährlich werden können. Wenn wir ſahen, wie er es gefliſſentlich niederhielt, ſo müſſen wir doch hinzufügen, daß er es auch zu gewinnen wußte. Die großen Stellen des Staats wurden in der Regel parlamentariſchen Männern zu Theil: die hohe und beneidete Wirkſamkeit, welche den vornehmſten Perſönlichkeiten aus den großen Familien der Robe zufiel, die vielfache Förderung, die auch den übrigen zu gute kam, machte die Parlamente geneigt, ſich der Regierung anzuſchließen, wiewohl dieſe ihre beſonderen Gerechtſame ſonſt zurückdrängte.

Das Princip, von dem man ausging, war kein anderes, als welches ſchon unter Ludwig dem Heiligen gegolten: die allgemeinen Intereſſen, deren Träger das Königthum iſt, denjenigen gegenüber aufrecht zu erhalten, die durch ihren Stand darüber erhaben zu ſein glaubten. Der Staat mußte eine ihm eigene lebendige Repräſentation haben. Aber unläugbar iſt doch, daß es für den dritten Stand als ſolchen von Bedeutung war, wenn die Ausübung der höchſten Gewalt an Männer kam, die ihm angehörten und ihm zugerechnet wurden, ob ſie ſchon Adelstitel trugen.

indifférent pour ses interêts, d'être servi par des personnes de condition ou pas d'autres de la lie du peuple.

Dieſe centraliſirte und durch ergebene Hände ausgeübte Autorität der allgemeinen Intereſſen, deren Einfluß man nicht leichthin verdammen darf, bemächtigte ſich der Gemüther.

Gar nicht auszuſprechen iſt, wie viel Ludwig XIV. durch Anwendung anſehnlicher Mittel auch in den ſpäteren Jahren zur Förderung der Wiſſenſchaften gewirkt hat. An die Gründung des Obſervatoriums knüpften ſich die Fortſchritte der Aſtronomie und Geographie, an die Einrichtung des botaniſchen Gartens die Entwickelung der Naturgeſchichte, ſelbſt der Phyſiologie. Die großen hiſtoriſchen Sammelwerke verdanken ſeiner Protection ihren Urſprung und Fortgang.[1] Verdienſte, die weit über die Staatsverhältniſſe hinausreichen und doch auch für dieſe nicht ohne Bedeutung ſind, weil dadurch eine Anzahl ausgezeichneter Männer in nahen Zuſammenhang mit der Regierung trat.

Auch Gewerbe und Verkehr fühlten ſich als ein Theil des Ganzen. Ein Jeder wußte, daß wenn die commercielle und induſtrielle Thätigkeit ſich in den von dem höchſten Willen vorgeſchriebenen Richtungen bewegen mußte, der leitende Gedanke dabei auf die Erhöhung der materiellen Kräfte der Nation, die Beförderung ihres Reichthums nach den noch allenthalben geltenden Begriffen, gerichtet war.

So diente das religiöſe Intereſſe, welches der Krieg auf eine und die andere Weiſe darbot, dem Clerus zum Antrieb für die umfaſſenden Bewilligungen, welche ſeine Unterordnung unter die Krone zugleich an den Tag brachten und befeſtigten. In mancherlei Art kam der Clerus der bürgerlichen Autorität

[1] Wie es in einer Vorrede Boivins heißt: „Tu otium, tu libros, tu facultates suppeditasti. Regiis typis, sumptibus tuis perfecta est haec editio.“

zur Hülfe, ſelbſt bei der Eintreibung der Steuern. Die Beichtväter wurden erinnert, das Gewiſſen ihrer Pflegebefohlenen gegen die Defraudationen zu ſchärfen, über welche die Partiſans und Anticipanten klagten. Die Biſchöfe verſäumten nicht, ihre Verwandten, die dem König mit den Waffen dienten, aus den Ueberſchüſſen ihrer Pfründen zu unterſtützen.

Der Bauer fluchte, wenn er die Steuer zu zahlen hatte, mit dem Reſte ſeines Geldes begab er ſich dann in das Wirthshaus, um mit ſeinem Nachbar zu ſchwatzen; den Gegenſtand ihres Geſprächs bildeten die Kriegsereigniſſe: in Gedanken eroberten ſie Feſtungen, gewannen Schlachten und nahmen Theil an den kriegeriſchen Großthaten ihrer Landsleute; ſie endigten damit, auf die Geſundheit des Königs und der namhafteſten Kriegsführer zu trinken.

An Mißvergnügten konnte es nicht fehlen, aber es gab Niemand, um den ſie ſich hätten ſammeln können. Eine ſo enge Verflechtung aller Intereſſen beſtand, daß an keine Abſonderung eines einzelnen zu denken war.

Wenn dennoch Gegenſätze auftauchten, ſo entſprang das vor Allem daher, daß die höchſte Gewalt auch in der umfaſſenden Autorität, mit der ſie ausgerüſtet war, ihre Zwecke nicht erreichen konnte.

Nachdem der König Alles gethan, um mit der Kirche in gutem Vernehmen zu ſtehen, war er doch zuletzt in eine kirchliche Streitigkeit gerathen, aus welcher er keinen Ausgang finden konnte. Sobald hohe Geiſtliche den Muth faßten, ſeinem Willen zu widerſtreben, ſo hatte man auf dem geiſtlichen Gebiete kein legales Mittel, ſie zur Unterwerfung zu nöthigen. Das innigſte Zuſammenwirken des Papſtthums mit dem Königthum wäre dazu nöthig geweſen, aber es fand

entweder an den Satzungen des Königreichs oder an den Maximen von Rom ein unüberwindliches Hinderniß.

Um seine Regierungsweise über die Dauer seines Lebens hinaus fortzupflanzen, griff der König zu Mitteln, deren Legalität sehr zweifelhafter Natur war.

Man hat in dieser Epoche den Versuch gemacht, die Grenzen der absoluten Gewalt zu bestimmen. Die Protestanten, welche früher die gehorsamsten Unterthanen gewesen, suchten nach einer Rechtfertigung ihres Widerstandes, wiewohl derselbe nur eigentlich in der Flucht hervorgetreten war, und fanden eine solche in der Lehre von der Souverainetät des Volkes, die allerdings auf den König übergegangen sei, aber nicht ohne die Beschränkung, welche ihr von Natur inhärire. Später hat man jede Gewaltsamkeit mit der Idee der Volkssouverainetät zu rechtfertigen gemeint; Jurieu lehrt, daß sie sehr bestimmte Grenzen habe, vor allen Dingen kein Recht, die Gewissen zu zwingen, ein solches also auch nicht auf den König übertragen sein könne. Er unterschied absolute Gewalt, welche die ganze Summe der Souverainetät in sich schließe, und schrankenlose Gewalt, die es überhaupt nicht geben könne.[1] Sein Sinn war weniger auf ein Herbeiziehen der Volksmasse, als auf die Nachweisung der natürlichen Grenzen der absoluten Gewalt aus dem Begriffe der übertragenen Souverainetät gerichtet.

Es ist sehr erklärlich, daß diese Ansichten in dem damaligen Frankreich wenig Eingang fanden. Wie manche andere

[1] Puissance absolue, quand toute la souveraineté sans partage est réunie dans un seul, et puissance sans bornes. — La souveraineté du peuple est exercée par le souverain, — il n'y a aucune souveraineté qui n'ait ses bornes. Jurieu, Lettres pastorales, année 3me. XVI, 361 ff.

aber regten ſich doch auch da, die mit dem Staate Ludwigs XIV. in nicht geringerem Widerſpruch ſtanden.

Wir gedachten des geiſtvollen Prieſters, der die kriegeriſche Monarchie, welche ihre Größe ſich als vornehmſten Zweck ſetzte und gegen die Nachbarn um ſich griff, überhaupt verwarf; ihm und ſeinen Anhängern ſtand die Idee des Menſchengeſchlechts höher als die der Nation; ſie ſahen in jenen Kriegen nichts Beſſeres als Bürgerkriege. Eine Anſicht, welche, ihrem Weſen nach religiös, eine unmittelbare Anwendung auf die kirchlichen Verhältniſſe fand. Denn wenn die Nationalität in Bezug auf Krieg und Politik keine unbedingte Geltung hatte, welchen Anſpruch konnte ſie auf eine ſolche im Gebiete der Kirche machen, die ihrer Natur nach alle Völker zu umfaſſen ſtrebt.

Andere wünſchten im Gegentheil die Einheit der Autorität in der Einheit der Geſetzgebung darzuſtellen, wie denn einer der großen Juriſten der Epoche, Domat, unter den Auſpicien des Königs den Entwurf eines allgemeinen Geſetzbuchs verfaßte, welcher ſo vielen ſpäteren Verſuchen zum Vorbilde gedient hat.

Die weitausſehendſten Vorſchläge wurden durch die zu Tage liegenden und immer wachſenden Unordnungen und Mißbräuche hervorgerufen.

Worüber man von jeher Klage führte, das Uebel der Käuflichkeit ſo vieler Stellen in der Magiſtratur und der Verwaltung, hatte im Laufe der Kriege auch einen andern Zweig, die Armee ergriffen; das immer ſteigende Geldbedürfniß veranlaßte, daß man auch die Officierſtellen verkaufte.[1] Leute

[1] Tiepolo, 1708: molti officiali non avendo altre fortune desperano di potersi avanzare. Eliſabeth Charlotte behauptet 1710: das

erlangten dieſelben, die weder von Natur noch durch Erziehung dafür geeignet waren, und der Beförderung der Verdienteren in den Weg traten; zumal da ſie im Kriege nichts leiſteten, ſetzte ſich ihnen das Vorurtheil beſſerer Geburt mit doppelter Hartnäckigkeit entgegen; man ſah in Paris Schaaren von Officieren, die ſich zurückzuziehen wünſchten. Bei der Aushebung der gemeinen Soldaten begegneten ferner Gewaltſamkeiten, welche allen militäriſchen Hinneigungen[1] zum Trotz böſes Blut machten, und ſelbſt auf die Cultur des Landes eine unerwünſchte Rückwirkung ausgeübt haben. Die Meiſten begnügten ſich, darin nur eben einen Mißbrauch zu ſehen, deſſen Abſtellung ſie forderten: Geiſter von höherem Rang kamen auf die Nothwendigkeit einer Veränderung des Syſtems. Marſchall Vauban brachte die Einführung der allgemeinen Dienſtpflicht in Vorſchlag, denn da der Krieg zur Vertheidigung Aller geführt werde, ſo ſeien auch Alle, ohne Ausnahme, als Glieder des Staats verbunden, dazu beizutragen. Finde es Jemand rathſam, nicht in Perſon unter die Waffen zu treten, oder werde dieß durch den Beruf nothwendig, wie bei der Geiſtlichkeit, den Klöſtern, ſo hielt Vauban nicht dafür, daß dieß der Pflicht überhebe; man müſſe ihr vielmehr durch Geldzahlungen genügen, zum Behufe der Gratificationen, mit welchen die nach ſeinem Syſtem durch das Loos Betroffenen in jedem Bezirke unterſtützt werden ſollen.[2]

Regiment der Garden habe ſich ſchlecht gehalten, weil die meiſten Officiere junge Lappen, gens de robe, die ihr Leben keine todte Maus geſehen: wenn ſie in den Krieg kommen, wird ihnen bang, laufen davon, die Soldaten hinter ihnen her.

[1] Chervel: histoire de l'administration, II, 433.

[2] Augoyat: Mémoires inédits de Vauban, 219.

Es leuchtet ein, in welch einem genauen inneren Zusammenhang dieſer Vorſchlag mit den national-ökonomiſchen Entwürfen ſteht, welche Vauban in Antrag brachte. Denn eben dahin ging auch in Bezug auf das öffentliche Einkommen die Idee des Marſchalls, daß jeder Gewinn der Vermittler und jede Exemtion der Bevorrechteten vor der allgemeinen Obliegenheit zurückweichen müſſe.[1] Die ausnahmsloſe Pflicht, mit den Waffen zu dienen, fällt mit der Verbindlichkeit eines Jeden, nach ſeinen Kräften zu den allgemeinen Laſten beizuſteuern, in der Idee zuſammen. Vauban wußte wohl, welche Einwendungen er zunächſt in dieſer letzteren Beziehung zu erwarten habe: mit dem Eifer eines wohlgeſinnten Mannes, welcher von dem Heilbringenden ſeiner Abſichten durchdrungen iſt, ſucht er ſie zu heben. Der Geiſtlichkeit weist er nach, daß es für ihre eigenen Intereſſen vortheilhafter wäre, wenn der Zehnte nicht durch ſie ſelbſt, ſondern durch den Staat eingezogen, dem Adel, daß durch eine gleichmäßigere Staatswirthſchaft ſein Beſitz an Werth gewinnen würde. Er will den Adel überdieß durch Fixirung ſeiner Lehnrechte, und die Erlaubniß, am Großhandel Theil zu nehmen, für den ſcheinbaren Verluſt entſchädigen. Dem Parlament führt er zu Gemüthe, daß der Grundſatz, von dem er ausgeht, der allgemeinen Verpflichtung für das allgemeine Beſte, die Seele der Gerechtigkeit ſelber ſei. Die Faſſung ſeiner Worte zeigt, daß er nicht eben mit Sicherheit auf ihre Wirkung rechnete; aber wenn ſich auch alle Stände ihm entgegenſetzen ſollten, ſo gibt

[1] Vauban: Dime royale, ch. VIII. Le système deplaira aux uns parcequ'ils jouissent d'une exemtion totale, tant pour leurs personnes que pour leurs biens et que ce système n'en souffre absolument aucune qu'elle qu'elle soit.

er ſeine Abſicht nicht auf. Er hält die Monarchie allein für fähig, die Umwandlung durchzuführen. Wenn ein König das Wohl ſeines Volkes bezwecke, die Gerechtigkeit auf ſeiner Seite habe, und über 200,000 Mann gebiete, um dieſelbe zu unterſtützen, ſo brauche er ſich vor keinem Widerſpruch zu fürchten.

Abſichten und Entwürfe, denen ein ganz anderer Begriff vom Staate zu Grunde liegt, als der bisherige; ſie tragen die Keime der Neuerungen und der Kämpfe in ſich, welche die folgenden Zeiten erfüllen ſollten.

Denn auf der andern Seite prägten ſich auch die entgegengeſetzten Richtungen in ſcharfen Theorien aus. Da bildete ſich Boulainvilliers, der unter Ludwig XIV. mehr als ſechzig Jahre alt geworden iſt, in dem Studium der Capitularien ſeine Lehre von dem urſprünglichen und unverjährten Rechte des franzöſiſchen Adels; er ſieht in dem Marsfelde Carls des Großen die wahre Grundlage des Reiches und ſeiner Verfaſſung, in Hugo Capet einen Uſurpator, in dem dritten Stande die Nachkommenſchaft befreiter Sklaven, welche durch den König dem Adel zur Seite geſetzt worden ſeien.

Aehnliche Meinungen beherrſchen die Weltanſicht St. Simons; wie oft hat er ſie in ſeinem Kreiſe am Hofe, etwa bei dem Herzog von Orleans vorgetragen. Das ganze Uebel ſahen er und ſeine Freunde in den durch die Kriege veranlaßten Schulden. Deren Tilgung meinten ſie jedoch nicht durch allmähliche Abzahlung zu bewirken; denn dazu würden neue Auflagen gehören, durch die das Land vollends zu Grunde gehen müſſe; ſie ſchracken nicht davor zurück, den Bankerutt zu empfehlen,[1] der, wenn er den Einzelnen allerdings ver-

[1] St. Simon deducirt XII, 292 das Recht zu einem Bankerutt aus dem Begriff der Krone, als Fideicommiß. Un roi de France ne tient

derblich sei, dem Ganzen zum Heile gereiche: denn der König werde alsdann auf der Stelle einen großen Theil der Auflage erlassen können, was für das Volk in Städten und auf dem Lande, und selbst für den Handel ein unschätzbarer Vortheil wäre. Ohnehin sei es rathsam, die Generalstände zu berufen, denen müsse man die Frage vorlegen, sie werde von ihnen ohne Zweifel in diesem Sinne entschieden werden. Denn die Gläubiger des Königs seien Bewohner der Hauptstadt, ohne Rang noch Herkunft, reichgewordene Besitzer der Chargen und der Finanzen, gar nicht einmal Leute, die in dem dritten Stand repräsentirt würden; die Stände würden bei weitem zum größten Theil aus Männern der Provinz bestehen: diese würden um ihres eigenen und um des Interesses ihrer Committenten willen ohne Schwierigkeit zu dieser Auskunft die Hand bieten.

So oft der Vorschlag der Generalstände erscheint, hat er einen aristokratischen, fast antimonarchischen Charakter. St. Simon hoffte von ihnen, daß sie das Reich und den Adel von der Herrschaft der Beamten und von der unbeschränkten Macht des Königthums, aus der er zuletzt alle Uebel herleitet, befreien würden.

Es ist nicht thatsächlicher Widerstand, was den Staat Ludwigs XIV. bedroht, sondern die Gedanken der Menschen reißen sich von ihm los; in jedem Zweige, der Armee, der Kirche, der Administration, dem Handel, überall stößt die Autorität der Fürsten auf die beginnende Regung freier Elemente.

rien de celui, à qui il succède, — il n'en hérite rien, il vient à son tour à la couronne, en vertu de ce fideicommis, nullement par héritage; consequemment tout engagement pris par le roi predecesseur périt avec lui.

Kaum ſollte man es glauben, aber es iſt wahr: Manche begrüßten die Unfälle als heilbringend, ſie hätten faſt eine noch entſchiedenere Niederlage herbeigewünſcht, damit das alte Syſtem vollkommen zu Grunde gerichtet würde; — wie Fenelon mit der Salbung ſeines biſchöflichen Stils es ausdrückt: „was kann uns retten, wenn wir aus dieſem Krieg ohne eine gänzliche Demüthigung hervorgehen?“ Das wahre Heil von Frankreich ſah er in der Anwendung der Mittel, die er vorſchrieb, einer gänzlichen Aenderung der inneren Politik; ohne große Unglücksfälle aber ſchien ihm dieſe nicht möglich zu ſein.

Drei große politiſche Tendenzen, auf verſchiedenen Gedankenreihen beruhend, erſcheinen an dieſer Stelle in der franzöſiſchen Welt. Die eine iſt die der Monarchie ſelbſt, die doch die äußerſten Unfälle noch vermieden hat, und ſich durch friedliche Reform auf ihrem bisherigen Wege vollkommen wiederherzuſtellen denkt: noch hält ſie die Geiſter großentheils durch innere Herrſchaft feſt. Neben ihr erhebt ſich das ariſtokratiſche Verlangen, ſich des von ihr auferlegten Gehorſams wieder zu entledigen, zu der alten Autonomie zurückzukehren. Dem aber ſetzt ſich wieder eine populäre Theorie entgegen, welche dieſen Gehorſam noch ſehr unzureichend findet, und eine bei weitem ſtrengere Einheit der Nation zu realiſiren meint. Die Beſtrebungen der ſpäteren Zeiten gehen in mannichfaltigen und abweichenden Strahlen von dieſer Epoche aus.

Siebzehntes Buch.

Die Regentſchaft und Cardinal Fleury.

Digitized by Google

Der erſte Bourbon auf dem franzöſiſchen Throne erwarb ſich das Verdienſt, mit innern und äußern Feinden im Kampfe, die Selbſtändigkeit ſeines Reiches wiederherzuſtellen, die politiſchen und religiöſen Elemente, die daſſelbe mit Gegenſatz und Hader, aber auch mit Leben erfüllten, wußte er zu beherrſchen: indem er denſelben, wie ſie waren, in Europa noch weitern Raum zu machen den Anlauf nahm, ward er von einem Fanatiker ermordet.

Der zweite Bourbon von perſönlich bedeutendem Andenken, Ludwig XIV., fand bei ſeinem Eintritt eine andere, einſeitigere Richtung eingeſchlagen und vorherrſchend; doch ſtand es noch bei ihm, die ererbten Verhältniſſe mit den Nachbarn zu pflegen, im Innern das beſondere religiöſe und politiſche Leben zu ſchonen, den corporativen Elementen gerecht zu werden. Es iſt unnütz, zu erwägen, ob das franzöſiſche Reich nicht alsdann eine zwar minder glänzende und uniforme, aber in ſich reichere und feſter begründete Entwickelung gewonnen haben würde. Ludwig XIV. hatte keine Vorſtellung hievon. In dem zweifelloſen Gehorſam und der religiöſen Einheit ſah er das Ideal eines Staates; er wollte die Grenzen von Frankreich erweitern, es zu dem durch Waffen, Politik und Cultur in der Welt vorwaltenden Lande erheben. Von univerſal-

hiſtoriſcher Bedeutung iſt ſowohl, was er unternahm und ausführte, als was ihm nicht gelang. Man hatte erlebt, was die Anſtrengung der Nation unter der romaniſch-germaniſchen Monarchie zu vollbringen vermochte, welche Formen ſie alsdann annahm: aber man hatte auch erlebt, daß ſie ihr Ziel zuletzt nicht erreichte, und das Land, allerdings erweitert, aber in tiefer Erſchöpfung und mannichfaltiger Gährung hinterließ.

Welches werden nun die Wege ſein, auf welche die nächſtfolgenden Generationen gerathen? Es iſt faſt eine hiſtoriſche Pflicht, auch auf dieſe noch einen Blick zu werfen.

Erſtes Capitel.

Der Regent und die mit ſeinem Eintritt verknüpften Neuerungen.

Nicht zum Regenten, nur zum Vorſteher einer Regentſchaft, welcher eine von ihm ziemlich unabhängige Stellung zugedacht war, hatte Ludwig XIV. ſeinen Neffen, Herzog Philipp von Orleans, in ſeinem Teſtament ernannt.

Unter allen Abkömmlingen der damaligen Dynaſtien gab es keinen von mannichfaltigeren Fähigkeiten als dieſen Prinzen. Er würde als Maler, als Muſiker, vielleicht ſelbſt als Gelehrter ſich haben geltend machen können, wenn er auf Kunſt oder Wiſſenſchaft angewieſen geweſen wäre. Die Geheimniſſe der Natur und des Denkens zogen ihn auf gleiche Weiſe an. Er beſchäftigte ſich gern mit den tiefſten Problemen der philoſophiſchen Spekulation, die ihm von Deutſchland her durch

den Verkehr ſeiner Mutter mit dem Hofe von Hannover und mit Leibnitz nahe gebracht wurden; dem Chemiker Homberg errichtete er ein Laboratorium im Palais Royal, und liebte es, mit ihm zu arbeiten. Daß er ſich keinem einzelnen Fach zuwandte, verſtattete ihm eine um ſo größere Theilnahme an allen. Bei einer Vorſtellung der Akademie der Inſchriften zeigte er eine ausgebreitete Kenntniß der Arbeiten auch der minder berühmten Mitglieder;[1] die Präſentation wurde zum Geſpräch. Er hat der großen Bibliothek eine würdigere Aufſtellung gegeben und ſie dem allgemeinen Studium eröffnet.[2] Gern zog er Männer von literariſchem Talent an ſich: man kam bei ihm in dem Maße in Gnade, in welcher man ſeinen Geiſt unterhielt. Er ſelbſt wußte ſich mit eben ſo viel Anmuth wie Nachdruck auszuſprechen. Auch bei den geſchäftlichen Vorträgen zeigte er Verſtändniß und empfänglichen Sinn für das Materiellſte ſo wie für das Geiſtigſte. Den meiſten Werth legte er ſelbſt auf ſeine militäriſche Befähigung; und in der That ſchrieb ihm die öffentliche Meinung nicht allein Muth, ſondern auch Feldherrngabe zu. Er hatte Handlungen ausgeführt, welche Andern unmöglich ſchienen; und noch viel mehr, ſo meinte man, würde er vollbracht haben, wenn er freie Hand gehabt hätte: er fühlte ſich als ein würdiger Sproſſe Heinrichs IV. Aber wie ſeine Mutter, eine bekannte Fabel auf ihn anwendend, ſagt: alle den Gaben, die ihn ſchmückten, hatte eine vernachläſſigte Fee den Fluch hinzugefügt,

[1] Eliſabeth Charlotte 17. Dec. 1705. Mein Sohn iſt gelehrter als ordinäre Leute von ſeiner Gattung ſein, hat Vivacité und Verſtand, kein bös Gemüth, aber ſein Fehler iſt, daß er ſich nicht genug applicirt die Leute zu kennen, ſo mit ihm umbgehen.

[2] Lemontey, Histoire de la régence II. 354.

daß ſie ihm nichts nützen, ſondern durch eben ſo große Laſter verdunkelt werden ſollten. In früher Jugend durch die Schuld ſeines Vaters in die ſchlechteſte Geſellſchaft gerathen, artete er dieſer nach. Solche Naturen gibt es ja, für welche das einen unwiderſtehlichen Reiz hat, worin Andere Genuß finden und eine vermeinte Ehre ſuchen, ſo daß ſie dem ihr eigenes beſſeres Gefühl aufopfern. Er ließ ſich nicht allein zu Ausſchweifungen fortreißen, ſondern zu dem Ehrgeiz, wie in Studien und Künſten, ſo auch in wildem Genuß es allen Andern zuvorzuthun.[1] Er raste die ganzen Nächte, und wenn ſeine Kräfte erſchöpft waren, meinte er ſie durch ſtarkes Trinken zu erneuen, ſo daß er ſich vollends zerrüttete. Oft gerieth er in eine widerwärtige Abhängigkeit von den Gefährten oder den Werkzeugen ſeiner Ausſchweifungen, welche dann zur Folge hatte, daß die Bedürfniſſe ſeiner nächſten Angehörigen vernachläſſigt wurden, nur etwa die Tochter, Herzogin von Berry, ausgenommen. Die Nachwelt nennt ihn nicht, ohne mit ſeinem Namen das Gedächtniß ſchamloſer Orgien zu verbinden. Auch bei Tafel kannte er kein Maß, und wenn er voll Weines war, ſo gab es nichts, was ihm Rückſicht eingeflößt und die wildeſten Ausbrüche der Laune, der Wegwerfung und des Haſſes oder auch offenbarer Gottloſigkeit zurückgehalten hätte. Denn auch als ein ſtarker Geiſt wollte er glänzen; er legte Werth darauf, als ein Menſch zu gelten, den das Jenſeits und die überſinnliche Welt nicht kümmere.

[1] Eliſabeth Charlotte an Churfürſtin Sophie 3. März 1695. Wenn es ſein naturell, hätte ich nicht die Hälfte ſo viel dagegen zu ſagen, daß er ſich aber mit Gewalt zum Böſen und Lapereien zwingen will und mit Fleiß alles verhehlen will, was er gutt an ſich hatt, das hab ich Mühe auszuſtehen.

Man begreift es, wenn Ludwig XIV. Bedenken trug, einem Mann von dieſem Charakter und dieſem Rufe, dem man überdieß das Böſeſte zutraute, die Zukunft des Reiches anzuvertrauen, aber eben ſo klar iſt, daß der Herzog von Orleans nicht gemeint ſein konnte, ſich den Beſchränkungen, die man ihm auflegte, zu fügen.

Waren nicht ſeine Laſter ſelbſt eine Miſchung von ſchlechten Neigungen und verirrtem Ehrgeiz? Wir wiſſen, welche hochſtrebende, auf die Errichtung eines neuen intermediären Reiches zielende Pläne er einſt in Spanien mit den Engländern zur Ausführung zu bringen gedacht hatte. Noch viel glänzendere Ausſichten und perſönliche Gewalt für den Moment bot ihm jetzt der Zuſtand von Frankreich dar. Dem letzten Willen des Königs zum Trotz unternahm er, ſich in vollen Beſitz der Autorität zu ſetzen.

Man rieth ihm, die Generalſtände zu berufen, welche ihn jeder Beſchränkung, die ihm das Teſtament auferlegen könne, entledigen würden, aber die Geſichtspunkte derer, von denen dieſer Vorſchlag ausging, waren an ſich nicht die ſeinen: überdieß entging ihm nicht, daß in den verſammelten Ständen auch unerwünſchte Kundgebungen zu Tage kommen konnten, etwa zu Gunſten des Duc du Maine, wovon früher, oder zu Gunſten des Königs von Spanien, wovon ſpäter die Rede war. Und was ſollte geſchehen, bis ſie berufen, gewählt, zuſammengekommen waren? Für ihn wie für das Land war eine unverzügliche Entſcheidung vonnöthen.

Für die Herbeiführung einer ſolchen aber lag in dem was bei der letzten Regentſchaft geſchehen war, ein anwendbares Muſter und Vorbild vor.

Denn auch damals war die Abſicht geweſen, die vermöge

der Geburt Berechtigten durch ein zur Fortführung der vorangegangenen Regierungsweiſe errichtetes Conſeil zu beſchränken: aber ſie hatten in dem nach der Wiederbelebung ſeiner Gerechtſame trachtenden Parlament Unterſtützung gefunden. War das nicht jetzt eben derſelbe Fall? Wie hätte das Parlament, wenn ihm die Gelegenheit geboten ward, die Schranken zu durchbrechen, welche ſeiner Einwirkung gezogen waren, dieſelbe nicht mit Freuden ergreifen ſollen?

In der Sitzung, in welcher das Teſtament des Königs eröffnet werden ſollte, 2. Sept. 1715, zu der die Prinzen von Geblüt, die Pairs von Frankreich, die Präſidenten und Räthe ſowohl der Grand'-chambre, als der Enquête und Requête verſammelt waren, begann man nicht mit dieſem Acte, ſondern mit einer Anerkennung der durch die Geburt dem Herzog von Orleans zuſtehenden Anſprüche.[1] Der Herzog forderte, die Leute des Königs trugen darauf an, die ihm von Natur zugehörigen Rechte von denen zu ſcheiden, welche er durch das Teſtament erlange. Auf den Grund der erſten erkannte das Parlament den Herzog als Regenten an, ohne daß man darnach viel gefragt hätte, was das Teſtament anordnete. Abermals trug, wie im Jahr 1643, die Idee der durch das Recht der Geburt ſich fortpflanzenden Autorität über die durch letztwillige Verfügung eingeſetzte Staatsgewalt den Sieg davon. Der Herzog hatte nicht minder, als damals die Königin, die eigentlichen Prinzen von Geblüt auf ſeiner Seite. Beſonders kam ihm der Widerwille zu ſtatten, der durch die Begünſtigungen der Legitimirten entſtanden war.

[1] Extrait des registres du parlement 2. Sept. 1715 bei Iſambert XXII. 2.

Dem Herzog von Maine ward der Oberbefehl über die Haustruppen, die ihm Ludwig XIV. übertragen hatte, auf die Bemerkung des nunmehrigen Regenten, daß die Theilung des Commando's seinem Ansehen und dem Wohle des Staates sehr nachtheilig werden könne, abgesprochen. Die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Königs blieb für jetzt in seinen Händen. Die Regentschaft ward nicht aufgehoben; aber in Bezug auf die Stellen und Gnaden ward der Regent von aller Rücksicht auf die Stimmenmehrheit losgezählt.

So ergriff der Herzog von Orleans mit rascher und sicherer Hand die Zügel der Regierung. Heer und Land stimmten freudig bei; Niemand wagte zu widersprechen.

Ludwig XIV. hatte Sinn und Weise seiner Regierung über seinen Tod hinaus fortzupflanzen beabsichtigt; noch war sein Grab nicht geschlossen, so traten eben die Veränderungen ein, die er hatte vermeiden wollen, und eine der seinen entgegengesetzte Richtung ward eingeschlagen.

Aber nicht ohne Zugeständnisse zu Gunsten derer, die ihn mit ihren Beschlüssen unterstützten, gelangte der Herzog an die oberste Stelle. Wie er gleich in seiner ersten Ansprache vernehmen ließ, daß er die Regentschaft durch seinen Eifer für das öffentliche Wohl verdienen werde, besonders wenn er von den Rathschlägen und weisen Remonstrationen des Parlaments unterstützt sei; so war es einer der ersten öffentlichen Acte seines Regimentes, daß er dem Parlament die alte Befugniß zurückgab, vor der Registrirung königlicher Edicte und Ordonnanzen solche Vorstellungen zu machen, wie ihm nützlich scheinen würden. Vor Allem darauf beruhte doch der Eindruck von unbedingter Macht und vollem Gehorsam, den die Regierung Ludwigs XIV. hervorbrachte, daß das Parlament,

welches die früheren Regierungen durch ſeinen Widerſpruch beunruhigt hatte, unter ihm davon abließ. Alle legale Oppoſition knüpfte ſich an deſſen Recht, über die Edicte des Königs vor ihrer Regiſtrirung zu berathen und remonſtrirende Vorſtellungen dagegen einzubringen. Dieſes Recht wurde dem Parlament nicht in dem vollen Umfang zugeſtanden, in welchem es daſſelbe in Anſpruch nahm: die Declaration darüber iſt nicht ohne Zweideutigkeit, aber ſie enthielt die Anbahnung einer abweichenden Direction zu ſeinen Gunſten. [1]

Und ohnehin war das Parlament durch die bloße Thatſache, daß es ſich mit dem letzten Willen des verſtorbenen Königs in Widerſpruch ſetzte, den von ihm angeordneten Regentſchaftsrath modificirte und an der Begründung einer neuen Regierung thätigen Antheil nahm, wieder zu einem hohen Anſehen gelangt. Es erkannte die Rechte an, welche die Geburt dem Regenten gab; der Regent erkannte die Rechte an, welche das Parlament nach dem uralten Herkommen des Reiches beſaß. Eine Anerkennung iſt der Preis der andern. Das Parlament des achtzehnten Jahrhunderts erſchien als die ununterbrochene und gleichberechtigte Fortſetzung des alten Parlaments, mit deſſen Beiſtand Heinrich IV. einſt ſelbſt den Thron beſtiegen hatte und durch welches die Königinnen Marie und Anna zu der Regentſchaft gelangt waren, als eine der weſentlichſten Grundlagen des bourboniſchen Staates. In dem Memorial, mit welchem der Generalprocurator d'Agueſſeau die Sitzungen nach dem Frieden wieder eröffnete, pries er die Vereinigung der Autorität und Freiheit, die unter dem

[1] Sie liegt darin, daß die Remonſtration gefordert wird dans la huitaine au plus tard du jour de la deliberation qui en aura été prise. Declaration de Vincennes 15. Sept.

Regenten auf das glücklichſte vollzogen ſei.[1] Eine neue Aera für die Verwaltung des Staates ſchien einzutreten.

Noch ein anderes Verſprechen hatte der Herzog in jener Parlamentsſitzung gegeben, mit deſſen Erfüllung er nicht ſäumte; er hatte ſich bereit erklärt, unter dem Regentſchafts-rath eine Anzahl anderer Collegien zu errichten, welche die Geſchäfte zur oberſten Entſcheidung deſſelben vorbereiten ſollten. Er berief ſich dabei ſelbſt auf den Plan, mit dem ſich der Herzog von Burgund, im Gegenſatz gegen die auch in ihren Werkzeugen abſolute Gewalt ſeines Großvaters, getragen hatte; jenen Plan, der faſt eine freie Hervorbildung der Staatsgewalt von unten her in ſich ſchloß, und dem das Parlament beiſtimmte. Mittelmäßigen Geiſtern, ruft d'Agueſ-ſeau aus, möge eine Einrichtung dieſer Art gefährlich ſcheinen: großen Seelen ſei ſie erwünſcht; denen flöße der Schein, von andern geleitet zu werden, keine Beſorgniſſe ein, indem ſie ja doch in der That durch die Ueberlegenheit ihres Geiſtes Alles regieren.

Schon am 15. September 1715 erſchien das Edict, in welchem es als die Anſicht des Herzogs von Orleans be-zeichnet war, daß die Vereinigung der geſammten Gewalt eines Miniſteriums in Einer Hand gefährlich werden könne, weil die Wahrheit alsdann um ſo ſchwerer zu den Ohren des Fürſten dringe: es werde beſſer ſein, mehrere Perſonen in Stand zu ſetzen, ihr Gehör zu verſchaffen, überhaupt eine größere Zahl geeigneter Männer bei der Staatsverwaltung zu beſchäftigen, ſchon darum, um die zur Erledigung kommenden

[1] Une autorité nécessaire tempère l'usage de la liberté et la liberté temperée devient le plus digne instrument de l'autorité. Oeuvres I. 235.

Stellen leichter zu beſetzen.[1] In dieſem Sinne wurden ſechs Rathscollegien errichtet, für Krieg, Seeweſen, Marine, Handel, auswärtige und innere Angelegenheiten. Einen beſonderen Werth legten die Freunde dieſer Veränderung auf die Einrichtung eines Miniſteriums der inneren Angelegenheiten, welche bisher nur faſt zufällig und niemals im Zuſammenhang erwogen worden ſeien. Die Präſidenten dieſer Conſeils hatten Eintritt in den Regentſchaftsrath, welcher gleichſam das allgemeine Miniſterium darſtellte, das der Duc de Bourgogne im Sinne gehabt hatte, und hielten darin vor der Beſchlußnahme ihren Vortrag. Ich weiß nicht, ob es den Thatſachen entſpricht, wenn man in dieſer Verfaſſungsform ein Regiment der Edelleute geſehen hat; von altem Adel waren die wenigſten ſeiner Mitglieder; der nächſte Erfolg beſtand darin, daß die Marſchälle und oberen Beamten der Unterwerfung unter den Willen eines Miniſters, die ſie bisher ungern ertragen hatten, überhoben wurden; und daran knüpfte ſich wieder, daß auch Alle, die unter ihnen arbeiteten, eine Selbſtſtändigkeit erlangten, die man bisher für unmöglich gehalten hatte. An die Stelle des Gehorſams trat Berathung, an die Stelle der Unterordnung ein nach oben hin wirkender Einfluß. Kaum darf man annehmen, daß es dabei auf eine wirkliche Verbeſſerung der Geſchäftsführung abgeſehen geweſen ſei. Denn die collegialiſche Verwaltung der laufenden Angelegenheiten hat, zumal wo man ihrer nicht gewohnt iſt, die größte Schwierigkeit. Der eifrigſte Verfechter dieſer Form der Verfaſſung, die er Polyſynodie nannte, Abbé St. Pierre, iſt doch von der Untauglichkeit der getroffenen Einrichtungen

[1] Declaration portant établissement de plusieurs conseils pour la direction des affaires du royaume. Iſambert XXII, 36.

überzeugt.[1] Die eigentliche Absicht ging ohne Zweifel dahin, die monarchische Gewohnheit und die eingelebten Verhältnisse zu unterbrechen, dem Regenten durch das neue Gefühl freier Bewegung zahlreiche Freunde zu gewinnen.

Einen Rath hatte der König noch selbst eingerichtet, den Gewissensrath für die geistlichen Dinge, aber wie weit wich man bei der Besetzung desselben von seinem Sinne ab. Le Tellier ward vom Hofe entfernt und fand kaum mehr eine sichere Stätte in Frankreich. Der Cardinal Noailles nahm selber die Stelle ein, von der aus er bisher so heftig angefeindet worden war. Noch bei der Leiche Ludwigs XIV. hatte ihn der Herzog von Orleans empfangen und umarmt.

Insofern Ludwig XIV. noch bis zuletzt auf die Berufung eines Nationalconciliums gedrungen hatte, war sein Tod für den Römischen Stuhl, der dadurch von einer für ihn widerwärtigen Forderung befreit wurde, nicht ohne Vortheil. Hieran hat man jedoch unter den damaligen Umständen nicht einmal gedacht. Man bemerkte nur die Erleichterung, welche den Gegnern der Bulle Unigenitus dadurch zu Theil wurde, daß die mächtige Hand fehlte, die sie zur Unterwerfung unter dieselbe anhielt. Der Regent ließ ihnen fürs Erste freien Spielraum. Die verjagten Jansenisten kehrten in ihre Stellen zurück: in der Literatur erhoben sie ihre Stimme um so lauter, je mehr sie bisher unterdrückt gewesen war:[2] sie gewannen

[1] Annales politiques II. 110. Besser wäre gewesen: d'avoir plusieurs ministres (wie bisher) et y ajouter seulement les conseils consultatifs sous chaque ministre, pour les affaires importantes moins pressantes et non encore decidées.

[2] Ottieri: preti, frati e monaci, communità religiose e secolari d'ogni sesso e conditione contrastarono, impugnarono in voce ed in iscritto con migliaia d'iniqui libriccioli la constiutione.

die Theilnahme der Nation durch die Behauptung, daß der römiſche Stuhl nur darauf ſinne, die franzöſiſche Kirche ſich ſo vollſtändig zu unterwerfen, wie die ſpaniſche und italieniſche ihm unterworfen ſei. Nach einiger Zeit faßten die Janſeniſten den Muth, zu dem ſtärkſten Acte der Oppoſition zu ſchreiten, der in der katholiſchen Welt ohne offenen Abfall möglich war, ſie appellirten an ein künftiges, freies und geſetzmäßiges allgemeines Concilium. Am 5. März 1717 erſchienen vier unbeſcholtene, in ihren Diöceſen angeſehene Biſchöfe — von Mirepoix, Senez, Montpellier und Boulogne — in der Verſammlung der Sorbonne. Der Biſchof von Senez las die Acte vor, durch welche ſie, weil die Bulle den Grundlagen der wahren Hierarchie und den Freiheiten des Reichs entgegenlaufe, das Urtheil einer allgemeinen Kirchenverſammlung, welche der oberſte Gerichtshof für die geiſtlichen Streitſachen bilde, anriefen und ſich im voraus unter deren Schutz ſtellten. [1] Die verſammelte Sorbonne, zu ihren alten Grundſätzen zurückkehrend, trat dieſer Appellation bei: ein anſehnlicher Theil des höheren, der größte des niederen Clerus ſchloß ſich an. Wie ſehr die Tendenzen einer nationalen kirchlichen Unabhängigkeit ſich erhoben, ſieht man aus der Verbindung, in welche die Führer dieſer Bewegung ſich mit einem großen engliſchen Prälaten ſetzten. Sie hofften, der Herzog von Orleans werde den Ehrgeiz der Tudors haben, die franzöſiſche Kirche von Rom loszureißen.

Und indem wurden auch in Bezug auf die ideale Grundlage des Staates von den Regierenden ſelbſt ſehr auffallende Meinungen bekannt. Die Gelegenheit hiezu gab, daß das Recht

[1] Déliberation de la faculté. Dorſanne I, 322.

der Succeſſion zur Krone den Legitimirten wieder genommen werden ſollte, weniger um dieſe in weiteſter Ferne liegende Möglichkeit auszuſchließen, als um den Vorrang der Prinzen von Geblüt in vollem Umfang wieder herzuſtellen. In dem Edict, das der Regent hierüber erließ, wird nun nicht allein aus dem Rechtsgrundſatz, daß die regierende Familie keine Domäne veräußern dürfe, der andere hergeleitet, daß ſie noch bei weitem weniger über die Krone zu verfügen habe,[1] denn ſie beſitze dieſelbe nur zum Wohle des Staates, ſondern noch eine weiter ausſehende Lehre knüpft man daran: ſollte jemals, ſo wird geſagt, das von dem vorigen König vorausgeſetzte Unglück eintreten, ſo würde die Nation ſelbſt durch die Weisheit ihrer Wahl es gut zu machen haben; die Nation allein beſitze in einem ſolchen Falle das Recht, über die Krone zu verfügen, und es würde ungerecht ſeyn, ihr für denſelben vorzugreifen. Die Legitimirten hatten darauf angetragen, daß ihr Anſpruch den Ständen des Reichs vorgelegt würde, weil die Nation ſelbſt darüber zu urtheilen habe, ob die Zurücknahme der ihnen zugeſtandenen Rechte ihr nützlich ſei oder nicht. Der Regent erklärte es jedoch für unnöthig, die Nation bei einer Gelegenheit zu conſultiren, bei der er ſie in allen ihren Rechten anerkenne.[2] Weniger der Streit zwiſchen den Legitimirten und dem Herzog iſt es, was die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, als die Art und Weiſe, wie ſie ihn durchfochten. Stände und Nation werden von beiden identificirt;

[1] Edit concernant la succession à la couronne. Juillet 1717. Iſambert XXII, 147.

[2] On nous n'agissons que pour elle, en révoquant une disposition, sur la quelle elle n'a pas été consultée, notre intention étant de la conserver dans tous ses droits.

ein Recht, über die Krone zu disponiren, wird der Nation in dieſem Fall zuerkannt, das dem vollen Begriff ihrer Autonomie entſpricht. Schon in dem Gegenſatz dieſer Gedanken tritt die Krone zurück; die Nation tritt hervor.

Man meine nicht, daß die unermeßliche Tragweite dieſer Gegenſätze nicht gleich damals durchgefühlt worden ſei. In einer Denkſchrift der Zeit heißt es: die Nation werde dadurch aus einer drückenden Lethargie gezogen; bereits wache ſie auf, ſuche aber nach ihrer Freiheit nur erſt in umhertaſtenden Bewegungen. [1]

In einem Moment war beides umgeſtaltet, Verfaſſung und Verwaltung. Ideen erſchienen, welche in Bezug auf Kirche und Staat eine Veränderung der nationalen Politik von Grund aus ankündigten, und zwar auf die Anregung und unter dem Schutze der Regierung.

Aber inmitten dieſer Aufregung, welche alle Geiſter ergriff und beſchäftigte, trat nun noch eine Erſchütterung des öffentlichen und des privaten Vermögens ein, die ihres Gleichen in der Weltgeſchichte bisher nicht gehabt hatte.

[1] Boulainvilliers: Mémoire touchant l'affaire de Mrs. les princes du sang: citirt dieſe Stelle: un des mémoires courants a osé dire, que S. A. S., M. le duc (der die in dem Edict aufgeſtellten Ideen in Anregung brachte), a tiré la nation d'une letargie si pesante que quoique reveillée elle ne cherche encore sa liberté que comme à taton. Mémoires présentés au duc d'Orleans. 128.

Zweites Capitel.

Verſuch eines neuen finanziellen Syſtems.

Eines der vornehmſten Anliegen der Nation und der Regierung war es, aus den finanziellen Bedrängniſſen, in die das Land durch den letzten Krieg geſtürzt worden war, herauszukommen. Und ſchon war manches zu dieſem Zweck verſucht worden. Man hatte die in Umlauf geſetzten Scheine einer Reviſion unterworfen und ſie großentheils um die Hälfte, in einzelnen Fällen um fünf Sechstel im Werth herabgeſetzt. Man hatte eine Juſtizcommiſſion gegen die des Wuchers angeklagten, bei den Finanzen betheiligten Geldbeſitzer angeordnet und dieſe zu ſchweren Geldbußen verdammt. Maßregeln, wie ſie in Frankreich ſchon öfter vorgekommen waren: mit aller ihrer Härte aber konnten ſie dem Uebel nicht ſteuern. Die Einnahme ſtand fortwährend in einem höchſt ungünſtigen Verhältniß zur Ausgabe: die gewaltſamen Eingriffe bewirkten abermals, daß ein Jeder mit ſeinem Gelde an ſich hielt.

Da ſtellte ſich dem Regenten ein Schotte vor, der ihm beim Hazardſpiel bekannt geworden ſein mag, denn er war ein Spieler von Profeſſion, und hatte als ſolcher die Welt durchzogen, John Law aus Edinburg. Er wiederholte Vorſchläge, die er ſchon der vorigen Regierung, wiewohl ohne Erfolg, mitgetheilt hatte; auf den Regenten aber machten ſie gleich bei der erſten Audienz, in der er ſie ihm vortrug, vielen Eindruck.[1] Law ging von der Bemerkung aus, daß von England, obgleich es geringere Hilfsquellen beſitze, der Krieg dennoch

[1] Law: Lettres sur les banques I. 581 gedenkt der erſten Audienz, die er in Marly bei dem Herzog hatte.

beſſer ausgehalten worden ſei als von Frankreich; ſelbſt während der bürgerlichen Unruhen erhalte ſich dort ein niedriger Zinsfuß. Weßhalb und wodurch? Weil ſich England durch ein wohlgeordnetes Bankinſtitut einen feſten Credit gegründet habe. Wie viel mehr aber könnte Frankreich bei der Ueberlegenheit ſeiner Mittel hierin leiſten! Mehr als England, Holland und Italien zuſammen genommen; es würde auf dieſem Wege ſeine im letzten Kriege verlorene Superiorität in Europa wieder erlangen.

Die Richtigkeit der allgemeinen Bemerkung hat ſich im Laufe der Zeiten vollkommen bewährt und ließ ſich ſchon damals nicht beſtreiten; doch konnte man fragen, in wie weit ſich eine Inſtitution dieſer Art mit der Sicherheit, welche die Bedingung ſeines Beſtehens iſt, in Frankreich werde gründen laſſen, und ob Law, bei alle ſeinem natürlichen Scharfſinn für das Geldweſen, die unmittelbaren Vortheile, die er davon hoffen ließ, nicht überſchätze. Er behauptete, daß der Betrag der Zettel, welche eine Bank ausgeben dürfe, zehnfach ſo hoch ſein könne, als der Werth der vorhandenen Metalle. Auch auf die Handelscompagnien hatte er ſeine Berechnungen erſtreckt, und war zu der Meinung gekommen, daß in den Actien einer Handelscompagnie eine viermal größere Summe Geldes repräſentirt werde, als ihr wirklicher Beſitz werth ſei; in Holland wollte er das genau erkundet haben. Seine Abſicht war nun, ein Inſtitut der einen mit einem der andern Art zu combiniren, und auf ihren vereinten Credit ein neues Papiergeld zu gründen, welches an ſich einen ganz andern Werth als die Staatsſcheine beſitzen und ſogar deren Tilgung möglich machen werde.

Der Regent, für alles Neue und Glänzende empfänglich,

zumal wenn es eine Ader des denkenden Geiſtes berührte, ging auf dieſe Entwürfe ein und nahm Law in ſeinen Schutz.

Zuerſt, noch im Jahr 1716, ward eine Bank auf Actien gegründet, welche, da ſie ein geringes Disconto feſtſetzte, allgemeines Vertrauen gewann, und namentlich durch die Vermittlung der Geldſendungen des Staats aus den Provinzen nach der Hauptſtadt und umgekehrt gute Dienſte leiſtete; ſo daß ſie nach einiger Zeit zu einem Inſtitute des Staates erhoben wurde, mit dem Rechte, daß ihre Scheine in den öffentlichen Caſſen angenommen werden konnten.[1]

Indeſſen war auch eine Handelscompagnie auf Actien gegründet worden. Zunächſt war es der Handel nach Canada und dem vor kurzem beſetzten Louiſiana, den ſie übernahm: Law trat mit ſeiner Bank als Hauptactionär in dieſelbe ein. Die Actien wurden in Staatspapieren bezahlt, und mit den Renten, die dieſe trugen, verzinst. Es dauerte lange, ehe ihr Preis den Nennwerth erreichte; ein Aufſchwung des Geſchäftes trat nicht eher ein, als bis dieſe Compagnie ſich an der Pacht der öffentlichen Einkünfte zu betheiligen anfing. Dieß geſchah zuerſt bei dem Tabaksmonopol, für welches ſie ein paar Millionen mehr als ihre Vorgänger bezahlte, in der Vorausſetzung, daß das Gebiet des Miſſiſippi beſonders für die Cultur des Tabaks geeignet ſei; von dem Vertriebe des wohlfeil hergeſtellten Productes unter der Autorität des Staates verſprach ſie ſich namhafte Vortheile. Auf dieſem Boden aber, der Verbindung eines Credites, welcher die Mittel zu

[1] Die venetianiſchen Geſandten, Lorenzo Tiepolo und Nicolo Foscarini, die damals in außerordentlicher Miſſion in Frankreich waren, theilen in ihrer Relation von 1723 noch einige Notizen über Law und ſein Syſtem mit, die man ſonſt nicht findet.

großartigen Unternehmungen gewährte, mit der Geldverwaltung des Staats ward nun mit unbegrenztem Unternehmungsgeist weiter gebaut. Die Compagnie kaufte den Besitz und die Privilegien der ostindischen Compagnie an; sie vermehrte dabei ihre Actien um die Hälfte, die ihr auch dann noch über den Nennwerth bezahlt wurden, und begann hierauf Schiffe zu bauen und nach allen Weltgegenden abgehen zu lassen, denn auch der afrikanische Handel fiel in das Bereich der Compagnie. Zugleich aber nahm sie noch umfassenderen Antheil an der Finanzverwaltung des Staates; sie brachte das Recht der Umprägung der Münzen, die Generalpacht der Steuern, endlich die Verwaltung der allgemeinen Einnahmen an sich; sie zahlte dafür höhere Preise, hoffte aber noch bei weitem größere Erträge zu erzielen. Am Mississippi meinte man ein neues Peru zu besitzen, und wer kannte nicht den alten Vortheil des ostindischen Handels.[1] Die Actien wurden bei jeder Geschäftserweiterung vermehrt, sie stiegen bis auf 624,000, jede zu 500 Livres; sie fanden nicht allein Abnehmer, sondern wurden eifrig gesucht. Die Prinzen von Geblüt, die vornehmsten Herren des Hofes betheiligten sich. Daß der Unternehmer der Bank und Begründer der Compagnie, John Law, nachdem er die Religion gewechselt hatte, die Stelle eines Generalcontroleurs der Finanzen erhielt, schien eine neue Sicherheit darzubieten; Jedermann glaubte dadurch nicht allein seines Capitals und der Zinsen desselben sicher zu sein, sondern sich auf einen glänzenden Gewinn Rechnung machen zu dürfen. Dazu kamen die Künste der Börse, zu welcher die Bank die Mittel bot, Rückkauf der Actien um hohen

[1] Dutot: Reflexions sur le commerce et les finances, bei Daire: Economistes 911.

Preis,[1] Käufe auf Zeit, ebenfalls in der Vorausſetzung fortgeſetzten Steigens, welche dann realiſirt wurden, Wahrſcheinlichkeitsberechnungen und Zuſagen großer Dividenden, vornehmlich aber ein anderes Moment, das aus der Entwickelung der ganzen Operation nach ihrer urſprünglichen Abſicht hervorging.

Die Compagnie machte dem Staate ein Darlehen von 1200 Millionen, zu einem ungewöhnlich geringen Zinsfuß und ſetzte ihn dadurch in Stand, zur Abzahlung der um vieles höher zu verzinſenden alten Schulden zu ſchreiten. Davon wurde alles betroffen, Corporationen wie Privatleute, die Einheimiſchen und beſonders empfindlich die Ausländer. Noch immer hatten die Genueſen, welche die Anleihegeſchäfte im Großen zuerſt in Frankreich in Gang gebracht hatten, einen ſehr bedeutenden Antheil an dem dortigen Schuldenweſen, und nirgends ſchienen die Capitalien ſicherer zu ſtehen; jetzt wurden ſie ihnen gekündigt und zurück gezahlt. Sie in baarem Geld aus Frankreich wegzuführen, war durch geſchärfte Verbote der Metallausfuhr faſt unmöglich; die franzöſiſchen Papiere in andern Ländern verwerthen zu wollen, machte die Hälfte der Summe verlieren; dagegen ſtellten ſich die Miſſiſippi-Actien, die immer zunehmende Vortheile verhießen, als ſehr geeignet zu neuen Geldanlagen dar. Die bedächtigen Genueſen zögerten einen

[1] Lorenzo Tiepolo, Ritrovandosi padrone di tanta summa d'oro dello stato, incominciò promovere con calore il suo Missisippi, con far ricomprare sotto mano le azioni, che di già haveva vendute della compagnia. Poco si volle, ch' esse montassero a 200 pr. 100. Daß das Wort Agioteurs damals in die franzöſiſche Sprache gekommen ſei, iſt nicht ganz richtig. Ich finde es ſchon in dem Schreiben von Eliſabeth Charlotte, 1711, 18. Jan. Sie ſagt, es käme von den billets de monnaye, früher habe man nichts davon gewußt.

Augenblick, aber was ſollten ſie thun? Sie entſchloſſen ſich endlich, dieß Mittel zu ergreifen.[1] Holländer und Engländer folgten ihrem Beiſpiele. Alle benachbarten Länder wurden in die Bewegung des franzöſiſchen Geldmarktes gezogen.

Indem nun aber die durch die Compagnie ausgezahlten Capitalien wieder in die Actien derſelben zurückſtrömten, mußte deren Preis in gleichem Maße ſteigen. Unerhörte Gewinnſte, welche Einzelne gemacht hatten, reizten die Geldgier aller Anderen an. Die Actien erreichten in einigen Monaten das Zehnfache, Zwanzigfache ihres urſprünglichen Betrages.

Auch Bankbillets hatte Law in großen Maſſen ausgegeben; man berechnet ſie zu mehr als dritthalb Milliarden Livres. Seine Meinung war, daß in einem wohlgeordneten Gemeinweſen nur der Fürſt im Beſitz von Gold und Silber zu ſein brauche: für die Privatperſonen genüge der Beſitz von Bankſcheinen: die Bank ſei gleichſam das commercielle Herz des Königreichs, dahin müſſe alles Vermögen zuſammenſtrömen und von da wieder zurückfließen: höchſtens für den untergeordneten kleinen Verkehr ſei der Gebrauch des baaren Geldes zu geſtatten. Auf ſeinen Antrieb ward ein Edict erlaſſen, durch welches der Beſitz von Gold und Silber in größerer Summe als zu fünfhundert Franken als Staatsverbrechen bezeichnet und mit der Strafe der Confiscation bedroht wurde.[2]

Wie in ſo vielen andern, miſchte ſich auch in dieſer Angelegenheit Wahres und Falſches. Niemand konnte in Abrede ſtellen, daß Law über das in der Natur der Sache gegründete

[1] Ottieri VII, 373. quantunque duri et restii in principio.

[2] Pour dire le vrai: le roi seul doit avoir aujourdhui l'espèce; les particuliers ne se doivent les uns aux autres que des billets de banque. Lettre II, 614.

Verhältniß der Werthe und der Tauschmittel Wahrnehmungen in sich trug, welche einer künftigen Zeit vorleuchten sollten; aber wenn man bisher das Geld zu hoch angeschlagen, so schätzte er es offenbar zu gering; er war ein Enthusiast seiner Theorie. Und unläugbar ist es doch, daß dabei zugleich Zwecke, die außerhalb des eigentlichen Geschäftes lagen, ins Auge gefaßt wurden, vor allen die Abzahlung der Staatsschulden; aber überdieß hatte der Regent gleichsam freie Hand in die Cassen; er hat das Geld zuweilen zu überaus nützlichen und wohlthätigen Zwecken, wie für das Hôtel Dieu, das allgemeine Hospital, aber zuweilen auch für seine Ausschweifungen und Wollüste verwendet. Reich zu werden und zu genießen war das allgemeine Losungswort. Solche Zeiten treten dann und wann ein, wo eine einzige Leidenschaft die Geister mit dämonischer Gewalt verblendet. Die Straße Quincampoix in Paris, wo die Geschäfte gemacht wurden, war der Schauplatz wilden Schwindels und verächtlicher Begierden.[1]

Erheben wir uns aber einen Augenblick über das Treiben des Geldmarktes zu den allgemeinen Interessen. Wir wollen nicht fragen, ob nicht die Theilnahme eines zahlreichen Publikums an den Erträgen der Auflage und den großen commerciellen Unternehmungen, ob nicht das plötzliche Glück ungeheurer Gewinnste die Bande der hergebrachten Unterordnung aufzulösen beitrug. Zunächst trat ein politisches Moment von unmittelbarer Bedeutung hervor. Wie viele persönlich vortheilhafte, für die Gesammtheit drückende Berechtigungen im französischen Staate waren aus dem Kaufe der Stellen, d. i.

[1] Histoire du système des finances sous la minorité etc., ein Buch, welches die wichtigsten Actenstücke mittheilt, aber damit romanhafte Erzählungen von schlechtester Gewähr verwebt.

aus einem Darlehen, deſſen Zinſen durch den Ertrag der Gefälle des Amtes gebildet wurden, hervorgegangen. Schon oft hatte ſich der Gedanke geregt, die Capitalien zurückzuzahlen und die Nation aller ihrer Laſten zu erledigen. Noch niemals hatte man die Mittel dazu gehabt, wie eben jetzt, da der momentane Erfolg des Syſtems eine unermeßliche Geldkraft in den Händen der Regierung vereinigte. Wie dann, wenn man ſie dazu anwendete? Der Regent hatte in ſeiner Stellung noch einen beſonderen Anlaß, der ihm den Gedanken nahe legte.

Wohl war er von den Formen der Alleinherrſchaft zu der beſchränkenden Aufſtellung berathender Collegien übergegangen. Er hatte das Parlament wieder in den Beſitz ſeiner außer Uebung gekommenen Gerechtſame geſetzt. Daß ihm principiell daran gelegen geweſen wäre, iſt nicht zu denken: er that es, weil es ihm bequem und nützlich war. Wenn es ihm aber unbequem wurde, konnte er nicht auf das Gegentheil zurückkommen?

Die Parlamente meinten unentbehrlich zu ſein, ſie glaubten, wie in den Zeiten der Fronde, das engliſche Parlament zu ihrem Vorbild nehmen zu dürfen, und machten ähnliche Anſprüche. Gerade in den Dingen, die dem Regenten beſonders am Herzen lagen, z. B. eben in Bezug auf das finanzielle Syſtem, widerſetzten ſie ſich ihm, und erweckten damit ſeinen Widerwillen. Da hat ſich in ihm die Abſicht geregt, den Vortheil des Augenblicks zu benutzen. Ihre Unabhängigkeit von der Regierung beruhte doch eben nur auf dem Rechte des Privateigenthums, denn durch Geldzahlungen waren die Stellen erkauft oder erblich geworden. Wie dann, wenn man ihnen den Kaufpreis ihrer Aemter in dem Papier,

das jetzt Geltung im Lande hatte, zurückzahlte, wie so viele Staatsgläubiger bezahlt wurden. Die Regierung hätte sich berechtigt gehalten, nach Zurückzahlung des Geldes den Besitzern ihre Stellen zu nehmen und eine andere Einrichtung nach ihrem Gutdünken zu treffen. Sie würde diese Einsprache auf immer aufgehoben und der obersten Gewalt eine Ausdehnung gegeben haben, wie sie Ludwig XIV. nie besessen hatte. Denn an das rechtsbewahrende Institut, an seine Unabhängigkeit schlossen sich alle andern Gerechtsame an.

In diesem Sinne hat Montesquieu den schottischen Bankhalter als einen der größten Beförderer des Despotismus bezeichnet, welcher je gelebt habe. Man versichert, das Edict habe bereits vorgelegen, durch das die Mitglieder der Parlamente, nach Rückzahlung des Preises ihrer Chargen, derselben entsetzt werden sollten. Ihrer ganzen Verfassung wäre ein Ende gemacht worden. Man hätte kleinere, von aller politischen Befugniß ausgeschlossene, auf bei weitem engere Bezirke beschränkte Gerichtshöfe an Stelle der Parlamente eingeführt. [1]

Bemerken wir hiebei, wie sich die Tendenzen des Regenten in gewaltsamen Schwankungen von einem Aeußersten auf das andere werfen. Wie Ludwig XIV. konnte und wollte er nicht regieren. Aber von den beschränkenden Formen, die er anfangs annimmt, wendet er sich, sobald sie ihm unbequem werden, zu autokratischer Willkür zurück. Da er aber auch

[1] Journal de Dorsanne, II, 37. On apprit (Nov. 1720) que M. le Duc d'Orleans étoit resolu de reduire le parlement à un très petit nombre, que M. le Duc et Law sollicitoient cette reduction et même l'anéantissement total du parlement — que M. de Blamont fournissoit les mémoires et les expédients dans l'espérance, qu'on le feroit premier président du nouveau parlement.

dieſen zur Ausführung zu bringen weder im Stande, noch zuletzt mit Entſchiedenheit geſonnen iſt, ſo entſtehen zweifelhafte Zuſtände voll von innerem Widerſtreit.

Die Parlamente gehen in ihrer geſetzlichen Oppoſition ſo weit ſie können; die Regierung weiſt ſie dann in feierlichen Gerichtsſitzungen in ihre Schranken. Ludwig XIV. hatte das Aufſehen ſolcher Scenen ein halbes Jahrhundert hindurch vermieden: dem Regenten war es genehm: er befand ſich wohl in der Aufregung und Unordnung, aus der er immer neue Auswege fand.

Dieſe Fluctuationen von Vorſtellungen, Throngerichten, Verweiſungen, theilweiſer Unterwerfung und Verzeihung, wurden gleichſam eine Nothwendigkeit des franzöſiſchen Staates und ſeine vornehmſte Lebensform.

Nicht lange jedoch ſollte die Möglichkeit einer ſo durchgreifenden Umwandlung des Staates in der Hand des Regenten bleiben: das Syſtem fiel eben ſo raſch, als es emporgekommen war.

An ſich leuchtet ein, daß Law das Maß des Credites in Bezug auf deſſen Grundlage, das er ſelbſt, und zwar ohne Zweifel viel zu hoch, angegeben, noch bei weitem überſchritten hatte. Das baare Geld ward zuweilen zu Zahlungen an das Ausland gebraucht, um Bedingungen des letzten Friedens zu erfüllen. Das niedergelegte Metall ſtand mit dem Bedarf des Marktes, den der natürliche Lauf der Dinge erzeugen mußte, in keinem Verhältniß. Und noch bei weitem mehr hatte der Credit der Actien der Compagnie den Werth der Hypothek hinter ſich gelaſſen, auf den ſie gebaut war. Wie hätte dieß den des Geldverkehrs kundigen Genueſen und andern hieran betheiligten Ausländern, die von dem Schwindel

der Franzoſen nicht ſo leicht ergriffen wurden, entgehen können? [1]

Ein ſolcher Contraſt zwiſchen dem Credit der Actien und dem Preiſe jedes andern Werthes, namentlich des Metallgeldes, trat ein, daß die Regierung, wahrſcheinlich auch Law ſelbſt für nothwendig hielt, einen Weg anzubahnen, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen; im Mai 1720 erſchien ein Edict, durch welches der Preis der Actien nach und nach auf den Nominalwerth zurückgeführt und die Annahme der Bankbillets an den öffentlichen Caſſen auf eine beſtimmte Zeit beſchränkt werden ſollte. [2] Aber das vermeinte Rettungsmittel gereichte zum Verderben. Ein allgemeiner Schrecken ergriff hierüber die Inhaber der Papiere. Man hatte ſein Privatglück auf feſtem Boden anzuſiedeln gemeint und fühlte dieſen plötzlich unter ſeinen Füßen ſchwanken. Daß der Regent, durch das allgemeine Geſchrei und die Vorſtellungen der vornehmſten Männer veranlaßt, ſein Edict nach wenigen Tagen widerrief, konnte das Vertrauen nicht herſtellen. Jedermann ſuchte ſich des Papiers zu entledigen, das keine Sicherheit darbot, und es mit allgemein anerkannten, von den Beſtimmungen der Regierung unabhängigen Werthen zu vertauſchen. Mit derſelben fieberhaften Aufregung, mit welcher man bisher in Hoffnung des Gewinnes nach den Actien geſtrebt hatte, wetteiferte man jetzt in ſteigender Ausſicht des Verluſtes, ſich

[1] Lorenzo Tiepolo ſpricht ſeine Verwunderung aus, che come a niuno sia caduto in pensiero per motivo di buona prudenza e di giusta cautela cercare donde il Laws havesse tenuto fondo, per sostenere in un piede si alto le sue azioni.

[2] Melon: Essai sur le commerce. La banque ne pouvait pas être épuisée de billets, mais elle fut bientôt épuisée d'argent, que ces billets allaient chercher.

ihrer zu entäußern. Noch rechnete man auf die Zahlungsfähigkeit der Bank, aber dieſe gab ſelbſt zu erkennen, daß ſie bei weitem nicht im Beſitz ſolcher Baarſchaften ſei, wie man bei ihr vorausſetzte. Im Juli 1720 erklärte ſie, daß ſie zunächſt nur noch ihre kleinſten Scheine, bis zu 10 Livres, realiſiren werde; aber auch dieſe ſtrömten in ſolcher Menge heran, daß ſie in Kurzem unfähig wurde, den Begehr zu erfüllen. Um ſo heftiger ward derſelbe; das kleine Bedürfniß der Einen miſchte ſich mit der Geldbegier der Andern; in dem Andringen der Menſchenmaſſen kam es zu Unglücksfällen und tumultuariſchen Bewegungen, die nun nothwendig eine Richtung gegen Diejenigen nahmen, in welchen man die Urheber, und zwar die böswilligen, ſo vieler Täuſchungen und Verluſte erblickte. Nur mit Mühe entging Law der Wuth der Menge; eines Tages hat ſich dieſe auch gegen den Regenten gewendet; man hat die Leichen der in dem Gedränge Erſtickten nach ſeiner Reſidenz im Palais Royal geſchleppt; er würde ſich nicht haben behaupten können, wenn etwa ein Prinz von Geblüt herzhaft genug geweſen wäre, ſich an die Spitze der Mißvergnügten zu ſtellen; leicht würde dieſer das Parlament auf ſeine Seite gebracht und dieſes alsdann die Volljährigkeit des Königs ausgeſprochen, den Regenten zur Rechenſchaft gezogen haben.[1]

Unternehmungen dieſer Art und ähnliche Kataſtrophen derſelben waren damals in Europa nicht ſelten.

So hatte vor Kurzem in Schweden ein durch die Gnade ſeines Fürſten zu unbedingter Autorität erhobener Miniſter, Görz, in kupfernen Münzzeichen, welche den geſammten Werth des ſchwediſchen Vermögens repräſentiren ſollten, das Mittel gefunden, eine Flotte in See zu ſchicken. Man vermuthete,

[1] Vgl. Briefe von Eliſabeth Charlotte an die Raugräfin, S. 468.

daß Law von dieſem Vorgang ſein Muſter hergenommen habe, und ohne Zweifel wurde wieder durch deſſen anfängliche Erfolge die Südſeecompagnie in England angeregt, die einen ähnlichen Schwindel hervorrief und zu ähnlichen Verluſten führte. Doch war die Verwickelung in Frankreich die umfaſſendſte, weil hier die Compagnie zugleich die öffentlichen Einkünfte verwaltete und mit der Bank in ſolidariſche Verbindung getreten war, während die ſchwediſche Bank ſich von jenen Geſchäften fern hielt und die engliſche noch im rechten Augenblick ſich davon zurückzog.

Görz hat das Unglück ſeiner Verwaltung mit dem Leben büßen müſſen; die Güter der Direction der Südſeecompagnie ſind eingezogen worden; nur durch die Flucht hat ſich deren einflußreichſtes Mitglied gerettet. Das war auch das Schickſal Laws. Schwankend hielt er ſich noch eine Zeit lang; unter Mitwirkung noch anderer Feindſeligkeiten mußte er endlich Frankreich verlaſſen; der von ihm daſelbſt erworbene Beſitz, anſehnlich genug, um Neid und Haß zu erwecken, ward bei der allgemeinen Liquidation, welche nunmehr erfolgte, in Anſpruch genommen.

Der Regent übertrug dieſe den geſchickteſten Finanzmännern der alten Schule, den Brüdern Paris, die wegen ihres Widerſpruchs gegen Law exilirt worden waren und nun zurückgerufen wurden. Im Louvre ſelbſt, in den alten Gemächern der Königin Anna, trat die Commiſſion zuſammen, um die Verification der in Umlauf geſetzten Papiere und die Abſchätzung des ihnen nach der Art ihrer Erwerbung zukommenden Werthes vorzunehmen.[1] Das Staatsvermögen ging doch

[1] Luchet: Histoire de Messieurs Paris; ein Buch, bei dem der handſchriftliche Nachlaß dieſes Hauſes zu Grunde gelegt worden iſt, ſo daß es

mit einer um eine sehr ansehnliche Summe verminderten Schuld aus den Verwirrungen hervor. Fremde Beobachter meinten, daß das ganze Unternehmen zu diesem Zweck berechnet gewesen sein möge. Wenn unzählige Einzelne in Verlust gerathen seien, was liege dem Staate daran, da der Eine gewinne, was der Andere verliere. [1]

Drittes Capitel.

Emporkommen und Stellung des Cardinal Dubois.

Ein französischer Minister der Zeit, d'Argenson, sagt einmal: es gebe in Frankreich nur zwei Ministerien von wesentlicher Bedeutung, die Verwaltung der Finanzen und die der auswärtigen Angelegenheiten. Wir haben gesehen, wohin unter dem Regenten die eine führte; fassen wir nun die andere ins Auge.

Sein ganzes Leben hindurch hat diesem Fürsten sein Lehrer, Abbé Dubois, zugleich als vertrauter Rathgeber zur Seite gestanden. Es war ein Südfranzose, von literarischer und wissenschaftlicher Bildung, in seiner Erscheinung cynisch und brutal; unaufhörlich hörte man ihn blasphemische Flüche ausstoßen; Elisabeth Charlotte versichert, es gehe kein wahres Wort aus seinem Munde. Eben von ihren Feinden, Effiat

einiges Gute enthält; etwas mehr Sinn für die Geschäftsführung des Finanzwesens würde es aber bei weitem fruchtbarer gemacht haben. Vgl. Histoire du visa I. 69.

[1] Tiepelo: La corte, che rifletteva respetto alla corona essere riustica l'esecutione del progetto di massima utilità et che, quello che s'era a molti levato negli altri essendosi trasferito, sussisteva nel complesso del regno lo stesso vigore di prima.

und dem Chevalier de Lorraine, war er in seine Stelle befördert worden: von dem Strudel ihrer Ausschweifungen, denen er seinen Zögling hätte entziehen sollen, ließ er sich selbst fortreißen. Aber dabei entwickelte er einen vielseitigen, scharfen, zum Ziel treffenden Verstand; und sehr wohl berechnet war seine persönliche Politik. Gleich bei seinem Eintritt in das Haus faßte er die Hoffnung und Absicht, durch enges Anschließen an dasselbe sich selbst emporzuschwingen. Er hatte die eigenthümliche Form des Ehrgeizes, der, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sein Glück auf die Nummer eines Andern setzt; in dem Interesse des Hauses Orleans, dem des Herzogs, seines Zöglings, sah er sein eigenes.

Der Friede von Utrecht, auf welchem die besondern Ansprüche der Orleans beruhten, war noch nicht von allen Betheiligten angenommen und durch die Reaction gegen die Torys, die in Folge der Thronbesteigung Georgs I. in England eintrat, wieder zweifelhaft geworden, als der Herzog von Orleans die Regentschaft erlangte. Und deren Besitz selbst erfuhr noch mancherlei Anfechtungen. Der König von Spanien, der sein Recht daran nicht aufgab, fand bei allen denen, die durch das Verfahren des Regenten beleidigt wurden, den Legitimirten, dem niedern Adel, der vor den Ducs und Pairs nicht zurückweichen wollte, den Anhängern der Bulle Unigenitus, und selbst dem Volke, welches in der ihm abgezwungenen Verzichtleistung ein Unrecht sah, das ihm geschehen sei, Anklang und Unterstützung; er gewann selbst in den Conseils und den Parlamenten, welche sich von der Eigenmacht des Regenten verletzt fühlten, Freunde und Anhänger.

Da faßte nun Dubois, der im auswärtigen Amt eine Stelle als Staatsrath bekommen hatte, den Plan, allem

Schwanken durch eine Verbindung zwiſchen Georg I. und dem Regenten ein Ende zu machen. Er knüpfte die erſten Unterhandlungen an, hatte dann im Haag, wohin er ſich unter dem Vorwand, ſeltenen Büchern nachzuſpüren, begab, mit Stanhope, in Hannover mit König Georg ſelbſt eine Zuſammenkunft, und brachte es, obwohl es anfangs ganz ausdrücklich verweigert worden iſt,[1] zuletzt doch zu einer Beſtätigung der Utrechter Verträge. Das Zugeſtändniß, zu welchem dagegen der Regent ſich verſtehen mußte, war die Entfernung des Prätendenten aus Frankreich und das Aufgeben jener Hafenbauten zu Mardyk, durch welche Dünkirchen hätte erſetzt werden können. Auf dieſen Grund kam das dreifache Bündniß zwiſchen Frankreich, England und Holland zu Stande, das dann durch den Beitritt von Oeſterreich in eine Quadrupelallianz verwandelt wurde. Wie verließ man damit vollends die letzten Anhaltspunkte der alten Politik Ludwigs XIV. Für Dubois lag die Hauptſache eben in der Beſtätigung des Friedens von Utrecht, und dadurch der gegenſeitigen Verzichtleiſtungen, auf denen die Anſprüche des Herzogs von Orleans beruhten. Man werde ihm, ſagt er einmal, die Abſicht zuſchreiben, die eventuellen Rechte deſſelben auf die franzöſiſche Krone zu ſichern; er räume das ein, aber ein Verbrechen könne man ihm nicht daraus machen, am wenigſten ihm vorwerfen, daß er ſich von England habe betrügen laſſen; von ihm komme der Antrag her. Er rechnet ſich zur Ehre,

[1] In den Unterhandlungen mit Dubois ſagt Stanhope wörtlich: Le roi mon maitre ne se departira de la resolution, qu'il a prise, de ne point s'exposer à conclure avec votre cour une alliance où les traités d'Utrecht soient rappelés. Sevelinges: Mémoires et Correspondance du Dubois I, 201.

daß er die Antipathien Stanhope's und des Königs gegen die Bestätigung des Friedens beseitigt habe. Von jeher haben Diplomaten, die von seiner Unterhandlung nähere Kunde genommen, die Geschicklichkeit derselben und die leichte angemessene Fassung seiner Berichte bewundert. Bei Beurtheilung der Streitfragen zwischen der spanischen Linie des Hauses Bourbon und dem Hause Orleans, die von Zeit zu Zeit wieder auftauchen, wird man bei den Tractaten von Utrecht nicht stehen bleiben können, sondern auf die Stipulationen dieser Bündnisse, des dreifachen und des vierfachen, durch welche die Verzichtleistungen erneuerte Kraft bekamen, zurückkommen müssen. Philipp V. erhob sich noch einmal mit den Waffen dagegen, wurde aber durch die Unfälle des Krieges und die große europäische Combination genöthigt, ihnen beizutreten. Erst dann ist zwischen Oesterreich und der spanischen Linie des Hauses Bourbon, über deren entgegengesetzte Ansprüche der große Krieg geführt worden war, die Uebereinkunft getroffen worden, welche denselben wahrhaft beendigte. [1]

Dubois war insofern der Fortsetzer von Bolingbroke; indem er aber für die Ruhe von Europa und die Ansprüche des Hauses Orleans sorgte, verschaffte er zugleich seinem Fürsten einen festen Standpunkt zur Leitung der inneren Angelegenheiten, und gewann einen solchen für sein eignes Emporkommen.

[1] Lorenzo Tiepolo: Relatione di Francia 1723. Diceva Milord Stonop (Stanhope) che nel trattato d'Utrecht era rimasto un vacuo, il qual conveniva di riempire; questa essere la pace tra l'imperatore et la Spagna, che nè allora, nè da poi erasi potuto concludere. Considerava, che le rinonzie del re catolico alla corona di Francia erano il fondamento di quella pace e dell' equilibrio di Europa, riputava poi la reconciliazione di questi principi la maggiore validità delle rinuncie stesse.

Der Regent konnte ohne Mühe die Partei zersprengen, die sich zu Gunsten des Königs von Spanien gebildet hatte. Den Parlamenten ward in einem Throngericht, wo sie keinen Widerspruch erheben durften, ihre alte Unterordnung wieder eingeschärft. Er ließ die Conseils unbeschäftigt, welche sich seiner Politik anzuschließen zögerten, und stellte das Regiment der Staatssecretäre wieder her. Einer von diesen war Dubois selbst, er übernahm die auswärtigen Angelegenheiten. Die Engländer wünschten ihm und sich Glück dazu, denn nun werde Niemand mehr die Freundschaft zwischen den beiden Fürsten, den beiden Ländern stören; der Lärm der Gegner werde sich anhören, wie das Toben der Winde hinter den starken Dämmen eines Hafens. [1]

In einer ausführlichen Geschichte der Regentschaft würde man das gegenseitige Ineinandergreifen aller dieser Interessen in jedem Momente darstellen müssen. Man würde auch hier Law's zu gedenken haben, der fast noch eine altschottische Abneigung gegen England gehegt zu haben scheint. Nachdem er eine Zeitlang in gutem Vernehmen mit Stanhope gestanden, hatte er sich mit demselben wieder entzweit und erklärte sich gegen das von Dubois eingeleitete enge Bündniß mit England. Zu den übrigen Motiven der Entfernung Laws kam der Einfluß von Dubois hinzu: Stanhope bezeichnet dieselbe als einen gemeinschaftlichen guten Erfolg.

Aber auch auf die geistlichen Angelegenheiten, so ferne sie zu liegen scheinen, wirkte diese Vereinbarung zurück.

Um gegen mögliche Wechselfälle gesichert zu sein, wünschte Dubois hohe geistliche Würden zu erlangen, namentlich sich

[1] Crags à Dubois 19. Sept. 1718 bei Sevelinges I, 244.

mit dem nicht allein Rang verleihenden, ſondern auch Schutz gewährenden römiſchen Purpur zu bekleiden. Die Engländer ſtimmten ihm auch hierin bei; denn je höher er ſteige, je ſicherer er ſich fühle, um ſo größere Dienſte werde er leiſten können. Es geſchah auf die Empfehlung Georgs I., daß der Regent dem Abbé das Erzbisthum Cambray und die Denomination der franzöſiſchen Krone zum Cardinalat bewilligte; auch Kaiſer Carl VI. ward bewogen, ihn in dieſem Geſuch zu unterſtützen. Die perſönliche Stellung des Gründers der Quadrupelallianz erſchien als eine allgemeine Angelegenheit der Alliirten.

Man begreift es, wenn der römiſche Stuhl Bedenken trug, dieſem Geſuch ſofort zu willfahren; Dubois erkannte, daß er den Einwendungen, die gegen ſeine Erhebung gemacht wurden, durch ein namhaftes kirchliches Verdienſt begegnen müſſe; welches größere aber hätte es geben können, als wenn es ihm gelang, den janſeniſtiſchen Streit beizulegen? Ein Schisma ſchien damals faſt unvermeidlich zu ſein; in Folge eines drohenden Breve hatte Noailles im Frühjahr 1719 ein Mandement erlaſſen, welches den offenen Bruch in Ausſicht ſtellte. Dubois wendete nun ſein ganzes Talent und ſeine Thätigkeit auf dieſe Sache. Er hat es ſich immer zugeſchrieben, daß nicht allein das Schisma verhindert, ſondern eine vorläufige Vereinbarung zu Stande gebracht wurde.[1] Er ſtellte eine Lehrformel auf, welche Erläuterungen der Bulle enthielt,

[1] In einer Eingabe an den Regenten rühmt er „l'usage, quil a su faire des lumières et du zèle des prélats les plus eclairés et les plus distingués pour concilier les premiers pasteurs sur les points, qui appartiennent à la foi ou qui interessent les maximes du royaume.“

die Noailles und ſeine Anhänger allenfalls befriedigten, zumal da ihnen nicht angemuthet wurde, das erwähnte Mandement und die Appellation zu widerrufen. Die vornehmſten Anhänger der Bulle, welche faſt noch größere Schwierigkeiten erhoben als ihre bisherigen Gegner, wurden erinnert, ſich nicht als Feinde des Regenten, ja ſogar als die einzigen, die er habe, zu erweiſen.[1] Hierauf billigten ſie eine Declaration, nach welcher die Bulle angenommen ſein, aber auch die Appellation ungehindert bleiben ſollte; das Parlament, das dadurch erſt von allen Gefahren, die über ihm ſchwebten, befreit wurde, trug ſie in ſeine Bücher ein, um ſeinen Frieden mit dem Regenten zu machen.

Noch andere Mittel hat Dubois in Rom in Bewegung geſetzt, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen; doch waren dies die wichtigſten: hohe politiſche Protection und kirchliches Verdienſt. Nach langem hartnäckigen Andringen von der einen, kunſtvollem Annähern und Wiederausweichen von der andern Seite, wurde Dubois im Juli 1721 zum Cardinal erhoben.

Was Ludwig XIV. nie geſtatten wollte, daß ein Cardinal im Conſeil Sitz und Stimme hätte, geſchah jetzt ohne Schwierigkeit. Dubois nahm darin ſeinen Platz unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt: die neue Würde hinderte ihn nicht, ſein Staatsſecretariat nach wie vor zu verwalten.

Er dachte ſogleich noch auf einen anderen Erfolg. Nachdem Spanien ſich den europäiſchen Combinationen unterwerfen müſſen, deren Reſultat die Macht des Regenten und ſeines

[1] Dubois ſagt in einem ſeiner Briefe: que l'intention du roi, de M. le regent et la sienne étoit que personne ne fut inquieté comme appellant mais seulement comme réappellant. Die Declaration vom Aug. 1720 ſolle gehalten werden. (Dorsanne I, 150.)

Miniſters war, ließen dieſe es ſich angelegen ſein, wieder in ein gutes Verhältniß mit dieſer Krone zu treten. Es gelang ihnen durch die ſtrenge katholiſche Stellung, die ſie jetzt in Bezug auf die Bulle einnahmen: der Beichtvater König Philipps ward dadurch beruhigt, und nach ſo hartem Hader ſogleich eine neue Familienverbindung zu Stande gebracht. Wie hätte ihnen nicht daran liegen ſollen, den Widerſpruch der ſpaniſchen Linie zu beſeitigen, der auf Frankreich jeden Augenblick zurückwirken konnte. Ueberdieß aber hatten ſie noch einen beſonderen Vortheil im Auge. Wohl konnte es als eine Befriedigung Philipps V. erſcheinen, wenn eine Vermählung ſeiner erſt vierjährigen Tochter mit dem kräftig aufwachſenden jungen König von Frankreich verabredet wurde. Jedoch, wer ſah nicht, daß man damit deſſen Vermählung um eine ganze Reihe von Jahren länger hinausſchob, als es an ſich nothwendig geweſen wäre? Eben ſo viel länger aber blieb dann dem Herzog von Orleans oder deſſen Sohne die bevorzugte Stellung eines präſumtiven Thronfolgers vorbehalten. Ueberdieß wurde die Tochter des Regenten mit dem Prinzen von Aſturien verlobt und hatte die nächſte Ausſicht, Königin von Spanien zu werden.

Was aber das Haus Orleans förderte, war damals auch der engliſchen Politik genehm. Dubois war — man kann daran kaum zweifeln — durch eine Penſion an England gebunden. Als er es rathſam fand, ſich zum erſten Miniſter erheben zu laſſen, ward er auch hiebei von dem engliſchen Geſchäftsträger, Ritter Schaub, unterſtützt; denn ein Antrieb von der Fremde her ſcheint für den Regenten, ich weiß nicht ob nur erwünſcht oder auch nothwendig geweſen zu ſein.

Dubois vereinigte die einander am meiſten entgegengeſetzten

Elemente der Welt, die Protection von Spanien und von England; er ſtand zugleich mit Georg I. und dem Prätendenten in Verbindung; an ihn ſchloſſen ſich die Anhänger und die Gegner der Bulle Unigenitus an: er war durch und durch orleaniſtiſch, ohne doch mit dem König zu zerfallen. Die Abſichten ſeines perſönlichen Ehrgeizes waren jetzt erreicht. Der Hauslehrer Abbé nahm in Staat, Kirche und der europäiſchen Politik eine vorwaltende Stellung ein.

Und ſehr ernſtlich dachte er es mit der Ausübung ſeiner oberſten Autorität zu nehmen. Die auswärtigen Angelegenheiten, wie er ſagt, die Seele der Geſchäfte, behielt er ſich ſelber vor; von den übrigen Miniſtern aber verlangte er, daß ſie mit ihm arbeiten ſollten, jeder von ihnen habe ſich in ſeinem beſtimmten Kreiſe zu bewegen, er dagegen Alles zu umfaſſen. Er ſtellte die Meinung auf, die Autorität eines erſten Miniſters ſei der des Fürſten in allen Dingen gleich, nur daß ſie von dieſem ſelbſt abhange.[1] Als ihn kurz darauf die franzöſiſche Akademie zu ihrem Mitglied wählte, bemerkte er, er wolle dem Stifter derſelben, Richelieu, dadurch eine Lobrede halten, daß er ihn nachahme.

Die Verabredungen mit Spanien dienten ihm zum Anlaß, den Hof nach Verſailles zurückzuführen. Denn Philipp V. wünſchte, daß ſein künftiger Schwiegerſohn einen Jeſuiten

[1] Deux mémoires dressés par ordre de Mr. le Cl. du Bois sur les fonctions de sa charge du premier ministre Biblioth. imp. MS. Boulier 165. Ich bemerkte darin folgende Stelle: Quoique l'autorité du premier et principal ministre soit dependante de la volonté du prince, cette autorité ne parait cependant avoir des bornes en soi; elle semble au contraire être la même que celle du prince, dont le premier ministre est l'organe pour toutes ses affaires.

zum Beichtvater habe, was in Paris durch den noch nicht wieder mit dem Orden versöhnten Erzbischof Noailles Schwierigkeiten finden könne, nicht aber in Versailles, bei der Nähe von St. Cyr, das zum Bisthum Chartres gehört. Niemand zweifelte jedoch, daß dabei noch andere Rücksichten obwalteten. Dubois wollte den jungen König und vielleicht auch den Herzog selbst den nicht zu berechnenden noch zu beherrschenden Einwirkungen entziehen, welche in der Hauptstadt auf sie ausgeübt werden konnten. Und in Versailles wurde dann vollends Alles entfernt, was die Einheit der Gewalt hätte unterbrechen können. Der alte Marschall Villeroy, der die Erziehung des Königs leitete, aber einige Unzufriedenheit über die Dinge, die in dessen Namen geschahen, kundgab, ward unter dem Vorwand, daß er im Zusammenhang mit den Gegnern der Regierung stehe, auf seinen Landsitz, und von da noch in weitere Entfernung verwiesen.

Im Februar 1723 trat Ludwig XV. in das Lebensalter, in dem er nach französischen Gesetzen als volljährig betrachtet werden durfte. Man säumte nicht, die Ceremonie seiner Salbung mit aller herkömmlichen Pracht zu vollziehen. Weit entfernt, daß diese Anerkennung der höchsten Gewalt in der Person des Königs dem Minister geschadet hätte: sie überhob ihn vielmehr noch der Rücksichten, an welche eine Regentschaft immer gebunden war, und verschaffte ihm vollkommen freie Hand.

Die Versammlung des Clerus erkor Dubois zu ihrem Präsidenten und ward nicht müde seine Verdienste um die Kirche zu preisen; in Meudon sammelte er alles um sich, was an dem Hofe bedeutend war; auch im großen Publikum verschaffte ihm sein Talent und die Strenge, die er zeigte,

eine gewiſſe Achtung;[1] noch meinte er eine lange Zukunft vor ſich zu haben; die wahre Thätigkeit der Regierung, durch die er ſich eine Stelle neben Richelieu zu erwerben gedachte, ſollte erſt beginnen; aber ſchon war er am Ziel ſeiner Laufbahn: ein Uebel, das eine Folge früherer Ausſchweifungen geweſen zu ſein ſcheint, oder vielmehr der Verſuch, es durch eine Operation zu heben, machte ſeinem Leben plötzlich ein Ende.

Die miniſterielle Macht war zuweit entwickelt, als daß ſie der Herzog von Orleans in andere Hände hätte übergehen laſſen mögen; er übernahm ſie ſelbſt und man erzählt, der junge König, den er liebte und eigentlich höher ſchätzte als den eignen Sohn, habe ihm, wenn er mit ſeinem Portefeuille zum Vortrag kam, mit Vergnügen zugehört. Aber nur kurze Zeit überdauerte er Dubois. Er war in Geſellſchaft einer Dame, die für ſeine Buhlerin galt und die ihm damals durch anregendes Geſpräch und Lektüre die Zeit zu kürzen pflegte; eines Tages, noch im Zug der Unterhaltung, indem er ſich vom Stuhle erhob, um zum König zu gehen, ſank er zuſammen und war nicht mehr. Ein apoplektiſcher Schlag, wie ſie in dieſem Hauſe ſo häufig vorkommen, hatte auch ihn betroffen (7. Dec. 1723). Die Dame verfiel in Wahnſinn; das Volk ſah einen Fauſt in ihm, deſſen Pakt mit dem Böſen in dieſer Stunde abgelaufen ſei.

Niemals wird man dieſes Lehrers und dieſes Schülers vergeſſen. Das Leben des erſten war ein langes ehrgeiziges, aber an eine fremde Sache geknüpftes Emporſtreben; das des zweiten war ein anhaltender Rauſch, von Studien und

[1] Barbier Journal I, 132. C'est un homme de beaucoup d'esprit et qui parait se présenter de bonne grace, pour faire punir les coquins de tous états.

intenſivem geiſtigen Leben dann und wann unterbrochen. Sie ſahen den Zweck des Daſeins in den vorliegenden Erfolgen und Genüſſen, der Verbindung von Orgien und Geiſt, Geld und Macht; — glänzende Erſcheinungen, von unendlicher Fähigkeit, durchgreifender Thatkraft, aber vom Schmutz und Schaumgeſpritze des Laſters befleckt. Ihre Unſittlichkeit diente ihrer Intelligenz gleichſam zur Folie. Sie haben die Erſchütterungen von obenher begonnen, die in Frankreich kaum jemals wieder aufgehört haben.

Viertes Capitel.

Der Herzog von Bourbon-Condé.

Wie es überhaupt zur Politik des Regenten gehörte mit den Prinzen von Geblüt gut zu ſtehen, deren Anſehen dem ſeinen zu Hülfe kam, ſo hatte er den vornehmſten von ihnen, den Urenkel des großen Condé, Ludwig Heinrich, Herzog von Bourbon, gewöhnlich Monſieur le Duc genannt, beſonders hervorgezogen. Dieſer war einer der vornehmſten Beſchützer Law's, der größte Gegner der Legitimirten, und ſchloß ſich lange Zeit den in der Regierung vorherrſchenden Geſichtspunkten vollkommen an. Allmählich aber regte ſich doch auch in ihm das Blut ſeiner Mutter, welche ſich einſt geſchmeichelt hatte, Frankreich unter dem erſten Dauphin und durch ihn zu beherrſchen; er ließ bemerken, daß er die einſeitige und ſelbſtſüchtige Politik des Hauſes Orleans und die raſche Erhebung des Abbé Dubois, ſo wie manche Regierungshandlung, unter andern die Entfernung Villeroy's mißbillige; eine Anzahl

gleichgeſinnter Männer ſah in ihm ihren Führer; die Frau, der er leidenſchaftlich ergeben war, Marquiſe von Prye, hielt ſeine einmal erwachte Ehrbegier im Zuge. Dazu entſchloß er ſich nicht, dem Regenten offen entgegen zu treten; aber er gefiel ſich in einer Stellung, die ihm das möglich zu machen ſchien. Obwohl an ſich nicht dazu geneigt, hielt er ſich doch immer in der Nähe des Königs auf, denn ſein jüngerer Bruder Clermont war der einzige Menſch, dem der König Beweiſe von Zuneigung gab, woraus auch für ihn ſelbſt eine enge Beziehung, nicht ohne Einfluß entſprang.[1] Von Seiten der Orleans dachte man ernſtlich daran, dem zu begegnen, und wie ſich überhaupt in der königlichen Familie die Befeindungen und Zerwürfniſſe fortſpannen, welche die letzten Jahre Ludwigs XIV. beunruhigt hatten, ſo näherte ſich der Regent bereits wieder den Maines, deren Feind er bisher geweſen war: von der geiſtvollen Unterhaltung der gebildeten Herzogin erwartete er eine ihm vortheilhafte Einwirkung auf den jungen König — als jener plötzliche Todesfall ihn wegraffte. Eben der Herzog von Bourbon trat alsdann als ſein Nachfolger auf: er ward ohne Zeitverluſt, doch, wie man ſieht, nicht ganz unvorbereiteterweiſe mit dem oberſten Miniſterium betraut.

Eine noch anomalere Stellung aber, als der Regent gehabt, nahm der Herzog ein. Die geſammte Staatsgewalt kam nicht allein abermals an einen Prinzen von Geblüt; ſondern der, welcher ſie erlangte, gehörte der Linie an, die nur die

[1] Lorenzo Tiepolo: un solo affetto del proprio animo ha la Maesta Sua reso manifesto nella partialità dimostrata et che perseverava di palesare verso il C. di Clermont, fratello de duca di Borbone.

zweite im Range war. Die erſte nunmehr ausgeſchloſſene, welche ihre ergebenſten Anhänger ſogleich entfernt und ſchlecht behandelt ſah, vereinigte ſich unter der Wittwe des Regenten, natürlichen Tochter Ludwigs XIV., mit anderen Unzufriedenen, vor Allen den Maines; ſie bildeten eine Gegenpartei am Hofe. Eine Zeitlang erwieſen die Häupter der Familien einander noch einige Rückſicht. Der junge Herzog von Chartres, Ludwig, nunmehr Herzog von Orleans, empfing eine ſeinem Rang als präſumtiver Thronerbe angemeſſene Ausſtattung, und es war von ſeiner Vermählung mit einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Condé die Rede; aber er forderte dafür Bedingungen, welche die Condés, wie man damals geſagt hat, zehnmal zu hoch fanden;[1] als er dann eine andere Vermählung, mit einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Baden-Baden, einging, ohne mit dem Herzog von Bourbon auch nur darüber Rückſprache zu nehmen, konnte das gute Verhältniß zwiſchen ihnen nicht wieder hergeſtellt werden.

Es war in der Ordnung der Dinge in Frankreich, wenn nun der Herzog von Bourbon der Staatsgewalt eine Richtung zu Ungunſten der Orleans gab, vor allem ſie eine Stufe weiter vom Throne zu entfernen ſuchte. Ich weiß nicht, ob er die mannichfaltigen Verwickelungen ermaß, in die er durch dies Vorhaben gerathen ſollte.

Denn nur durch eine baldige Befeſtigung der Thronfolge in der regierenden Linie ließ es ſich erreichen, und dieſe war nur dann möglich, wenn die zwiſchen Ludwig XV. und einer Tochter Philipps V. getroffene Eheberedung aufgehoben wurde. Hierdurch aber mußte das kaum wieder hergeſtellte gute Verhältniß zu Spanien aufs neue geſtört werden. Ohnehin

[1] Mémoires de Villars III, 186.

ſtanden die Höfe von Spanien und Oeſterreich ſo eben in einer geheimen Unterhandlung über eine engere politiſche Vereinigung. Beiden fiel das merkantile Uebergewicht von England unerträglich, und ſie wollten daſſelbe mit gemeinſchaftlicher Anſtrengung brechen. Gegen Frankreich war, wenigſtens von ſpaniſcher Seite, die Abſicht anfangs nicht gerichtet. In der Inſtruction des vornehmſten Bevollmächtigten wird vielmehr gegen die Allianz nicht allein wider Proteſtanten und Türken, wie ſie Spanien vorſchlug, ſondern eine allgemeine wider alle Mächte, wie man ſie in Wien erwartete, die Einwendung gemacht, daß ſich der König von Spanien unter keinen Umſtänden verpflichten könne, Frankreich anzugreifen.[1] Die Anhänger der Politik Ludwigs XIV. ſahen in der Verbindung der beiden Höfe eine erwünſchte Gelegenheit, ein drittes Haus Bourbon zur Herrſchaft über Deutſchland und Italien zu gründen. — Lag es aber nicht am Tage, daß dieſe Allianz, wenn die franzöſiſche Staatsgewalt dazu ſchritt, jene Verabredungen aufzulöſen, eine für ſie widerwärtige und bedrohende Wendung nehmen mußte?

Der Herzog von Bourbon durch einen Krankheitsanfall des Königs noch beſonders darauf aufmerkſam gemacht, wie ſehr ſeine Stellung von dem Fortbeſtehen der regierenden Linie des königlichen Hauſes abhange, entſchloß ſich dennoch dazu. Er hatte dabei die öffentliche Stimme auf ſeiner Seite. Die Nation verdammte die Abſichten, die man in dem Haus Orleans vorausſetzte, man war ungeduldig, den König, ſo jung er auch noch war, vermählt zu ſehen. Alles billigte die

[1] Die Inſtruction für Riperta 22. Nov. 1724 enthält die precisa esclusion de hacer yo la guerra en ningun caso. Bei Cantillo, Tratados de paz. I, 216.

Zurückſendung der Infantin, obgleich man ſie ſchon als Königin begrüßt hatte.

Wenn nun aber für den König eine neue Gemahlin geſucht werden ſollte, ſo wurden die Prinzeſſinnen von Modena und von Lothringen, von denen zunächſt hätte die Rede ſein können, dadurch ausgeſchloſſen, daß ſie der Verwandtſchaft des Hauſes Orleans angehörten. Die Wahl fiel auf eine Tochter des aus Polen verjagten Königs Stanislaus Leßczynski, der ohne allen Zuſammenhang mit franzöſiſchen Factionen und doch durch ſein Anrecht an den polniſchen Thron nicht ganz ohne politiſche Bedeutung war. Von einer Königin, welche ihr Emporkommen dem Hauſe Bourbon-Condé zu verdanken habe, erwartete man nicht ohne Grund, daß ſie ihren Einfluß zu deſſen Gunſten verwenden werde. [1]

So mächtig griffen da noch einmal die Prinzen von Geblüt in die franzöſiſchen Angelegenheiten ein, daß ſie nach ihrem beſonderen Intereſſe Königinnen beriefen, zurückſchickten, andere an deren Stelle erkoren: ihre Entzweiungen bildeten ein Moment der europäiſchen Geſchichte. Zunächſt erfolgte, daß das angebahnte Verſtändniß zwiſchen Spanien und Oeſterreich nun wirklich eine entſchiedene Richtung gegen Frankreich in ſich aufnahm. [2] In der Aufwallung, welche die erfahrene Beleidigung in Spanien hervorbrachte, traten dort die Sympathien mit Frankreich in den Hintergrund; Philipp V. hatte

[1] Lorenzo Tiepolo ſagt ſchon 1723: Li popoli mal volentieri vedono tanto oltre prolongate le speranze della real successione, ne hanno lasciato di censurare gli oggetti del Duca Regente nel stabilire un matrimonio di cosi remota executione.

[2] Aus dem Tagebuche von Villars ſieht man, daß die ſpaniſchen Geſandten im Anfang des März 1725 Verdacht ſchöpften, und dann noch auf förmliche Verlobung der Infantin drangen. (Mém. III, 106)

keinen Scrupel mehr, die Aussicht eines Krieges gegen diese Macht, wie sie damals war, ins Auge zu fassen: sein Sinn war dann, daß ihr alle ihre Eroberungen seit den Zeiten Richelieu's, Elsaß mit Straßburg, die freie Grafschaft und die niederländischen Grenzbezirke wieder entrissen, Lothringen in seine alte Unabhängigkeit hergestellt, Spanien wieder in Besitz von Roussillon, Bretagne, Niedernavarra gesetzt werden sollte. Was die unter dem Haus Habsburg vereinigte spanisch-österreichische Macht durch Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. verloren hatte, sollte ihr wieder zurückgegeben, ein spanisch-bourbonischer Prinz dereinst Erbe von Oesterreich und römischer König werden.

Diese Verabredungen und Pläne wurden nicht in ihrem ganzen Umfang bekannt, allein schon die Allianz zwischen zwei großen Monarchien, deren Absonderung von einander das Resultat der letzten Kriege gewesen war, erweckte eine allgemeine Bewegung. Am französischen Hofe fand man es unverantwortlich, daß ein Fürst, der durch die Anstrengungen der Franzosen auf seinen Thron gesetzt worden war, sich mit den Feinden derselben vereinige; und auch Portugal, das den Franzosen seine Existenz verdanke, diesem Beispiel folge. Wohl hatte Frankreich davon nicht gerade viel zu besorgen, denn an England hatte es einen natürlichen Verbündeten; und die Absicht, einen fremden Prinzen im deutschen Reiche einzuführen, verschaffte ihm die Freundschaft von Preußen: — Beziehungen, die in dem Bündniß von Hannover ihren Ausdruck fanden — aber die allgemeinen Angelegenheiten nahmen damit doch eine sehr weitaussehende unwillkommene Gestalt an. Der drohende Krieg war an sich ein Uebel; zumal in einem Augenblick der noch andauernden finanziellen Erschöpfung.

Auch in dem Innern liebte dieſe Regierung entſchiedene Maßregeln; ſie hat die gehäſſigſten Geſetze gegen die Proteſtanten erlaſſen, die jemals ergangen ſind: Rückſicht zu nehmen lag nicht in ihrem Charakter. Zur Herſtellung der Finanzen ergriff ſie an ſich ſehr drückende Mittel.[1] Unter andern hat ſie die faſt in Vergeſſenheit gerathenen Gefälle des Joyeux avenement hervorgezogen: hohe und niedere Beamte, Stände und Städte, die Handwerker in den Zünften, die Gaſtgeber mußten die Beſtätigung ihrer Gerechtſame von dem neuen Fürſten erkaufen. An die Stelle der Pacht der Einkünfte unternahm ſie, eine Regie zu ſetzen, was ein großes Mißbehagen bei den Geldinhabern, welche ſich bei den Pachten zu betheiligen pflegten, hervorrief und einen Ausfall in den Einnahmen zur Folge hatte. Nun aber waren für den Fall, daß der Krieg zum Ausbruch käme, neue Hülfsquellen erforderlich. Um ſolche zu eröffnen, oder, wenn der Krieg noch vermieden würde, durch Abzahlung eines Theils der Schulden freie Hand zu gewinnen,[2] faßte die Regierung den Gedanken, eine allgemeine Grundſteuer, zu 2 Procent des Ertrags — was man den Cinquantième nannte — einzuführen. Der gemeine Mann, ſo wurde geſagt, ſei ſchon mit Laſten überbürdet und kümmere ſich wenig um die Rente; man müſſe den großen Grundbeſitz herbeiziehen, dem überdieß aus dem durch die Rückzahlungen der Capitalien zu erwartenden leichten Geldumlauf Vortheil erwachſen werde; man führte dafür das Beiſpiel der Republik Holland an.

[1] Lemontey II, 209.

[2] Wie in dem Conſeil geſagt wurde: il serviroit, s'il n'y avait pas de guerre, à payer les anciennes dettes et à commencer de liberer le royaume. Villars III, 216.

Es leuchtet ein, wie ſehr man damit gegen die Privilegien des Adels und des Clerus, denn die, wiewohl nicht von Anfang angekündigte, Abſicht war es, auch dieſen der neuen Steuer zu unterwerfen, in Widerſtreit gerieth; aber gerade dahin ging der Sinn der Regierung des Herzogs von Bourbon. Er hielt ſich für ſtark genug, die franzöſiſche Verfaſſung in dieſer Hinſicht zu modificiren und zugleich eine regelmäßig fortſchreitende Schuldentilgung anzubahnen, welche für die Zukunft Verlegenheiten erſparen könnte.

Schon im Conſeil fand das Edikt wegen der üblen Nachrede, die es dem Herzog erwecken könne, Widerſpruch; doch ward es mit Stimmenmehrheit angenommen. Die Entwickelung der königlichen Machtvollkommenheit in einem Throngericht gehörte dazu, um es in dem Pariſer Parlament durchzubringen, wo es jedoch auch dann an Erinnerungen an die alten Freiheiten und Rechte nicht fehlte. Und wenn die Oppoſition hier erſtickt wurde, ſo warf ſie ſich in die Provincialparlamente, welche über den hohen Betrag der Steuer, während die Beſitzer doch ſchon von der Taille indirect betroffen würden, und hauptſächlich über die Vermiſchung des Adels und der Geiſtlichkeit mit dem Volke und die Nichtachtung ihrer Vorrechte bittere Beſchwerde erhoben.

Die lauteſten Klagen ließ der Clerus, der eben eine ſeiner regelmäßigen Verſammlungen hielt, erſchallen. In weitläuftigen Ausführungen,[1] in denen er von Carlmann, dem Oheim Carls des Großen, ausging und bis auf Ludwig XIV. herabſtieg, wies er nach, daß er nie eine Auflage ohne ſeine Einwilligung getragen, und auch bei der Einbringung derſelben keine fremde

[1] Remontrances du clergé de France. 2. Sept. 1725. Procès verbaux L. VII.

Einmischung geduldet habe; diese Rechte würde er nicht aufgeben können, ohne seine Pflichten zu verletzen: er forderte den jungen König bei dem Eidschwur, den er bei seiner Krönung geleistet hatte, auf, es dabei zu lassen.

Alle Vorstellungen aber mußten vergeblich sein, da sie nichts weiter als Rechte zur Sprache brachten, die man eben nicht mehr anzuerkennen im Voraus entschlossen war.

Und noch in ein anderes Zerwürfniß gerieth der Herzog mit dieser Versammlung des Clerus. Sie verlangte, daß die Bulle Unigenitus zum Gesetz des Staates und der Kirche erklärt würde. Der Herzog fürchtete damit eine Störung des innern Friedens zu veranlassen und verbot die Publication des Schreibens, in welchem dieses Verlangen geäußert worden war.

Hierauf wurde die Versammlung mit allen Zeichen der Ungnade entlassen;[1] aber nur wenig schien sie das zu kümmern; sie antwortete in heftigen Invectiven, und ihre Beschwerden machten um so größeren Eindruck bei der Menge, da eine empfindliche Theurung der ersten Lebensbedürfnisse, die man der Regierung zur Last legte, und der schlechte Ruf der nächsten Umgebung des Herzogs, namentlich der Marquise de Prye, die man für fähig hielt, das allgemeine Unglück zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten, ohnehin Murren und Mißvergnügen hervorriefen.

Indem aber dergestalt alle inneren und äußeren Verhältnisse in Gährung geriethen, war der Herzog seiner Stelle im Cabinet noch nicht eigentlich Meister. Wenn er mit dem

[1] Villars versichert, daß sich der Clerus wegen des Cinquantième nach Rom gewandt habe; er hat es aus den Depeschen von Polignac; es erhellt nicht, warum Lemontey das in Abrede stellt.

König arbeitete, war deſſen Lehrer, Hercule de Fleury, Biſchof von Frejus, zugegen, und dieſer übte auf die Ertheilung der königlichen Gnaden überwiegenden Einfluß aus. Im December 1725 ſuchte ſich der Herzog dieſer unbequemen Aufſicht zu entledigen; er ſah den König eines Tages bei der Königin, die denſelben gebeten hatte, zu ihr zu kommen, ohne den Biſchof. Aber ſchon war Ludwig XV. gegen die Regierungsweiſe des Herzogs eingenommen: den Biſchof, der ſich ſogleich vom Hofe entfernt hatte, konnte und wollte er nicht entbehren; ſeiner Gemahlin nahm er ſehr übel, daß ſie ſich in dieſe Dinge hatte ziehen laſſen und zeigte ihr eine merkliche Kälte.[1] Nach einigen Monaten, im Juni 1726, erhielt der Herzog plötzlich die Weiſung, den Hof zu verlaſſen, in einer gebieteriſchen Form, die ihn faſt noch mehr kränkte, als die Sache ſelbſt.

Der Herzog hat ſeinen Sturz ſpäter faſt nicht ſo ſehr dem Biſchof, als den Rückwirkungen der geiſtlichen Angelegenheiten zugeſchrieben.[2] Seiner Verwaltung fehlte es nicht an Unternehmungsgeiſt, noch an bedeutenden Geſichtspunkten; in dem allgemeinen Gang der franzöſiſchen Geſchichte darf man ſie nicht ganz überſehen; aber auch der Herzog von Bourbon vermiſchte mit den öffentlichen ſeine perſönlichen Intereſſen: er ward geſtürzt, ehe er ſeine Stellung vollkommen in Beſitz genommen hatte.

[1] Villars bemerkte ihr: qu'avant de montrer quelques idées qui n'etaient pas tout-à-fait celles du roi, il falloit bien le persuader, qu'elle n'avoit d'autre desir que de lui plaire.

[2] Nach Dorſanne hat er in ſeinem Exil geſagt: Je ne serais pas a Chantilly ni lui (Fleury) en place, si j'avais terminé l'affaire du Cardinal de Noailles.

Fünftes Capitel.

Cardinal Fleury.

Als Dubois den Cardinalshut empfing, machte er das bischöfliche Kreuz, mit dem er geschmückt war, dem Bischof von Frejus zum Geschenke, mit der Bemerkung: es bringe Glück. Fleury besaß, wie er, das unbedingte Vertrauen seines Zöglings — für den einen und den andern bildete es die Grundlage ihres Emporkommens zu der höchsten Stelle —: Aber Fleury hatte es auf eine ganz andere Weise erworben. Er erzählte oft, bei ihm beruhe es lediglich darauf, daß er dem jungen Fürsten allezeit die Wahrheit gesagt habe, selbst wenn sie unangenehm war. [1]

Wahrscheinlich hätte er die Verwaltung gleich nach dem Tode des Regenten in die Hand nehmen können; aber er hielt nicht für rathsam, einem Prinzen von Geblüt, der damals vielen Ruf genoß, entgegenzutreten; nachdem dieser aber ein allgemeines Widerstreben und eine fast bedenkliche Gährung veranlaßt hatte, schien es ihm sogar nothwendig. Man traute ihm zu, daß ihn Liebe zum König und zu dem Lande noch mehr dazu bewogen habe, als Ambition und Eigenliebe. [2]

Die wichtigste allgemeine Veränderung, die hiermit eintrat, bestand in der Zurücksetzung der Prinzen von Geblüt, die seit Ludwig XIV. eine so große Rolle gespielt hatten. Fleury wollte weder die Prinzen selbst noch die Legitimirten an der Regierung Theil nehmen lassen: nur als Privatleute,

[1] Lettre de Van Hoey 98.

[2] So drückt sich Richelieu in einem Bericht an Polignac aus: Mémoires du duc de Richelieu IV, 105.

mit einem höheren Rang ſollten ſie leben. Aber auch Niemand ſonſt hätte ſich perſönlichen Einfluß zu gewinnen ſchmeicheln dürfen. Die Miniſter, die Königin ſelbſt bekamen eine ſchriftliche Weiſung, zu thun, was ihnen Fleury ſagen würde. Der Biſchof, der bald Cardinal wurde, arbeitete allein mit dem König; in Kurzem hätte Niemand gewagt, ohne ſeine Bewilligung dem König von Geſchäften zu ſprechen. Für Ludwig XV. lag eine Befriedigung des monarchiſchen Selbſtgefühls darin, daß ſein Lehrer, ſein älteſter Vertrauter, den man einſt aus ſeiner Nähe hatte verbannen wollen, nun an ſeiner Seite den Staat verwaltete. Er wußte, daß weder von dem Intereſſe der Orleans, noch von dem der Condé's weiter die Rede ſein werde, ſondern nur von dem des Königs.[1]

Fleury vollendete eben ſein dreiundſiebzigſtes Lebensjahr: er hatte den größten Theil der Regierung Ludwigs XIV. mit vollem Bewußtſein durchlebt; dieſem Fürſten verdankte er das Verhältniß, durch das er emporgekommen war; die unbedingte Autorität, mit welcher derſelbe das Innere leitete, und ſeine Macht und Weltſtellung ſchwebten ihm als ein Ideal der franzöſiſchen Krone vor: er wollte die unter dem Prinzen verlaſſene Regierungsweiſe dieſes Fürſten wieder herſtellen.

Manche durch ihre geſchickte Führung berühmte Staatsorganiſationen, die Republik Venedig, der Hof zu Rom, unterſchieden ſich dadurch, daß ſie nur alte Männer von gereifteſter Erfahrung an das Ruder der Geſchäfte ſtellten. Außerordentlich war, daß nun auch in dem militäriſchen, ewig bewegten Frankreich ein ſolcher Mann an die Spitze trat.

[1] Aluiſe Mocenigo, Relatione di Francia 1733: Era riuscito a persuadere il re, che sempre il suo trono non aveva avuto maggiori nemici che principi di sangue.

Fleury hatte ſich die Cultur ſeines Jahrhunderts angeeignet; er war Mitglied der drei Akademien, er kannte die Schulen, die Provinzen, die Hauptſtadt und den Hof; er wußte ſich mit Leichtigkeit in den Formen der neuen Geſellſchaft zu bewegen. Er hielt ſeine Augen offen, um die Menſchen auch im Einzelnen richtig zu beurtheilen, ſich von Niemand täuſchen, wo möglich auch Niemand unentbehrlich werden zu laſſen. Zu gut würdigte er die Kraft der Elemente, welche die Welt zuſammenſetzen, um mit ihnen einen directen Kampf zu wagen. Seine Feinheit war nicht frei von Furchtſamkeit: verbunden mit Weltkenntniß, erſcheinen dieſe Eigenſchaften als Klugheit und Umſicht. Dem Blendenden ſo wie dem Gewaltſamen von Natur abhold, hielt er ſich auch aus Grundſatz an das Solide, Vernünftige, Gemäßigte, durch das alte Herkommen Bewährte.

Faſt ſeine erſte Handlung iſt, daß er jene Auflage, durch welche der Herzog von Bourbon die beiden höhern Stände beleidigt hatte, fallen ließ; er erkannte die Lehre des Clerus von der Beſtimmung der geiſtlichen Güter zum Dienſte Gottes und die Unverletzbarkeit ſeiner Immunitäten ausdrücklich an. Aber darum neigte er ſich doch mit nichten dem ariſtokratiſchen Syſteme zu, welches St. Simon immer aufs neue empfahl; die Finanzmänner blieben unter ihm ſo mächtig, wie ſie jemals geweſen waren.

Indem Fleury die Regie wieder abſtellte und auf die Verpachtung der Einkünfte zurückkam, verſchaffte er ſich nicht allein größere Erträge, auf die er mit voller Sicherheit rechnen konnte, ſondern er trat auch mit den Geldbeſitzern wieder in beſſere Beziehungen. Er trug die Sparſamkeit und Ordnung ſeines Privathaushaltes in die öffentlichen Geſchäfte über. Allmählich kam wieder Ruhe in die ſeit ſo lange von

heftigen Schwankungen ergriffene Finanzverwaltung. Fleury hat ſich das Verdienſt erworben, den ſo häufig wiederholten Münzveränderungen ein Ende zu machen: der Preis der Metalle iſt unter ihm auf eine Weiſe fixirt worden, wie er ſich nachher gehalten hat. Die Brüder Paris, welche anfangs verwieſen wurden, kehrten zurück und leiſteten dem Cardinal gute Dienſte; Paris Duvernoy, der dritte von ihnen, wurde bei jeder bedeutenden Operation zu Rath gezogen. An eine Löſung der tiefer liegenden Fragen trat Fleury nicht heran: manche Entwürfe ſind ihm vorgelegt worden, er hat ſie eine Zeitlang erwogen, aber dann wieder zurückgelegt: denn er trug Scheu, von den gewohnten Pfaden abzuweichen: ihm genügte, daß das Gleichgewicht zwiſchen Ausgabe und Einnahme allmählich wenigſtens ſo hergeſtellt wurde, daß man ohne Beſorgniß und unaufhörliche Erſchütterung von Tag zu Tag leben konnte. [1]

In Kurzem fiel es auf, wie raſch ſich unter ſeiner friedlichen Verwaltung der Handel in Frankreich aufnahm. Ueberall fand man die Kaufmannſchaften und Corporationen vereinigt, geehrt und begünſtigt. [2] Die franzöſiſche Induſtrie, welche den Geſchmack der Orientalen beſſer traf, als die engliſche, beherrſchte die Märkte der Levante. In allen Häfen der Türkei war ihr Verkehr der überwiegende, und Fremde berechneten mit Eiferſucht, wie viel baares Geld allein aus Conſtantinopel nach Frankreich gehe. So rivaliſirten die

[1] Aluiſe Mocenigo: Posso ben assicurare che di tutti gli altri potentati e governi non potrebbesi assegnarsene uno solo in Europa il quale oggidi si trovasse a miglior conditione nella sua economia.

[2] Mocenigo. Il commercio in oggi fiorisce molto in Francia, da che i mercanti vi sono prediletti favoriti et onorati ancora.

Producte der franzöſiſchen Colonien in Weſtindien auf das glücklichſte mit denen der engliſchen: Isle de France und Isle de Bourbon kamen in den Stand einen ſelbſtändigen Handel mit Europa und mit Oſtindien zu treiben. Die indiſche Compagnie, die einſt von Law gegründet worden war und ſich bei dem Sturze des Syſtems durch die Fürſorge der großen Herren, die dabei betheiligt waren, allein erhalten hatte, blühte mehr, als je eine andre Compagnie vor ihr; ſie war eigentlich ein Inſtitut des Staates und ſtand unter dem Miniſterium, das ihr dafür ſeine beſondere Sorgfalt zuwandte. [1]

Von allen innern Fragen die ſchwierigſte war die dogmatiſche über die Bulle Unigenitus.

Hauptſächlich durch perſönliche Einflüſſe gelang es, den Erzbiſchof Noailles zu beſtimmen, daß er endlich ſeinen Widerſpruch gegen dieſelbe aufgab. Vor allem: es war ihm höchſt empfindlich, daß er ſich in der Mitte der Corporation des Clerus wie ein Abgefallener behandelt ſah. Aber es gehörte auch dazu, daß Papſt Benedict XIII. und der Cardinal ſich über die dogmatiſche Streitfrage ſo mild wie möglich erklärten. Fleury räumte ein, daß unter den in der Bulle verworfenen Sätzen manche ſeien, die man jeden für ſich behaupten könne; er behauptete nur: im Zuſammenhang ſeien ſie verdammlich. Genug, dem Erzbiſchof ward es möglich gemacht, die Bulle zu acceptiren, ohne daß es ihn eine allzugroße

[1] Im Jahr 1727 bemerkte Francisco Gritti, Relatione di Constantinopoli, die Vorzüge der franzöſiſchen Manufactur: la leggerezza in colori assai vaghi e quasi inimitabili, il prezzo assai discreto. — E forza d'accordare, che il commercio Francese sia il piu dilatato nelli stati Ottomanni, continuo e numerosissimo essendo in tutti porti d'esso il consumo et il traghetto dei vasalli et altri bastimenti di quella corona.

Selbſtverläugnung gekoſtet hätte. Es iſt recht eigen franzöſiſch, daß auch eine Dame, die Marechale de Grammont, eine Verwandte des Hauſes, auf ſeinen letzten Entſchluß, der im Frühjahr 1729 gefaßt wurde, einwirkte.

Und da nun Fleury dem Clerus von Anfang an ſein Wort gegeben hatte, die Würde des Bisthums und die kirchlichen Geſetze aufrecht zu erhalten, ſo ſäumte er nicht, im März 1730 eine Declaration, durch welche die einfache Annahme der Bulle den Geiſtlichen zur Pflicht gemacht wurde, ins Parlament zu bringen. In einem feierlichen Throngericht ſetzte er ihre Regiſtrirung durch, ſo daß die Bulle Unigenitus fortan als ein bindendes Geſetz für die Geiſtlichen angeſehen werden ſollte.

Von dem Interdict des Erzbiſchofs frei, traten die Jeſuiten wieder mit aller Macht ihrer Wirkſamkeit auf; ſie nahmen ſofort alle Kanzeln zu Paris ein und fanden aufs neue ehrerbietiges Gehör. Ihre Partei behielt den Sieg und wendete alle Mittel der Strenge wider ihre Gegner an. Wer ſich der Bulle zu unterwerfen verweigerte, ward als ſtraffällig betrachtet. Wie viele Pfarrer ſind verjagt, zur Gefangenſchaft verurtheilt worden; wie manchen Biſchof hat man von den geiſtlichen und ſelbſt von den politiſchen Verſammlungen ausgeſchloſſen. Auf das härteſte wurden die Univerſitäten betroffen: aus der Sorbonne hat man 100 Doctoren entfernt.

Zu ſo gewaltſamen Schritten bot Fleury die Hand; ein Irrthum wäre es jedoch, zu glauben, daß die Verfolgung keine Grenze gehabt habe. Mitten in Paris fanden die janſeniſtiſchen Meinungen ein Aſyl.

In dem großen Hoſpital, das auf Anlaß Bellievre's geſtiftet und von Ludwig XIV. glänzend und großartig ausgeſtattet

war — man zählte um jene Zeit bei 10,000 darin verpflegte Arme, denn hauptsächlich ein Armenhaus war es — bedurfte es eines wohlgeordneten geistlichen Dienstes, welchen 22 Priester unter der Direction eines Rectors und eine Congregation barmherziger Schwestern unter einer Priorin versahen. Die Verwaltung stand unter dem Parlament und einer Anzahl von Administratoren aus vornehmen und begüterten Häusern, welche zur Erhaltung des Instituts fortwährend beisteuerten. Hier nun fanden die Jansenisten Aufnahme, hauptsächlich mehrere aus den Provinzen vor der Verfolgung ihrer Bischöfe geflüchtete Pfarrer; die Priorin galt für entschieden jansenistisch. Fleury ward aufgefordert, der Secte diese ihre letzte Zuflucht, die eine Art von Portroyal sei, zu entreißen; der päpstliche Nuntius selbst drang darauf; Fleury jedoch versagte seine Mitwirkung. Bei der Population in Paris war eine Verfolgung der Protestanten immer populär gewesen, die Verfolgung der Jansenisten war es nie; auch deßhalb, weil die Pfarrer sich für die eine, niemals für die andere aussprachen: Fleury wünschte keinen populären Widerstand aufzuwecken. Aber überdieß gab er zu bedenken, daß das Institut auf Privatwohlthätigkeit beruhe und durch allzustrenges Eingreifen in seinem Bestand gefährdet werden könne. [1]

[1] Ich entnehme dieß aus der Relatione dell Abbate Cecchett sopra gli affari correnti fra il clero e il parlamento 1753. Scoperta la mala dottrina che regnava nello spedale, per la destra e zelante sagacità dell abbatte Gallian, — avvertitone il nunzio d'allora ed eccitato a procurare la remozione degli appellanti, — questo ne fece pressanti instanze al Cle Fleury, ma il Cardinale sempre constante nelle sua massima (che i potenti rimedii potessero più tosto inasprire la malattia che risanarla) rispose che non era cosa da tentarsi.

Ueberhaupt liebte er nicht, bis zu den Extremen fortzuſchreiten. Seine Maxime war, daß ſtarke Heilmittel ein Uebel leichter verſchlimmern, als heben.

Und noch weniger durfte man vorausſetzen, daß der Friede innerhalb des Clerus auch den Frieden im Lande hervorgebracht hätte. Nicht mehr über das Edict ſelbſt, aber über die Art, es durchzuführen, kam es zwiſchen dem Parlament und dem Clerus zu neuem Hader. Das Parlament glaubte, kraft ſeiner jurisdictionellen Rechte, die verfolgten Pfarrer in Schutz nehmen zu können; der Clerus beſtritt ihm dieſe Ausdehnung ſeiner Jurisdiction. Die beiden Corporationen begegnen ſich aufs neue auf dieſem Gebiet, wo die Grenzen der Gewalten niemals genau geſchieden worden waren: man bekämpfte einander mit Arrets und Mandements; die Advocaten, die eine eigenthümliche Genoſſenſchaft zu bilden anfingen, nahmen Partei für das Parlament, dem ſie angehörten. Die Regierung ihrerſeits war mehr auf Seiten des Clerus; ſie verhing ſtrenge Maßregeln gegen die Widerſtrebenden im Einzelnen und im Ganzen; aber hierdurch wurde ſie ſelbſt in Streit mit dem Parlament verwickelt. Zuweilen nahm derſelbe eine ſehr ernſte Geſtalt an. Es kam ſo weit, daß die Mitglieder des Parlaments ihre Abdankung in Maſſe eingaben; man ſah ſie den Palaſt in feierlichem Zuge verlaſſen, was doch auf die Pariſer Bevölkerung, die ja mit ihnen einverſtanden war, einen nicht geringen Eindruck hervorbrachte;[1] dagegen faßte dann die Regierung den Entſchluß, die Gerechtſame des Parlaments zu beſchränken und beſtrafte die Proteſtation mit zahlreichen Verweiſungen. Hieraus aber entſprangen

[1] Une marche, ſagt Barbier I, 131, qui avait quelque chose d'auguste qui saisissait.

wieder so große Unordnungen, daß sich Fleury zuletzt bewogen fand, die Declaration, welche jene Beschränkungen enthielt, nicht zwar in aller Form, aber doch dem Wesen nach zurückzunehmen: sie vertagte ihre Ausführung auf unbestimmte Zeit.

Denn das Parlament war nicht allein sehr angesehen und hatte das Volk auf seiner Seite, es verfocht auch Principien, welche die Regierung nicht fallen lassen durfte. Durch ein Wort des Königs selbst soll es ermuthigt worden sein, aufs neue die unmittelbar bindende Kraft der geistlichen Satzungen für die bürgerliche Regierung zu verwerfen; um diese Standarte der königlichen Rechte vereinigten sich auch die Prinzen und die Herren, weil sonst die Geistlichen sich ausschließend an Rom halten und von der Autorität des Königs vollkommen lossagen würden.[1] Im Jahr 1733 hat die Grand'-chambre unter der Mitwirkung des Kanzlers, also der Regierung selbst, eine Erklärung bekannt gemacht, in welcher sie noch einmal auf die Propositionen des Jahres 1682 zurückkam.

Was bei König Ludwig XIV. Verschiedenheit der politischen Richtung in verschiedenen Epochen seiner Regierung gewesen war, wurde bei Cardinal Fleury System der Verwaltung. Er schloß sich auf das engste an Rom an, denn er wollte Frieden mit der Curie haben, und gehörte selbst zur Geistlichkeit; aber darüber mit den weltlichen Corporationen des Reiches zu zerfallen oder überhaupt die innere Ruhe zu gefährden, war doch nicht seine Meinung; bis zu den äußersten Consequenzen ging er niemals fort. Sein Absehen

[1] Man vertheidigte les intérêts du roi, que l'ordre épiscopal, soutenu par la cour de Rome voudrait troubler en rendant les ecclésiastiques independants de l'autorité royale. Barbier, Journal I, 385.

war aber nicht etwa dahin gerichtet, zwischen den Parteien das Gleichgewicht zu halten und durch Gerechtigkeit zu herrschen: er schlug sich vielmehr entschieden auf die eine Seite, hielt es aber nicht für angemessen, es mit der andern zu verderben, oder sie gar durch unerträglichen Druck zur Empörung zu reizen.

Auch so verschaffte er sich einen Gehorsam, der demjenigen gleichgeachtet wurde, welchen Ludwig XIV. gefunden hatte. [1]

Und auf ähnliche Weise behandelte er die allgemeinen europäischen Angelegenheiten.

Zuvörderst säumte er nicht, sich dem spanischen Hofe wieder zu nähern. Der französische Gesandte, vor dem König von Spanien sein Knie senkend, bat ihn wegen der ihm durch das letzte Ministerium zugefügten Beleidigung um Verzeihung; Philipp V. stellte ihn hierauf seiner Gemahlin vor, die in einem Nebenzimmer bei einer weiblichen Arbeit saß, mit der Bitte, in dem König von Frankreich wieder seinen Neffen sehen zu wollen. Nach einiger Zeit ward ein Verhältniß des Einverständnisses zwischen Frankreich und Spanien hergestellt.

Hiedurch fühlte sich Fleury nicht gehindert, ein ähnliches gutes Vernehmen mit England aufrecht zu erhalten, wo ein ebenfalls von Natur friedlicher Minister alles vermied, was das gegenseitige Vertrauen stören konnte. Der englischen Nation selbst war wegen ihres Handels viel daran gelegen.

Englands sicher und mit Spanien einverstanden, konnte der Cardinal um so mehr eine feste Haltung gegen Oesterreich nehmen. Er ersah einen Augenblick, wo er sogar noch

[1] Venier 1740: Con la placidezza e mille dolcissime arti ha reso il re presente piu stimabile et piu potente del re defonto.

einmal Truppen ins Feld rücken laſſen und einen Krieg unternehmen konnte, in welchem er, geſchickt und entſchloſſen, unerwartet einen großen Vortheil davontrug.

Bei der Thronvacanz im Jahre 1733 ward Stanislaus Leßcynski von der großen Mehrheit der Polen noch einmal zum König gewählt. Hauptſächlich war der Herzog von Bourbon dafür wirkſam, welcher, einmal mit dieſem Fürſten verbunden, in der Erhebung deſſelben auf den Thron ſeine eigene Sache erblickte; er hauptſächlich ſchaffte das Geld herbei, durch welches die Stimmen für Stanislaus gewonnen und feſtgehalten wurden. Und unmöglich konnte alsdann Ludwig XV. ſeinen Schwiegervater verlaſſen. Frankreich nahm ſich in einem feierlichen, die Gegner mit Krieg bedrohenden Manifeſt der Anſprüche deſſelben an.

Da nun aber ſowohl Oeſterreich, das keinen franzöſiſchen Einfluß in Polen aufkommen laſſen wollte, als Rußland, durch welches Stanislaus verjagt worden war, Partei für den Sohn des verſtorbenen Königs, Auguſt III. von Sachſen ergriffen, und ſich entſchloſſen erklärten, ihn aufrecht zu erhalten, ſo trat damit einer jener Conflicte entgegengeſetzter Intereſſen ein, über welche es keinen Austrag gibt, ſondern die Entſcheidung dem Schwert anheimfällt. [1]

Die Sympathien von Europa waren in dieſem Augenblick für Leßczynsky und Frankreich. Indem die franzöſiſchen Heere gegen Oeſterreich vorrückten, glaubten England und Holland an ihre dieſer Macht gegebenen Garantien nicht gebunden zu

[1] Aluiſe Mocenigo fügt hinzu: Il Sgr. Cardinale non volendo spedire tre soli millioni il Guardasigilli (Chauvelin) non dubitò di constituirsi mallevadore con tutti suoi averi presso al celebre banchiere Samuele Bernardi per spedirne altri cinque.

ſein; Kaiſer Karl VI. war im weſtlichen und ſüdlichen Europa iſolirt, als er angegriffen wurde.

Die Franzoſen hatten die Zurückhaltung, ſich am Rhein mit einigen Beſetzungen und einer Umlagerung zu begnügen, um nicht die volle Feindſeligkeit des deutſchen Reiches aufzuregen; ihre eigentlichen Anſtrengungen richteten ſie nach Italien, wo Sardinien für ſie war, ſo daß Mantua ohne Mühe genommen wurde und die jetzt wieder mit den Franzoſen verſöhnten Spanier von Toskana her, das ſie bereits beſetzt hielten, nach Neapel gehen und beide Sicilien einnehmen konnten.

Nicht aber für Stanislaus, deſſen Erhebung wegen ſeiner Beziehung zu dem Hauſe Condé ſogar einiges gegen ſich hatte, noch auch zu unbedingter Vergrößerung Spaniens, das eine Politik befolgte, die häufig unbequem war, hatte Fleury die Waffen ergriffen, ſondern er behielt den ausſchließenden Vortheil von Frankreich im Auge. Indem man noch ſchlug, faſt mit heftigerem Eifer als bisher, und der Kriegslärm allenthalben Europa erfüllte, bot er dem Kaiſer Frieden an, gegen ein Zugeſtändniß, welches von der größten Bedeutung für Frankreich ſelber war.

Wie oft hatten Richelieu und Ludwig XIV. um Lothringen gekämpft; aber ſie hatten die eingeborne Dynaſtie nie beſeitigen können; die militäriſchen Occupationen, zu denen ſie ſchritten, gewährten ihnen doch nie die volle Sicherheit, welche die Lage des Landes als ein Bedürfniß erſcheinen ließ. Auch von einem Austauſch deſſelben war oft die Rede geweſen, ſie war aber immer an der Schwierigkeit der Verhandlungen geſcheitert. Die Erwerbung dieſes Landes auf eine oder die andere Weiſe erſchien nun aber in dieſem Augenblicke um ſo dringender, da der Fürſt deſſelben durch ſeine Vermählung mit

der Tochter des Kaisers ein großes Gewicht im deutschen Reiche erlangte und einmal der österreichischen Erblande mit allen ihren Hülfsquellen Meister werden mußte. Wie leicht, daß bei einem Wiederausbruch der Entzweiungen zwischen Deutschland und Frankreich die deutschen Waffen ihren Ausgangspunkt in Nancy nahmen, was ihnen das Herz von Frankreich öffnete. Kein Zweifel, daß es eben so viel Werth für Deutschland gehabt hätte, den Platz zu behaupten, als für Frankreich, ihn definitiv zu erwerben. Aber der Kaiser vermochte sich nicht mehr zu vertheidigen: wie hätte er auf künftige Angriffe denken sollen? Von allen Seiten bedrängt, willigte er ein, daß der Herzog auf Lothringen Verzicht leisten und dafür Toskana eintauschen möge. Die Spanier waren empört über diese Festsetzung; Sardinien war wenig zufrieden damit; aber sie mußten ihr beitreten.

Stanislaus ward für den Verlust der polnischen Krone durch den einstweiligen Besitz des Herzogthums Lothringen entschädigt; aber das Land ward sogleich in französische Verwaltung genommen: die Einkünfte desselben wurden zu dem Einkommen des französischen Staats gerechnet. Die Zeitgenossen bewunderten in Fleury den Meister der Wissenschaft der Umstände, das ist der praktischen Politik. [1]

Wenn wir hierbei noch einmal an das alte Verhältniß des östlichen und des westlichen, des deutschen und des französischen Reiches erinnern dürfen, so liegt am Tage, daß der Cardinal damit dem letzteren einen unermeßlichen Vortheil über das erstere verschaffte. Die Losreißung der Bisthümer

[1] Fr. Venier Relatione 1740. La scienza delle circostance è il vero modo di governare et avantaggiare i principati, et il Sr. Cle. ottimamente ne sa conoscere il tempo.

und des Elsaß von Deutschland ward dadurch noch mehr befestigt; das System der militärischen Vertheidigung der französischen Grenzen, das zugleich zum Angriff dienen konnte, vollendet. Was würde wohl im Jahr 1792 geschehen sein, wenn das deutsche Heer statt des Mittelrheins den Oberrhein und Lothringen zur Basis seiner Unternehmungen hätte machen können? Betrachtungen dieser Art aber traten nicht in den Gesichtskreis dieser Zeit. England vor Allem hatte nichts gegen eine Erwerbung, welche die damaligen Verhältnisse der Macht auf dem Continent nicht wesentlich veränderte.

Die definitive Erwerbung von Lothringen durch Frankreich ist ein Werk der Umstände und der Geschicklichkeit; keine große Handlung, aber ein großes Ereigniß.

Aus einem Unternehmen aber, wie dieses, das dem Kaiser zwei Königreiche kostete, ging Fleury dennoch als Freund und Verbündeter desselben hervor.

In der damaligen Welt machte es viel Aufsehen, daß der Großsiegelbewahrer Chauvelin, ein Mann, in welchem man den Nachfolger des Cardinals erblickte, der ihn begünstigt und erhoben hatte, plötzlich entlassen wurde. Der Grund war, daß Chauvelin bei den Unterhandlungen, die dem Abschluß des definitiven Friedens vorangingen, die Partei von Spanien nahm und etwas für sich selbst durchsetzen zu können meinte.[1] Aber Fleury wollte die Leitung der Politik ausschließend in seiner Hand behalten: und wenn er wählen

[1] Venier, der, wie seine Depeschen zeigen, dieser Sache eine große Aufmerksamkeit widmete, bezeichnet in der Relation als den Grund von Chavigny's Ungnade: l'elatezza, con cui trattava gli affari forastieri e del regno, le intelligenze che manteneva col ministero Patigno e colla regina di Spagna, comprovate d'autentiche carte.

mußte, ſo lag ihm mehr daran, den Kaiſer zu befriedigen als Spanien.

Denn dadurch wurde wieder erreicht, daß dieſer ihm ſein volles Vertrauen ſchenkte. Bei den Unterhandlungen über den Frieden von Belgrad war der franzöſiſche Abgeordnete Villeneuve, der die Vermittelung übernahm, zugleich der Vertraute des Kaiſers und der Osmanen. Rußland hatte auf eine Theilnahme der Seemächte an der Vermittelung angetragen, wenn ſie den Türken genehm ſei, dieſe zogen es vor, ſich lediglich an Frankreich zu halten. Ohne Zweifel hat nun auch Villeneuve großen Einfluß auf den Friedensabſchluß ausgeübt. Die Auskunft, daß Belgrad nicht mit der ganzen Befeſtigung, welche es damals erhalten hatte, was die Türken forderten, ſondern nur mit den alten Mauern ihnen zurückgegeben wurde, iſt in ſeinem Kopfe entſprungen.[1]

Die enge Verbindung mit dem Kaiſer hielt Fleury nicht ab, über die jülich-bergiſche Streitfrage, die dieſer nicht zu ſchlichten vermochte, eine Uebereinkunft mit Preußen zu ſchließen, welche König Friedrich Wilhelm I. befriedigte.

Fleury war der Schiedsrichter von Europa. Die Autorität, welche den in ſich befeſtigten franzöſiſchen Regierungen vermöge der Streitkräfte und der geographiſchen Lage des Landes oft und leicht zugefallen iſt, in den europäiſchen Angelegenheiten das entſcheidende Wort zu ſprechen, hatte er vollkommen in Beſitz genommen.

Vornehmlich kam ihm zu Statten, daß er die Welt von ſeiner Friedensliebe überzeugt hatte. Niemand glaubte, daß er eigentliche Eroberungsabſichten hege; auch die Franzoſen

[1] Laugier: Histoire de la paix de Belgrade II, 46, 51.

nicht. So manches ihm auch gelungen war, so schien es doch den Meisten, als könne er bei weitem mehr erreichen, als opfere er die Größe der Nation den friedfertigen Hinneigungen seines hohen Alters aus.

Da trat der Tod Kaiser Carls VI. ein; desselben Fürsten, dem die Franzosen die spanische Erbschaft zum größten Theile entwunden hatten. Sie knüpften daran eine zwiefache Betrachtung.

Die eine, daß es auch jetzt noch gefährlich sein würde, den Herzog von Lothringen, welcher mit der Erbtochter von Oesterreich vermählt war, zur kaiserlichen Gewalt gelangen zu lassen. Oesterreich würde, wenn es das Kaiserthum durch die weibliche Nachkommenschaft fortpflanze, überhaupt im deutschen Reiche zu viel vermögen; und wie leicht, daß es dem Herzog dann einmal gelänge, die Streitkräfte Germaniens zur Eroberung seines heimathlichen Landes zu vereinigen. Man sah in ihm einen principiellen Widersacher, der um so mehr zu fürchten sei, je mächtiger und angesehener er werde.

Unternahm man aber, sich dem zu widersetzen, so thaten sich die größten und glänzendsten Aussichten auf. Frankreich brauchte nur die Ansprüche zu unterstützen, welche einige deutsche Fürsten an die Verlassenschaft erhoben, — wozu die für die österreichische Erbfolgeordnung ausgesprochene Garantie gleichwohl eine Möglichkeit ließ, indem sie die Rechte Dritter nicht berührte, — so gewann es eine überaus ansehnliche und mächtige Partei in dem deutschen Reiche für sich. Vor Allem konnte Baiern, das sich in dem letzten großen Kriege so eng an Frankreich geschlossen hatte, für seine Hingebung dadurch belohnt werden, daß man es aus den Spolien von Oesterreich verstärkte und den Churfürsten auf den kaiserlichen

Thron erhob; wie ja ſchon öfter ähnliche Abſichten von den Franzoſen gefaßt worden waren.[1] Die öſterreichiſche Macht konnte dann niemals wieder gefährlich werden. Die ſpaniſche Linie des Hauſes Bourbon konnte Mailand, die franzöſiſche ſelbſt, unter dieſer Combination, die Niederlande erwerben.

In den Traditionen der Macht liegt für die ſpäteren Geſchlechter ein faſt unwiderſtehlicher Antrieb des Wetteifers mit den früheren. Der letzte große Krieg über die ſpaniſche Erbfolge gegen Oeſterreich erſchien als ein in einem unglücklichen Augenblick abgebrochenes, unter nunmehr günſtigeren Umſtänden zu erneuerndes Unternehmen. Die wieder erſtarkenden finanziellen und ökonomiſchen Kräfte luden dazu ein, es zu wagen. Der Augenblick ſchien gekommen, wo die alte Feindſeligkeit, welche ſeit drei Jahrhunderten Europa erſchüttert hatte, definitiv zu Gunſten von Frankreich entſchieden werden könne. Man forderte den Cardinal auf, das Haus Oeſterreich, das gleichſam ſchon als ausgeſtorben betrachtet wurde, nicht in einer andern Form wieder auferſtehen zu laſſen.[2]

Es war keine Heuchelei, wenn Cardinal Fleury bisher friedfertige Geſinnungen äußerte; aus den Erfahrungen der letzten Jahre Ludwigs XIV. gingen ſie mit Nothwendigkeit hervor: aber ſie hatten in ihm keine feſtere Begründung, als in der Nation überhaupt; auch er war in ſeinem Herzen für

[1] Andrea da Lezze: Relatione di Francia 1743. Uno dei principali modi, di abbassare senza l'esperimento delle armi la potenza della casa d'Austria, fu giudicato quello di cercare di levare il diadema imperiale della stessa casa.

[2] Chambrier an König Friedrich von Preußen.

die Eingebungen des Ehrgeizes empfänglich und nicht sehr fähig, Denen zu widerstehen, welche ihn in dieser Richtung vorwärts trieben; die Verantwortung, eine so große Gelegenheit der Machtvergrößerung aus den Händen zu lassen, wollte er nicht auf sich laden. Besonders verführerisch war es für ihn, daß er das umfassendste Unternehmen, das sich denken ließ, in Formen, die nicht geradezu Kriegslust und Eroberungsbegierde verriethen, durchzuführen hoffen durfte. Er konnte durch Bundesgenossen handeln, die französischen Heere als Hülfsmacht auftreten lassen und über seine Verbündeten und vielleicht die Gegner selbst die leitende Hand erstrecken, jene in Schranken halten, diesen, wenn der Augenblick gekommen war, den Frieden vorschreiben. Genug, er unternahm den Krieg.

Und eine Zeitlang hatten seine Entwürfe auch den glücklichsten Fortgang.

Im Jahr 1741 erschienen die französischen Truppen über dem Rhein, vereinigten sich mit dem ebenfalls hauptsächlich auf französische Kosten zu Stande gebrachten baierischen Heere und drangen in Oesterreich vor. Welche noch ganz andere Aussichten als jene, unter denen einst Max Emanuel seinen Angriff unternahm. In Oesterreich selbst ward Churfürst Carl Albert, Enkel Emanuels, von dem Volk als der rechtmäßige Landeserbe angesehen. Nach dem Urtheil der Kriegsverständigen würde ihm Wien nicht haben widerstehen können, wenn ihn die Franzosen dahin geführt hätten. Sie zogen es vor, sich nach Böhmen zu wenden, dessen Hauptstadt in ihre Hände fiel. Indem Karl Albert die böhmische Krone nahm, war Alles vorbereitet, um ihm auch die kaiserliche zu verschaffen. Im Februar 1742 ward er in Frankfurt zum Kaiser gewählt.

Wenn die ſpaniſchen Bourbonen noch nicht in Oberitalien vordrangen, ſo lag es nur daran, daß Fleury erſt ein Einverſtändniß mit Sardinien zu Stande bringen und dieſe Macht nicht zu Feindſeligkeiten reizen wollte. Aber indeß hatte er ſich der ſpaniſchen Bourbonen in ihrem amerikaniſchen Kriege mit Eifer angenommen; um das maritime Gleichgewicht herzuſtellen, hatte er zwei Flotten in See geſchickt; die Verſuche der Engländer auf Carthagena waren in der That geſcheitert.

Noch einmal eine überaus großartige Stellung den beiden Mächten gegenüber, mit denen Ludwig XIV. hauptſächlich gekämpft hatte, aggreſſiv gegen die eine, defenſiv gegen die andere: ſie war jedoch faſt mehr diplomatiſch als kriegeriſch: eine Fortſetzung der Unternehmungen Ludwigs XIV., die ſich aber von denſelben unterſchied, wie Fleury überhaupt von dieſem König. Durch geſchickte Combinationen, kluge Benutzung des Augenblicks hoffte er, die Welt zu übermeiſtern und zu dem der franzöſiſchen Krone von jeher vorſchwebenden Ziele einer allgemeinen Ueberlegenheit zu gelangen.

Hierüber aber mußten die ſelbſtändigen Mächte der Welt ſich nothwendig auch gegen ihn, ſeinen ſchmeichleriſchen Formen zum Trotz, in Widerſtand werfen.

Voran ging hierin die engliſche Nation, die mit dem ſichern Inſtinkt ihrer eigenen Intereſſen das Miniſterium von ſich warf, das ſich in die diplomatiſchen Fäden Fleury's hatte verſtricken laſſen, und unbeſorgt um die franzöſiſche Politik, Partei für Oeſterreich nahm.

Einen Verbündeten ferner wie den König Friedrich II. von Preußen hatten die Franzoſen noch nicht gehabt. Dieſer Fürſt behielt bei dem Bunde ſeine eigenen Zwecke unverwandt

und in voller Deutlichkeit im Auge. Jenes Zurückweichen der Franzoſen von Wien brachte ihm zur Anſchauung, daß ſie an das Erbrecht, das ſie verfochten, ſelbſt nicht glaubten, und beſonders dem neuen Kaiſer keine Macht verſchaffen wollten, durch die er von ihnen unabhängig oder einmal zum Widerſtande gegen ſie fähig werden konnte. Friedrich ſagte, er wolle ſich nicht franzöſiſche Ketten ſchmieden, indem er die öſterreichiſchen breche, und eilte, ſeinen Frieden mit Maria Thereſia, ſo bald es möglich war, zu ſchließen.

Indem aber Oeſterreich auf der einen Seite freie Hand, auf der andern Hülfe erlangte, entwickelte es auch die zuſammenhaltende Kraft, die ihm von jeher eigen geweſen iſt, aufs neue. In der ungariſchen Nation, die bisher eher eine zweifelhafte Haltung genommen, erhob ſich, da die junge Königin ihre Anſprüche anerkannte, eine enthuſiaſtiſche Hingebung für ſie.

Was hatte Frankreich gegen dieſe naturwüchſigen friſchen Kräfte, die ſich von ihm abſonderten oder ihm entgegentraten, in die Wagſchale zu werfen? Die Erinnerung an eine Feindſeligkeit, deren wahre Bedeutung für die europäiſchen Dinge längſt geſchwunden war, die Idee einer Weltherrſchaft und eines allgemeinen Uebergewichts, welches Niemand mehr wollte. Der Kaiſer Carl Albert, der ſeine Erhebung größtentheils der Unterſtützung der Franzoſen verdankte, wünſchte nichts mehr als ſich von ihrem Einfluß loszureißen und ſich auf die Sympathie zu ſtützen, welche ein nichtöſterreichiſcher Kaiſer in den mächtigſten Reichsfürſten allerdings erwecken konnte. In Kurzem trat eine für Frankreich verhängnißvolle Wendung der Dinge ein.

Fleury erlebte noch, daß die Franzoſen aus Böhmen

verjagt wurden, die Oesterreicher Baiern in Beſitz nahmen, die Engländer eine Armee auf den Continent ſchickten; ſeine Entwürfe waren nicht nur geſcheitert, ſondern der Wohlſtand von Frankreich, deſſen Wiederherſtellung ſeinen Ruhm ausmachte, war abermals vernichtet. Bereuend, was er gethan, mit Herzeleid fuhr er in die Grube.

Man hat damals bemerkt, es wäre beſſer für Fleury geweſen, wenn er ein paar Jahre früher geſtorben wäre. Er würde dann in einem Gefühl perſönlicher Befriedigung geſchieden ſein, in den Büchern der Geſchichte als das Muſter eines weiſen und glücklichen Staatsmannes glänzen. Und noch ein höherer Ruhm hätte ihn erwartet, wenn er den unerledigten Anliegen der Nation ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt, die Mängel ihrer Verfaſſung zu beſeitigen, die untern Schichten des Volkes, die in tiefer Vernachläſſigung ſchmachteten, zu erleichtern geſucht hätte. Aber dieſe Dinge lagen außer ſeiner Sphäre. Er bewegte ſich hauptſächlich in dem Gegenſatz gegen die ihm zunächſt vorangegangenen Verwaltungen, welche, von einſeitigen Geſichtspunkten ausgehend, ſcharf eingegriffen hatten. Der Regent und Dubois hatten Alles umgewühlt, in Frage geſtellt, erſchüttert: der Herzog von Bourbon war an den Abgrund populärer zugleich und ariſtokratiſcher Unruhen gerathen. Indem Fleury ihre Fehler und Gefahren vermied, ohne doch die Schwierigkeiten der inneren Lage gründlich anzufaſſen, bekam ſeine Verwaltung den Charakter einer geſchickten und wohlgemeinten Oberflächlichkeit, die aber durch Alter und Würde gleichſam geheiligt und von einigen Erfolgen begleitet war. Noch größere wurden ihm in

den auswärtigen Geſchäften zu Theil. Er war frei von den perſönlichen Abſichten, welche ſeine unmittelbaren Vorgänger ins Auge gefaßt hatten: auch durch das Verhältniß zu den Bourbonen von Spanien ließ er ſich von den eigen franzöſiſchen Geſichtspunkten nicht entfernen: er beſaß ein ſeinen Jahren angemeſſenes, ſeltenes diplomatiſches Talent. Allein es ſcheint wohl, als habe er doch zuletzt den Unterſchied der Zeiten und der Dinge mißkannt. Nachdem er erreicht hatte, was die Umſtände gleichſam von ſelbſt darboten, ließ er ſich in ein Unternehmen ein, das halb Europa gegen ihn aufregen mußte. Er ſtreckte ſeine altersſchwache Hand nach dem höchſten Kampfpreis aus, welchen die thatkräftigſten und machtvollſten Fürſten von Frankreich davon zu tragen nur vergeblich geſtrebt hatten. Er rief damit einen Sturm herauf, in welchem er zuerſt ſelber unterging. Das Andenken der Jahre des Glückes und Ruhmes, die er genoſſen, ward durch ſeine letzte Handlung aus dem Gedächtniß der Menſchen vertilgt.

Achtzehntes Buch.

Zeiten der Regierung Ludwigs XV.

Die lange Minderjährigkeit war vorüber; der geborene König trat endlich an die Spitze seines Reiches.

Wenn man vergleicht, was man kaum unterlassen kann, wie Mazarin und wie Fleury ihren Zöglingen, in deren Namen sie die Regierung geführt hatten, dieselbe zurückließen, welch ein Unterschied erscheint dann zwischen dem einen und dem andern! Mazarin hinterließ seinem Zögling einen so eben geschlossenen glorreichen Frieden und eine nach der Wiederherstellung der höchsten Gewalt begierige Nation. Fleury hinterließ dem seinen einen mit wenigem Bedacht unternommenen, schweren, bereits halb verlorenen Krieg, und eine Nation, die, des ihr auferlegten Gehorsams müde, durch die Unzulänglichkeit ihrer inneren Zustände aufgeregt, nach neuen Dingen trachtete.

Die Verlegenheiten des Augenblicks zeigten am besten, wie wenig das staatswirthschaftliche System Fleury's genügen konnte; für außerordentliche Zeiten gab es kein gesetzliches Hülfsmittel; heftige Bewegungen standen in Aussicht, wenn man sich ein solches schaffen und die Hindernisse in der Landesverfassung, die sich dem entgegensetzten, heben wollte.

Von den Uebeln, welche die letzten Jahre Ludwigs XIV.

gedrückt hatten, war überhaupt noch keins beseitigt. Die Gemüther sträubten sich gegen die Bulle Unigenitis und ihre noch nicht einmal vollständig festgesetzte Geltung: fortwährend nährte sich der Hader der beiden großen Körperschaften, des Clerus und des Parlaments, an diesem Gegensatz. Die Reformtendenzen jener Jahre regten sich mit verstärkter Kraft in hohen und niederen Regionen. Aus der Verbindung der geldbesitzenden Familien mit dem Adel, die seitdem an die Tagesordnung gekommen war, gingen neue sociale Schwierigkeiten hervor. Alle lebendigen Geister beschäftigten sich vorzugsweise mit den möglichen Verbesserungen der inneren Zustände.

Von Anfang an konnte man zweifeln, ob Ludwig XV. die gefährliche Krisis, in der er die auswärtigen Angelegenheiten fand, überwinden und der wachsenden Gährung Meister werden würde. Es leuchtet ein, daß eins mit dem andern genau zusammenhing.

Erstes Capitel.

Kriege Ludwigs XV.

Der junge König beschwerte sich nicht über den Krieg, denn er hatte die Staatsverwaltung Fleury's in den letzten Jahren persönlich gebilligt, und, wie von Kundigen behauptet wird, ihre kriegerische Wendung hervorzurufen beigetragen. Er wies Diejenigen von sich, welche den Cardinal zu tadeln wagten. Eben mit den Ministern, die unter demselben gedient hatten, ohne einen andern an die oberste Stelle zu setzen, unternahm er den Staat zu verwalten. Am meisten schenkte

er Denen Gehör, welche für die eifrige Fortsetzung des Krieges stimmten.

Den dynastischen Gesichtspunkt, welcher in dem Beginn des Krieges mitgewirkt hatte, aber von Fleury wieder zurückgedrängt worden war, hob der König selbst in größerer Schärfe und Energie hervor. In einem abermaligen Familienvertrag ward bestimmt, daß für den dritten Sohn Philipps V., der bereits mit einer Tochter Ludwigs XV. vermählt war, ein neuer Staat in Italien gegründet werden sollte, bestehend aus Parma, Piacenza und Mailand in dem ganzen Umfang, wie es Oesterreich besaß. Ueberdieß versprach Ludwig XV., alle seine Macht anzuwenden, um Gibraltar sowie Minorka den Engländern wieder zu entreißen. Er kündigte hierauf sowohl den Engländern als dem Hause Oesterreich den Krieg in aller Form an, und war entschlossen, ihn mit größter Anstrengung zu führen.

Mit jugendlichem Mannesmuth trat er in die Stellung, welche sein Urgroßvater einst eingenommen; er vermeinte die alten Feinde mit besserem Glück zu bekämpfen als dieser. Daß sich Sardinien denselben anschloß, war ihm nicht unangenehm: er hoffte diese Macht der Gebietsstrecken zu berauben, die sie im Frieden von Utrecht erlangt hatte.

In der That hatte er einige Vortheile vor Ludwig XIV. voraus. Noch stand Holland nicht eigentlich in der Reihe seiner Feinde; noch behauptete sich der Kaiser aus dem Hause Baiern in Deutschland. Im Jahr 1744 fand es sogar der König von Preußen nothwendig, zu dessen Aufrechthaltung und zu seiner eigenen Sicherheit die Waffen wieder zu ergreifen. Und indeß ließen sich die Dinge in England und Schottland auf eine solche Weise an, daß ein Versuch,

den Prätendenten dahin zu werfen, eine gewiſſe Hoffnung darbot.

Dadurch geſchah es, daß der Krieg eine Zeitlang wenigſtens ohne Niederlage noch Verluſt geführt werden konnte. Aber in Kurzem gewann alles eine andere Geſtalt. Der König von Preußen, mißvergnügt darüber, daß Ludwig XV., von deſſen Grenzen er die öſterreichiſchen Angriffe auf ſich ſelber ablenkte, ihm dagegen ſo gut wie keine Hülfe leiſtete, ſchloß aufs neue einen beſonderen Frieden. Carl Albert war geſtorben und hierauf beſtieg der Herzog Franz von Lothringen nun doch den kaiſerlichen Thron. Nach kurzem Hoffnungsſchimmer ging die jacobitiſche Unternehmung ohne allen Erfolg in Rauch auf.

Die bourboniſchen Mächte mußten ihren Krieg allein ausfechten.

Ludwig XV. ſchlug ſich wie die franzöſiſchen Könige pflegten mit Tapferkeit und Glück. Er erfocht den großen Sieg bei Fontenai, der in die Reihe der königlichen Bataillen aufgenommen, von Voltaire über Alles geſtellt wird, was ſeit Jahrhunderten geſchehen ſei; und da die Franzoſen in zwei andern Schlachten unter dem Marſchall von Sachſen den Platz behielten, ſo fielen die öſterreichiſchen Niederlande beinahe ganz in ihre Hände; es wäre nur auf ſie angekommen, auch über Holland, das endlich noch am Kriege Theil genommen hatte, ihre ſiegreichen Waffen auszubreiten.

Dem König kam es zu Statten, daß Preußen, wenn es nicht für ihn war, ſich doch auch nicht zum Bunde gegen ihn fortreißen ließ; aber dagegen ſetzten ſich aus weiter Ferne ruſſiſche Bataillone in Bewegung, um den Verbündeten im mittlern Europa Hülfe zu leiſten.

Und indeſſen hatte Oeſterreich in der Lombardei die Oberhand behauptet; es bedrohte, wie ſo oft in einem ſolchen Falle, die Provence. Vor allem aber England trug nach manchem geringeren Erfolge wieder einen jener großen Siege davon, welche für das Uebergewicht zur See entſcheidend geworden ſind; bei Cap Finis terre 17. Mai 1747; es zerſtörte zugleich die Kriegsmarine und die Handelsflotte von Frankreich. Die Colonien der Spanier uud der Franzoſen geriethen in augenſcheinliche Gefahr.

Ludwig XV. ſah ſich hierauf zum Frieden genöthigt. Er bezeichnet ſelbſt als ſeinen Beweggrund den Verluſt der Marine und des Handels der beiden Kronen und die Anſammlung von Streitkräften, denen er nicht habe widerſtehen können; genug, die Ueberlegenheit ſeiner Feinde zu Lande und zur See. Er verſtand ſich dazu, ſeine niederländiſchen Eroberungen herauszugeben gegen Zurückgabe der maritimen Eroberungen der Engländer.

So viel erreichte er wohl auch dann, daß Don Philipp in den Beſitz von Parma, Piacenza und Guaſtalla gelangte, aber das war doch nur ein wenig erweitertes farneſiſches Erbe; von Mailand ward ihm nichts zu Theil; und von der Wiedereroberung von Gibraltar und Portmahon konnte nicht die Rede ſein. Der Prätendent wurde nicht ohne Aufſehen und mit einer Art von Gewaltſamkeit, die in dieſem Falle etwas Schimpfliches hatte, da ſie die Folge einer erlittenen Niederlage war, aus Paris entfernt.

In dem Frieden von Aachen, 1748, wichen die bourboniſchen Tendenzen vor den engliſchen aus dem Felde. Aber je nachtheiliger er für die Franzoſen ausfiel, um ſo weniger durfte man auf ſein Beſtehen zählen. Wenn man bemerkte,

wie einer der wichtigſten Punkte, die Feſtſetzung der Grenze zwiſchen den Beſitzungen der beiden Nationen in Nordamerika, in demſelben doch unentſchieden blieb, ſo konnte man ihn nur als eine Art von Stillſtand betrachten.

Es verdiente eine genauere Erörterung, zu welcher Aufnahme der franzöſiſche Handel unmittelbar vor dem Erbfolgekriege gelangt war und wie er ſich nach demſelben wieder allenthalben herſtellte: wie die Induſtrie und die Colonialproduktion der Franzoſen mit der engliſchen in mannichfaltige und glückliche Concurrenz trat; wie ihre nordamerikaniſchen Colonien noch immer den engliſchen den Boden, auf welchem ſich dieſe ſpäter zu welthiſtoriſcher Größe erhoben haben, ſtreitig machten; in Oſtindien ſtießen die Anſiedelungen der beiden Nationen in offenbarer Feindſeligkeit an einander.

Daß es hierüber noch einmal zu einem großen Conflict kommen würde, war für Niemand zweifelhaft. Unmittelbar nach dem Frieden berechneten die Franzoſen, in wie viel Jahren ſie wieder im Stande ſein würden, ſich mit den Engländern in offener See zu meſſen, und griffen zu finanziellen und ökonomiſchen Maßregeln von weiter Ausſicht, durch welche ſie dazu fähig zu werden hofften. Indem ſie den Frieden freudig begrüßten, faßten ſie gleichwohl die Herſtellung der Seemacht mit einem Eifer ins Auge, den man noch nie an ihnen bemerkt hatte.

So ſyſtematiſch und folgerichtig jedoch, wie die Abſicht war, konnten dieſe Dinge, bei der Beweglichkeit der Nation, den Zuſtänden des Hofes und beſonders der Natur des Fürſten nicht gehen.

Wenn man die Briefe Ludwigs XV., deren gar manche beſonders aus dem geheimen diplomatiſchen Verkehr übrig ſind,

anſieht, ſo vermißt man weder Bildung, noch treffendes Urtheil; wie man ihn nie etwas Ungehöriges ſagen hörte,[1] ſo ſchreibt er gut und richtig. Der Ehrgeiz, die erſte Rolle unter den Fürſten von Europa zu ſpielen, war im vollſten Maße auf ihn übergegangen. Lange Jahre hatte er ſein „Bon“ gleichſam mechaniſch unter die Verfügungen des Cardinals geſchrieben: jetzt verſchaffte es ihm perſönliche Genugthuung ſelbſt zu regieren. Wenn er ſich nur auch die Zeit, die dazu erforderlich iſt, genommen, die Aufmerkſamkeit, die dazu gehört, darauf gewandt hätte! Man hat ſo viel gegen die Autorität erſter Miniſter in der Monarchie geeifert, aber gibt es nicht Fürſten, auch von geiſtigen Fähigkeiten, denen doch die Ruhe und Conſequenz eines ihm zur Seite ſtehenden Repräſentanten des Staates und ſeiner Intereſſen ſehr nützlich ſein würde? Ludwig hatte ſich in den Jahren langer Jugend an eine Lebensordnung gewöhnt, welche von Jagd und Spiel, den Zerſtreuungen des Landlebens und einer unaufhörlich aufgeregten Sinnlichkeit eingenommen war; er konnte die Zeit kaum finden, um den Berathungen ſeiner Miniſter beizuwohnen, und ſehr bald dauerten ſie ihm zu lange.[2] Nur das Anekdotenartige, das im Laufe der Geſchäfte vorkam,

[1] Da Lezze: principe di ottima indole, bello e vigoroso di persona, sensato e maturo, non dice mai niente fuor di proposito, dissimulatissimo, oltra modo secreto, donato per inclinazione alla lettura, non comparisce spoglio di cognitioni, ma si mostra anzi intendentissimo.

[2] Francesco Moroſini: tuttavolta non concedendo ai negotii il convenevol tempo per ben esaminarli e conoscerli, sostituisce più volontieri i piaceri della caccia etc., soggiacendo le facende a quella direzione, che dalla volontà e dall' arbitrio altrui viene loro data.

gewann ihm Intereſſe ab, nur das Epigrammatiſche und Anzügliche eines Vortrags leuchtete ihm ein; eine ſorgfältige Ausführung wußte er nicht zu ſchätzen. Was nicht im erſten Moment Eindruck auf ihn gemacht hatte, war für ihn verloren; der Miniſter las in der Miene des Fürſten und entnahm aus ſeinem Stillſchweigen, daß er mißfalle und brach ab.[1] Die Gewohnheit riß ein, daß die wichtigſten Dinge von jedem allein und in kurzem Geſpräch abgemacht wurden. Jeder ward Meiſter von ſeiner Geſchäftsabtheilung und verwaltete ſie nach ſeinem Dafürhalten; das Zuſammenwirken aller ward außer Acht gelaſſen. Vielmehr führte der unvermeidliche Gegenſatz, in den ein Miniſter mit dem andern gerieth, zu Factionen, in denen ein jeder nur ſich ſelbſt zu behaupten, den andern zu verdrängen befliſſen war.[2] Und wie vollends dann als der perſönliche Einfluß, welchen die Maitreſſe des Königs, Frau von Pompadour, auch dann ausübte, als ein ſinnliches Verhältniß zwiſchen ihnen nicht mehr beſtand, in die wichtigſten Angelegenheiten eingriff. Alles ward durch perſönliche Reibungen beſchäftigt. Man ſuchte nicht allein ſich ſelbſt zu fördern, ſondern auch den Andern oder deren Freunden wehe zu thun; Einer unterſtützte die Feinde des Andern: ſie ließen gegen einander ſchreiben. Ludwig XV. war nicht zu durchſchauen, wortkarg, unergründlich; leicht ließ er fallen, niemals nahm er wieder zu Gnaden auf. Am meiſten

[1] Il commandait plus en se taisant que les autres souverains en parlant haut. (Flaſſan V, 246.)

[2] Francesco Moroſini: Se per commune destino osservasi regnare nelle corti et in qualunque altro forma di governo reciproche gelosie e private passioni, tutto cio non è più comparabile alle continuate trame che a vicenda si ordiscono dal ministero francese.

arbeitete er in den auswärtigen Angelegenheiten: aber gerade hier kamen auch die meiſten Entlaſſungen vor; unaufhörlich wechſelten die Perſonen und veränderten ſich die Richtungen, die Geſichtspunkte.

Nur darin blieb der König ſich gleich, daß er in ſchwierigen Momenten immer auf entſcheidende Maßregeln drang. Wer nichts wagt, pflegte er zu ſagen, gewinnt nichts.

Und unerträglich war ihm jeder Schein von Mißachtung und Beleidigung.

Als bei dem Wiederausbruch der Streitigkeiten über die im Aachener Frieden unerledigt gebliebenen Punkte die Engländer alle Rückſicht aus den Augen ſetzten und die Unterhandlung durch Thätlichkeiten unterbrachen, gerieth er in heftige Aufregung. Er drohte, er wolle Georg II. in Hannover oder gar in London aufſuchen.[1] Noch waren die Jahre nicht verfloſſen, welche man zur Vorbereitung für einen neuen Krieg gefordert hatte, und wie viel hatte an der Thätigkeit gefehlt, die zur Erreichung des Zweckes nöthig geweſen wäre, aber nunmehr ſchritt man mit Ernſt und Eifer zu den Rüſtungen, ſo daß die Franzoſen bald im Stande waren, die Feindſeligkeiten zu eröffnen. Niemand konnte ſich darüber verwundern: das Feuer, das man ſchon lange glimmen ſah, brach in helle Flammen aus.

Da trat nun aber die große, für die Weltgeſchicke entſcheidende Frage ein, in welcher Bundesgenoſſenſchaft Frankreich dieſen Krieg unternehmen, ob es abermals mit Preußen, alsdann aber England mit Oeſterreich verbunden ſein würde.

Jedermann erwartete das: in Ludwig XV. jedoch lebte

[1] Inſtruction von Nivernais bei ſeiner Sendung nach Berlin.

ein Gefühl, das dagegen ſtritt: die ſelbſtändige Haltung des Königs von Preußen erfüllte ihn mit Unwillen. Schon im Laufe des letzten Krieges hatte ihn der raſche Friedensſchluß deſſelben verletzt; daß Friedrich Bedacht nahm, die neuen Feindſeligkeiten, mit denen Europa bedroht wurde, nicht nach Deutſchland zurückwirken zu laſſen, und einen Neutralitätsvertrag mit England traf, erſchien in Verſailles vollends als eine Abtrünnigkeit die man nicht dulden dürfe.

Dagegen war auf der andern Seite Oeſterreich in ein gutes Vernehmen mit den Bourbonen in Italien und Spanien getreten; es verſprach jetzt, wenn ihm der Beſitz von Schleſien wieder verſchafft werde, dafür die belgiſchen Niederlande an die Bourbonen, zunächſt an Don Philipp, in der That aber an Frankreich aufzugeben. Eben dahin ging der Ehrgeiz Ludwigs XV., ſeine Regierung mit einer Erwerbung wie dieſe zu bezeichnen, nach der ſeine Vorfahren ſo oft vergeblich getrachtet hatten: doch würde ihn dieß allein noch nicht entſchieden haben. Aber einmal wirkte jener Streit der Factionen des Hofes auf dieſe Sache zurück; Frau von Pompadour machte die Allianz mit Oeſterreich zu einem Hebel ihrer Allgewalt. Dann aber trat noch ein Moment ein, das man in dieſem Fürſten, in dieſem Jahrhundert nicht mehr ſuchen ſollte.

Ludwig XV. hatte ſeine Idee vom kirchlichen Verdienſt dahin ausgebildet, daß er meinte, einem franzöſiſchen König werde Alles, was er auch begehen möge, durch die göttliche Gnade verziehen, wenn er nur die katholiſche Kirche ſchütze und mehre.[1] Nun war der Streit der Häuſer von Oeſterreich und von Frankreich, welches deshalb meiſtens in enge

[1] St. Prieſt, Chûte des Jesuites, 49, aus einer Aufzeichnung Choiſeuls.

Verbindung mit den Proteſtanten getreten war, doch auch oft von der Idee durchbrochen worden, vielmehr die katholiſchen Mächte zu vereinigen und ihnen eine gemeinſchaftliche Richtung gegen die Proteſtanten zu geben. Das war der Gedanke des Friedens von Cateau Cambreſis, der Ligue, der Verbindung zwiſchen Maria Medicis und Philipp III. geweſen, und auch ſeitdem hatte er ſich zuweilen geregt, bei den Verabredungen, die zuerſt in Wien über die ſpaniſche Erbfolge gepflogen, den Unterhandlungen, den Annäherungen, die dem Abſchluß der Allianz zwiſchen Oeſterreich, England und Holland entgegengeſetzt wurden, bei der Abkunft zu Ryswik; noch nach der letzten Irrung über die polniſche Krone, welche die Erhebung des katholiſch gewordenen Hauſes Sachſen zu derſelben beſtätigte, war den beiden Mächten vorgeſtellt worden, wie viel ſie im Bunde mit einander gegen England ſo wie gegen die deutſchen Proteſtanten auszurichten vermögen würden.[1] Eben damals waren wieder religiöſe Irrungen in Deutſchland, z. B. in Heſſen, im Gange, bei denen Frankreich und Oeſterreich gegen Preußen und Hannover zuſammenhielten. Das kriegeriſche Preußen ward zugleich als die vornehmſte Burg des Proteſtantismus betrachtet; es erſchien als ein hohes kirchliches Verdienſt im Himmel, wenn man es niederwerfe oder doch beſchränke. Auch aus den Zeiten Ludwigs XIV. lag das Beiſpiel einer ähnlichen Wendung der Politik vor. Nachdem er mit Holland verbündet geweſen war, hatte er dieſe Republik, als ſie ſelbſtändig auftrat, mit Krieg überzogen, zugleich in der Abſicht, die ſpaniſchen Niederlande wieder an ſich zu bringen und dem Katholicismus Raum zu machen. Ungefähr

[1] Neun Bücher preußiſcher Geſchichte I, 409.

in denſelben Ideen und zu demſelben Zwecke ſollte nun Preußen bekämpft werden.

So geſchah es, daß bei dem Ausbruch des Krieges von 1756 Frankreich gemeinſchaftliche Sache mit Oeſterreich machte. Der letzte franzöſiſche Krieg war nicht deshalb unternommen worden, aber er hatte doch das Reſultat gehabt, daß die preußiſche Beſitznahme von Schleſien beſtätigt wurde; der nunmehrige Krieg hatte den ausdrücklichen Zweck, dem König von Preußen dieſe Provinz wieder zu entreißen.

Jedermann hat die großen Wechſelfälle des Kampfes zwiſchen Preußen und Oeſterreich im Gedächtniß. Werfen wir hier nur einen Blick auf die Unternehmungen von Frankreich und ihre Erfolge.

Die erſten Begegnungen zwiſchen Franzoſen und Engländern fielen zum Nachtheil der letzteren aus. Minorca, das der Verbindung der Bourbonen in Spanien, Frankreich und Italien beſonders im Wege ſtand, in Amerika einige wichtige Befeſtigungen der engliſchen Colonien geriethen in franzöſiſche Hand; an beiden Küſten wich die engliſche Flotte vor der franzöſiſchen zurück. In Oſtindien miſchte ſich die Religion in den colonialen und commerciellen Streit. Ein iriſcher Jacobit Lally führte die Franzoſen; den vornehmſten Widerſtand leiſtete ihm ein franzöſiſcher Refugié an der Spitze der Engländer, doch hatte der erſte die Oberhand und ein Jeſuit bereitete ihm bei ſeiner Rückkehr von der Eroberung von St. David einen triumphirenden Einzug in Pondichery vor.

In dieſem glänzenden Beginne der maritimen Unternehmungen, welche den Franzoſen einen glücklichen Fortgang verhießen, wenn ihre Streitkräfte in einer nachhaltigen und conſequenten Richtung dahin geleitet wurden, war es, daß der

Krieg gegen Preußen unternommen ward, der eine noch größere Anstrengung und im Anfang selbst eine größere Theilnahme hervorrief. Denn in der französischen Nation ist nun einmal der Landkrieg, an den sich die meisten Erinnerungen des Ruhmes knüpfen, beliebter, als der Seekrieg. Ein Heer ward ins Feld gestellt, das gleichsam den Staat repräsentirte, an welchem alles Theil nahm, was am Hofe einen Namen hatte oder reich genug war, um mit dem Glanz und Prunk, den man liebte, ins Feld zu gehen. Auch hier waren die ersten Erfolge glücklich und Glück versprechend. Die Armee der preußischen Verbündeten ließ sich in einer unhaltbaren Position finden, von Stelle zu Stelle zurückdrängen, und ward endlich zu einer Convention genöthigt, die sie zur Unthätigkeit verdammte. Die Franzosen breiteten sich am untern Harz aus und konnten den Gedanken fassen, im nächsten Jahre Magdeburg zu belagern und dem König Friedrich in Sachsen auf den Leib zu gehen.

In diesem Augenblicke wäre es den Franzosen möglich gewesen einen vortheilhaften und ehrenvollen Frieden zu schließen, wofür sich in Ministern und Generalen eine Stimme regte, wie es denn die sich ankündigende Erschöpfung der nationalen Hülfsquellen rathsam machte.

Aber dann wäre Friedrich nicht genöthigt worden, Schlesien herauszugeben: die Niederlande würden nicht genommen worden sein; Ludwig XV., der in der österreichischen Allianz seinen persönlichen Gedanken sah, in dem er sich gefiel und an dem er festhalten wollte, entschied für die Fortsetzung des Kampfes. Und wenn er seine Lage mit den politischen Beziehungen früherer Kriege verglich, war sie in so fern vortheilhafter, als er mächtige und eifrige Verbündete hatte. Wie

oft hatte Frankreich gegen eine beinahe allgemeine Allianz ſich ſchlagen müſſen; jetzt hatte es die großen Reiche des Continents für ſich. Sollte eine deutſche Territorialmacht, welche ſo eben erſt zu europäiſcher Bedeutung emporkam, ſo vielen und mächtigen Gegnern, und ihrer fortgeſetzten Anſtrengung nicht völlig unterliegen müſſen?

Aber dieſer Feind zeigte eine Widerſtandskraft, wie ſie die Welt noch nicht geſehen hatte. Den in ſtolzem Muthe auf ihn heranrückenden franzöſiſchen Schaaren brachte König Friedrich eine Niederlage bei, welche an Vernichtung grenzte; die übrigen wurden von ſeinen norddeutſchen Verbündeten über den Rhein zurückgeworfen und am linken Rheinufer geſchlagen. Seitdem wurden die in Deutſchland verwendeten franzöſiſchen Heere zur Rolle einer wenig bedeutenden Hülfsmacht herabgedrängt. Wie weit ſtanden die norddeutſchen Fürſten, Friedrich von Preußen, Ferdinand von Braunſchweig über den Bourbons aller Linien, die in ſtädtiſchem Wohlleben, mechaniſcher Religionsübung und perſönlichen Zwiſtigkeiten ihre Tage hinbrachten: nur Einer von ihnen erſchien im Felde und dieſer war nicht glücklich. Wie aber die Fürſten, ſo das Volk. In Frankreich klagte Alles, daß der kriegeriſche Geiſt erloſchen ſei. Die Käuflichkeit der Stellen, welche den unbedingten militäriſchen Gehorſam nicht durchdringen ließ und Anlaß gab, die Genüſſe des Friedens im Felde fortſetzen zu wollen,[1] führte die nachtheiligſten Folgen herbei. In Norddeutſchland hatte man ſich nie beſſer geſchlagen, nie ſo ſelbſtändig und ſo groß gefühlt.

[1] Lettres Anglaises I, 110. Soumettez les officiers aux généraux, comme ils sont en Allemagne, vous perdez le premier ordre da l'état: il n'y aura plus que la pauvre noblesse, qui prendra les armes.

Bald nach dem continentalen ward auch der maritime Streit entſchieden.

Im Jahr 1759 faßten die Franzoſen wie ſie ſagten die Abſicht, den Stier an den Hörnern zu packen, eine Landung in England und zwar zugleich von drei verſchiedenen Stellen her zu verſuchen: von Dünkirchen aus in Schottland, von der Normandie her in England, von Niederbretagne aus in Irland. Um dieſen Unternehmungen Nachdruck zu geben, wurden die Streitkräfte von der Küſte des Mittelmeeres, wo ſie jetzt keine Beſchäftigung fanden, herbeibeſchieden. Die Flotte von Toulon ſollte ſich mit der Flotte von Breſt vereinigen. Aber zuerſt ward jene auf ihrer Fahrt von den Engländern bei Lagos erreicht und geſchlagen; dennoch kam auch die zweite aus ihrem Hafen hervor, als Admiral Hawke, der denſelben bloquirte, durch Stürme genöthigt wurde, ſich zurückzuziehen, und bereits gab ſich hierüber eine gewiſſe Beſorgniß in England kund; aber der Admiral ging, ſobald es irgend möglich war, aufs neue in See; noch an der franzöſiſchen Küſte ſelbſt unfern Belle-isle, trotz der Schwierigkeiten, die ihm Wind und Wetter und die eigenthümliche Beſchaffenheit jener Küſten entgegenſetzten, im Widerſpruch mit ſeinen Piloten griff er ſie an[1] und ſchlug ſie vollkommen.

Was bei La Hogue begonnen, vor Malaga und Barcelona, am Cap Finisterre fortgeſetzt worden, ward bei Lagos und Belle-isle nahezu vollendet; die engliſche Seemacht gelangte in Beſitz des vollen und fürs Erſte unbeſtrittenen Uebergewichts.

Mit Nothwendigkeit aber wirkte dieß auf die übrigen

[1] Circumstances critical to the public safety werden im Annualregiſter als das Motiv ſeines Eifers bezeichnet.

Schauplätze des Kampfes zurück. In Amerika rüsteten ſich die engliſchen Colonien zu einem allgemeinen Angriff auf die franzöſiſchen: dieſe gaben ihre Sache mit nichten auf: alle Männer vom ſechzehnten bis zum ſechzigſten Jahre ergriffen die Waffen. Aber ſie waren für ſich allein der älteren und bei weitem entwickelteren engliſchen Anſiedelung nicht gewachſen. Ueberdieß aber: die Angloamerikaner wurden von England aus mit Eifer unterſtützt: die franzöſiſchen Amerikaner erhielten von ihrem Mutterland die Meldung, man könne ihnen nicht helfen, weil England die See beherrſche; ſie mußten untergehen.

So ward in Weſtindien Guadeloupe, endlich auch das feſte Martinique von den Engländern erobert. Die Feſtungen, welche den franzöſiſchen Handel am Senegal ſchützten, fielen in ihre Hände. In Oſtindien brach ſich das Glück der Franzoſen bei ihrem Angriffe auf Madras, die Engländer nahmen jetzt ſelbſt die franzöſiſche Anſiedelung Pondichery ein.

Noch zuletzt war Spanien zur Theilnahme an dem Kriege fortgeriſſen, ein neuer und zwar der unter dieſem Namen berühmte Familienpact zwiſchen Ludwig XV. und ſeinem Vetter Don Carlos, der damals von dem neapolitaniſchen Throne zu dem ſpaniſchen aufſtieg, geſchloſſen worden, aber der Miniſter, der ihn zu Stande brachte, hat kein Hehl darüber, daß ſeine Abſicht damit nur dahin ging, ein neues Moment für die Friedensunterhandlungen zu gewinnen. Denn ſchon ſahen ſich die Franzoſen in der unbedingten Nothwendigkeit, den Frieden zu ſuchen. Auch nach dem Vertrage mit Spanien würde dieſer aber noch immer ſchwer zu erreichen geweſen ſein, — da die in England vorwaltende populäre Partei den Kriegsvortheil ſo weit als möglich fortzuführen wünſchte, — wäre nicht auch dießmal, wie vor funfzig Jahren in Utrecht, eine

innere Umwandlung der englischen Politik den Franzosen zu Statten gekommen.

Durch den Frieden von 1762 gingen den Franzosen die nordamerikanischen Besitzungen verloren, selbst Louisiana, das den Spaniern für ihre Verluste überlassen ward; in den westindischen Colonien und den damit enge zusammenhängenden afrikanischen Ansiedelungen erzwangen sich die Engländer bedeutende Abtretungen; in Ostindien wurden alle Pläne auf erobernde Kriegführung aufgegeben. In Europa war es Verlust genug, nach so ungeheuren Anstrengungen nichts erreicht zu haben.

Ein anderer Erfolg des Krieges, und zwar der nicht am mindesten bedeutende, obgleich er durch keinen Friedensartikel festzusetzen war, möchte darin liegen, daß Frankreich den directen Einfluß, den es seit mehreren Jahrhunderten auf Deutschland ausgeübt hatte, nach und nach verlieren mußte. Nicht als ob die Entzweiungen zwischen den Deutschen aufgehört hätten, aber wenn es eine kaiserliche Macht gab, wie das wieder hergestellte Oesterreich, welches die eine Partei, und eine Macht der Opposition, wie Preußen, welches die andere für sich hatte, beide im Gegensatz gegen Frankreich das eine früher das andere später stark geworden, so blieb für die französischen Einwirkungen kein rechter Schauplatz übrig.

Damit wurde nun Frankreich nicht etwa ohnmächtig oder eine Macht zweiten Ranges. Durch die Allianz mit Oesterreich und den Familienpact mit Spanien, an denen es festhielt, behauptete es ein überwiegendes Ansehen im Süden von Europa.[1] Unter der Einwirkung dieser Bundesverhältnisse

[1] Mémoires du duc de Choiseul I, 104. Nous avons consolidé le plan formidable de l'alliance du Sud; la cour de Vienne n'est

gelang ihm die Erwerbung von Corſika, die unter anderen Umſtänden bei der einen und der anderen dieſer Mächte den nachdrücklichſten Widerſtand gefunden haben würde.

Und auch den Engländern gegenüber waren die Franzoſen nicht einen Augenblick gemeint, es bei der Entſcheidung des letzten Krieges bewenden zu laſſen. Alle ihre Gedanken gingen vielmehr dahin, den Kampf ſo bald als möglich wieder aufzunehmen.

Um aber dieß ausführbar zu machen, faßten ſie aufs neue den Entſchluß, ſich in jeder Hinſicht in beſſern Stand zu ſetzen.

Der vorwaltende Miniſter, Herzog von Choiſeul, unternahm eine durchgreifende Reform des Landheers. Ludwig XIV., ſagte er, habe einſt das Muſter für die Bildung großer Armeen aufgeſtellt, aber ſeitdem ſeien dieſe bei den Deutſchen um vieles vervollkommnet worden. Wenn man ſie nicht nachahme, ſo werde ihre Ueberlegenheit in Disciplin und Waffenfertigkeit Frankreich einmal zu Grunde richten. [1]

In noch tieferem Verfall war die Marine. Choiſeul ließ ſich erſt in dem Detail dieſer Verwaltung unterrichten, dann machte er den Plan, in einigen Jahren 80 Linienſchiffe, 40 Fregatten in See zu bringen, welches alles ſei was Frankreich leiſten könne, und legte mit dem Eifer der ihm eigen war, Hand an, um ihn auszuführen.

Wurde aber auch das Syſtem der Allianzen aufrecht erhalten, die Wehrhaftigkeit zu Lande und zur See vermehrt,

pas plus contente que celle de Londres de la possession de la Corse par la France, mais elle n'a rien dit, parce que son système de politique l'unit à la France.

[1] Mèmoire du duc de Choiseul 1765 in den Berichten der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften 1848. III, 404.

ſo verzweifelte Choiſeul doch, den Krieg gegen England mit Erfolg führen zu können, wenn die franzöſiſchen Finanzen nicht in den Stand geſetzt würden, die Mittel zum Krieg nicht allein eben ſo lange, ſondern wenigſtens noch ein Jahr länger darzubieten, als England. Wie ſchon 1697 und noch mehr 1713, ſo war auch im Jahr 1762 die Erſchöpfung aller Geldkräfte das vornehmſte Motiv zu dem Eingehen eines ſonſt nicht annehmbaren Friedens geworden. Sollte Frankreich jemals wieder mit England ſchlagen, ſo mußte es fähig werden, auch hierin den Wettſtreit mit demſelben zu beſtehen und es zu überbieten.

Nun lag aber am Tage, welche unermeßliche Anſtrengungen dem Lande zur Erreichung dieſer großen Zwecke angemuthet werden mußten. Wollte man namentlich die finanziellen Kräfte auf eine nachhaltige und zum Ziele führende Weiſe vermehren, ſo war eine Reform des geſammten Staatshaushaltes und damit der inneren Staatsverhältniſſe von Grund aus nothwendig.

Welch ein Unternehmen iſt es überhaupt, in Momenten des Unglücks und Mißcredits, wenn die Formen eines Staates ſeiner Stellung nach außen nicht mehr entſprechen, zu einer Umbildung derſelben zu ſchreiten.

Die Unfälle des Krieges, die Verluſte des Friedens hatten die Nation in ihrem Selbſtgefühl gekränkt und verletzt; die nunmehr eintretenden Verſuche der Verbeſſerung und Umgeſtaltung konnten, ſo wohl gemeint ſie waren, doch nicht anders als die Unruhe ſteigern, die ohnehin die Gemüther ergriffen hatte.

Zweites Capitel.

Irrungen zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Macht.

Dem ſiebenjährigen Kriege ging in Frankreich ein innerer Hader zum Theil noch voran und dann zur Seite, welcher die Theilnahme der Nation in nicht geringerem Grade als dieſer beſchäftigte, und da er die wichtigſten Fragen betraf, zu beſchäftigen verdiente.

Den nächſten Anlaß dazu hatte eine finanzielle Anforderung an den Clerus gegeben, mit der die Regierung in der oben berührten Abſicht bald nach dem Frieden von Aachen hervortrat.

Um freie, nach ihrem Gutdünken verwendbare Geldmittel zu gewinnen, wollte ſie das regelmäßige Einkommen ſo hoch bringen, daß jährlich 30 Millionen erübrigt, und davon 20 zur Abzahlung der ſchwerſten und durch ihre Verzinſung drückendſten Schulden, 10 zur Sammlung eines Schatzes verwendet werden könnten.[1] Bei dieſem Vorhaben war eine weſentliche Herabſetzung der Laſten, wie ſie das Land nach der Herſtellung des Friedens allgemein erwartete, nicht zu bewerkſtelligen. Wohl entſchloß ſich der Finanzcontroleur Machault, den Kriegszehnten demnächſt fallen zu laſſen, aber ſtatt deſſelben forderte er die regelmäßige Zahlung eines Zwanzigſten, d. i. einer Steuer von allem Einkommen, beſonders auch dem von Grund und Boden bis auf die Höhe von fünf Procent, und hatte die Genugthuung, ſeinen Vorſchlag trotz allen Widerſpruchs, den das Parlament anfangs machte, doch

[1] Reflessioni et osservationi sulle finanze di Francia. Bei der Relation Franc. Moroſini's über Frankreich 1752.

zuletzt durch das ſtandhafte Beharren des Königs und der Regierung angenommen zu ſehen. [1]

Die Ausführung fand lebhaften Widerſtand in den Provinzen, die ſich auf ihre Privilegien beriefen; nicht geringeres Aufſehen, als die Anordnung ſelbſt, machte die Aeußerung der Regierung, daß dieſe Privilegien jeden Augenblick zurückgenommen werden könnten.

Die Geiſtlichkeit war in dem Edict nicht namentlich bezeichnet, aber es hieß doch darin, daß die Auflage Alle und Jede nach dem Maß ihres Beſitzes gleichmäßig treffen ſolle, und ſchon machten ihr einige Intendanten die Anmuthung, den Belauf ihrer Güter zu declariren, offenbar um ſie zur Anlage der Steuer herbeizuziehen. Vieler Gunſt hatte ſie ſich überhaupt bei der damals vorherrſchenden Stimmung nicht zu verſehen. Im Auguſt 1749 erſchien ein Edict, das die Gütererwerbungen der todten Hand in ſehr anzüglichen Ausdrücken beſchränkte.

Der Clerus hatte ſich vorgenommen, bei ſeiner Verſammlung im Jahre 1750 das, was man that und was man vorhatte, zu bekämpfen; allein kaum hatten ſeine Sitzungen begonnen, ſo trat die Regierung mit neuen Anforderungen hervor. Zur Gründung jenes Tilgungsfonds verlangte ſie vom Clerus einen Beitrag von achthalb Millionen.

Schon die Forderung an ſich, die Höhe dieſer Summe, aber noch mehr die Art, wie das Begehren motivirt wurde,

[1] (Monthyon) Particularités et observations sur les ministres des finances 124. La création de ce vingtième et de la caisse d'amortissement, qu'il alimentait, étaient les deux plus belles institutions, qui eussent jamais été établies en France: elles eussent pu prévenir les desastres survenus depuis en France.

erregte die Beſorgniſſe und den Widerſpruch der Geiſtlichkeit. Der königliche Commiſſär Ormeſſon ließ vernehmen, der König wolle in dem Herkommen, nach welchem der Körperſchaft die Repartition und Einziehung der Gelder zuſtehe, die ſie ihm zahle, nichts ändern. Worte von der ſchwerſten Bedeutung. Sie enthielten die Anſicht, daß nicht die Bewilligung ſelbſt, oder die Verſagung der geforderten Summe in der Macht der Geiſtlichkeit ſtehe, ſondern ihr nur die Vertheilung und Eintreibung derſelben überlaſſen bleibe. In andern Erlaſſen hatte die Regierung bereits ausgeſprochen, der Clerus könne in Beziehung auf die Geldangelegenheiten nur als der Depoſitär eines Theils der oberſten Autorität angeſehen werden, ſie ſelbſt habe das Recht und die Pflicht, den bei der Vertheilung der Laſten eingeriſſenen Mißbräuchen abzuhelfen.

Es war wie ein combinirtes Syſtem, das die ganze Stellung der Geiſtlichkeit bedrohte, und ſie ſäumte nicht, ſich dagegen zur Wehr zu ſetzen.

Habe man ſie doch, ſo ſagt ſie, als eine in den Staat eingedrungene Körperſchaft bezeichnet, welche die der Nation unentbehrlichen Beſitzthümer zu verſchlingen ſuche: — aber was die Hauptſache, man mißkenne den Unterſchied, der zwiſchen den weltlichen und den dem Dienſte Gottes vorbehaltenen Gütern beſtehe. Die geiſtlichen Güter, ſo heißt es in ihrer Gegenvorſtellung wörtlich, ſind Gott gewidmet; alles aber, was einmal dem Dienſte Gottes gewidmet worden, iſt heilig; ohne die Einwilligung der Diener der Kirche darf es zu keinem andern Gebrauch verwendet werden. Dieſe Rechte zu erhärten, ſteigt der Clerus bis zu den Satzungen des alten Teſtaments auf; hauptſächlich aber ſuchte er ſie durch die Grundſätze des franzöſiſchen Staatsrechts zu beſtätigen. Er geht von den

ersten Zeiten aus, in welchen die Verbindung zwischen dem romanischen Clerus und dem germanischen Königthum geschlossen worden, dem Concil von Orleans im Jahr 511, wo König Chlodwig die Immunität der geistlichen Güter anerkannt habe: durch alle folgende Jahrhunderte führt er die Kette ähnlicher Anerkennungen bis in die Zeiten Ludwigs XIV. herab. [1]

Der König scheint einen Augenblick in der ergriffenen Ansicht geschwankt zu haben: sein Conseil bewirkte, daß er daran festhielt.

Der Clerus empfing die bittere Antwort, wie man sich wundern müsse, da er dem König so viel von seiner unbedingten Autorität in weltlicher Beziehung sage, daß er selbst seine Güter derselben entziehen wolle. Beide Theile blieben unerschütterlich. Im September 1750 ward die Versammlung des Clerus aufgelöst.

An sich ein sehr bedeutendes Ereigniß, daß das gute Vernehmen zwischen Clerus und Staatsgewalt, auf welches Ludwig XIV. seine Verwaltung hauptsächlich gegründet hatte, plötzlich unterbrochen wurde; aber noch bedeutender durch die Motive jedes Theiles und deren Tragweite.

Die Geistlichkeit erneuerte einen Anspruch, der in ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit, ihrer freien Mitwirkung bei der Entstehung der Monarchie historisch begründet und in den Zeiten, wo die allgemeine Kirche die vornehmste Gewalt der Welt ausgemacht hatte, sanctionirt worden war: so nahe sie seitdem dem Staate getreten, so hatte sie doch diese besondere Berechtigung sich immer vorbehalten. Auch jetzt war es merkwürdig, zu sehen, wie wenig die Regierung durch die

[1] Procès verbaux du clergé T. VIII.

Andeutung, daß ſie den überbürdeten unteren Clerus unterſtützen werde, bei demſelben gewann: der kleinſte Abbé fühlte ſeinen Stolz gekränkt, wenn man der Corporation, der er angehörte, ihre hergebrachte Unabhängigkeit beſtritt.

Dagegen war den Weltlichen das Mitgefühl für dieſe Berechtigungen verſchwunden, ſie lebten nur noch in den Ideen der alles und jedes umfaſſenden Staatsgewalt und hielten die Behauptungen der Geiſtlichkeit für Viſionen und Träume. Der König hob die Verpflichtung, welche er habe, die Güter des Clerus zu vertheidigen und zu beſchützen, als den Grund ſeines Rechts, denſelben zu den Bedürfniſſen des Staates herbeizuziehen, hervor. Konnte man aber nicht in der That zweifeln, ob ihm die Befugniß zuſtehe, von der ſo viele Jahrhunderte hindurch anerkannten Beiſtimmung des Clerus einſeitig abzuſehen? Eben an dieſem Punkte miſchte ſich noch eine andere Anſicht in den Streit. Es iſt hiebei geweſen, daß die Idee von der Volksſouveränetät zuerſt in der Mitte des franzöſiſchen Staats, und zwar zur Begründung der weltlichen Gerechtſame vorgetragen wurde. Ausgehend von der Theorie, daß die höchſte Gewalt auf einer Abdankung des ſouveränen Volkes zu Gunſten des Fürſten beruhe, hatte einſt Jurieu den Begriff der Souveränetät, wie ſie dem Volke ſelbſt beiwohne, unterſucht und auf den Grund der nothwendigen Beſchränkungen derſelben auch der von ihr herrührenden abſoluten Herrſchergewalt Schranken anzuweiſen gemeint. Ganz anders die Verfechter der weltlichen Gewalt in Frankreich ſelbſt. Sie lehrten, und zwar ſchon geraume Zeit vor Rouſſeau, daß die Souveränetät dem Volke als ſein Eigenthum gehöre, der Fürſt ihr Verwalter ſei; deßhalb aber, ſo fuhren ſie fort, könne es nicht allein kein menſchliches, ſondern auch kein göttliches Geſetz geben,

durch welches Jemand der Pflicht, zu den Laſten der Geſellſchaft, deren Mitglied er ſei, beizutragen überhoben werde; der Fürſt ſelbſt ſei nicht berechtigt, ſeinem Staat die Beihülfe zu entziehen, die ein Jeder nach Maßgabe ſeines Vermögens demſelben zu leiſten ſchuldig ſei; denn damit würde er nur den übrigen Mitgliedern derſelben eine ſchwerere Laſt auflegen, als ihnen zukomme, er würde die Pflichten der diſtributiven Gerechtigkeit verletzen, auf denen ſeine Autorität und der Gehorſam beruhe.[1]

Dem Anſpruch der ihre urſprüngliche Prärogative verfechtenden Geiſtlichkeit ſetzten die Gegner, die ihn bekämpften, nicht ſo ſehr das Recht des Königthumes, welchem poſitive Beſchränkungen anhaften, als die Idee des abſoluten Staates entgegen, welche eine aller Widerrede überhobene Gewalt in ſich ſchließt, und zwar auf den Grund einer Theorie, nach der auch das Fürſtenthum ſelbſt derſelben untergeordnet erſcheint. Unmittelbar aus dem Gegenſatz der geiſtlichen und der weltlichen Gewalt iſt die Idee der ſouveränen Nation, die über beiden ſtehe, hervorgegangen.

Doch hat dieſer Gedanke damals noch wenig Eingang gewonnen: die allgemeine Aufmerkſamkeit war zunächſt auf einen andern Zwieſpalt gerichtet, der ebenfalls auf den Confinien der geiſtlichen und der weltlichen Macht entſprang: der alte janſeniſtiſche Hader kam noch einmal zum vollen Ausbruch.

Cardinal Fleury hatte, wie wir berührten, bei aller Förderung der Bulle Unigenitus, den Gegnern derſelben doch auch

[1] In der Schrift: Lettres: ne repugnate vestro bono. Londres 1750; welche ich jedoch in den großen Bibliotheken und auf dem Büchermarkt vergeblich geſucht habe; ſie ſtammt von Bargeton; einen Auszug geben die Procès verbaux du clergé VIII, 405.

eine Zuflucht gelaſſen und ſie nicht bis aufs Aeußerſte gebracht: er wollte den geiſtlichen Krieg nicht wieder erneuert ſehen.

Wo hätte ſich aber je eine mächtige Partei mit der Schonung ihrer Gegner einverſtanden erklärt? Die Anhänger der Bulle, die nur für den Begriff der ausſchließenden Rechtgläubigkeit Sinn hatten, mißbilligten dieß Verfahren; ein neuer Erzbiſchof von Paris, Chriſtoph de Beaumont, ein in ſeinem Leben untadelhafter, von Natur wohlgeſinnter Mann, aber in ſeiner Amtsführung zelotiſch und ſelbſt inquiſitoriſch, von Geiſtlichen gleicher Geſinnung umgeben, trug kein Bedenken, die verbannten Janſeniſten in ihrem letzten Aſyl, dem großen Hoſpital, zu verfolgen; es gelang ihm, die janſeniſtiſch geſinnte Priorin, die widerſtrebenden Prieſter aus demſelben zu entfernen. Um aber aller Abweichung ein Ende zu machen und die kirchliche Freiheit der Hauptſtadt wieder herzuſtellen, ordnete er an, daß den Sterbenden, die nicht ausdrücklich die Bulle annehmen oder doch bei einem orthodoxen Pfarrer gebeichtet haben würden, die Sterbeſacramente verweigert werden ſollten. Er hatte keinen Scrupel dabei, die letzten Augenblicke der Menſchen mit einer Frage, die eine zweifelhafte Beſtimmung über einen einzelnen Glaubensſatz enthielt, zu bedrängen, gleich als enthalte ſie die Wahrheit an ſich, oder als habe ſie mit den Tröſtungen der Religion zu ſchaffen. Es kam vor, daß die Menſchen ohne Sacramente ſtarben.

Dieſe Meinungen aber, die der Erzbiſchof durch ſo harte Maßregeln in ihrem letzten Verſteck zu vertilgen meinte, lebten noch tief in den Gemüthern; die Mitglieder des Parlaments hielten ſie noch großentheils feſt und wollten ſie nicht als ketzeriſch, ſelbſt nicht als ſchismatiſch bezeichnen laſſen. Das Pariſer Parlament, von jeher gewohnt, den clericalen

Ansprüchen Widerstand zu leisten, verbot die Sacramentsverweigerung, weil die öffentliche Ordnung unberechtigter Weise dadurch gestört werde.

Da nun die Geistlichkeit in Paris wie in den Provinzen die Sacramente zu verweigern fortfuhr und dagegen die Parlamente in solchen Fällen wider die Priester einschritten, so erfüllte sich das Land mit widerwärtigem Hader. Doch trat auch hiebei noch ein anderes Moment hervor, der Streit ward zugleich und vor Allem ein principieller.

Der Erzbischof wollte Niemand das Recht zuerkennen, in die Amtsführung der Geistlichkeit einzugreifen, welches ein Ministerium sei, das sie von Gott habe. Das Parlament bestand auf seinem Recht, keine Handlungen zu gestatten, die mit den Gesetzen des Reichs im Widerspruch seien, sonst möchte die Geistlichkeit vielleicht zur Inquisition fortschreiten. Auch in einzelnen Fällen dürfe es die öffentliche Ordnung, die Ruhe der Familie nicht stören lassen; es betonte die Behauptung, daß alle Unterthanen, geistliche wie weltliche, der königlichen Autorität unterworfen seien, welche in diesen Dingen von dem Parlamente repräsentirt werde.

Es liegt auf der Hand, wie nahe dieser Streit den frühern berührt. Die Immunität der Geistlichkeit und ihr Anspruch, in geistlichen Dingen von der Jurisdiction des Parlaments erimirt zu sein, beruhen auf einem und demselben Grunde. Die Selbständigkeit eines Institutes, welches die Welt umfaßte und allenthalben die gleiche Geltung zu haben meinte, stieß mit dem Anspruch des Staates, von seinem Princip aus Alles was in seinem Umkreis lag zu beherrschen, zusammen.

Und nicht lange, so zeigte sich, daß man auch in diesen Dingen den Staat und die königliche Regierung mit nichten

als identiſch betrachtete. Der Streit erreichte dieſe ſelbſt unmittelbar.

Ohne Zweifel wäre es ihre Pflicht geweſen, den Ausbruch der Entzweiung überhaupt zu verhindern. Aber da ſich Ludwig XV. nun einmal der Selbſtregierung unterzogen hatte, ohne doch die dazu nöthige Mäßigung und Gediegenheit zu beſitzen, und auch keiner ſeiner Miniſter ihn hierin vertrat, verlor man die durch Erfahrung erprobten Maximen aus den Augen. Die entgegengeſetzten Principien theilten den Hof und den Miniſterrath, in welchem bei jedem einzelnen Falle eine zufällige Majorität die Entſcheidung gab.[1] Zuletzt aber erhielten die geiſtlichen Sympathien die Oberhand. Wie der König in dem Streit über das Hoſpital dem Erzbiſchof beipflichtete, ſo verdammte endlich auch das Conſeil die Einmiſchung des Parlaments in die Sacramentsverweigerung.

Hierüber nahm das Parlament ſelbſt eine dem Königthum feindſelige Haltung an. Es forderte den König nicht allein in den dringendſten Worten auf, der Vertheidigung ſeiner eigenen Souveränetät kein Hinderniß in den Weg zu legen: ſondern es fügte zugleich hinzu, daß es ſich, wenn er es doch thäte, dadurch in dem einmal eingeſchlagenen Verfahren nicht werde aufhalten laſſen, denn ſeine Verpflichtung ſei, die Fundamentalgeſetze des Reichs in jedem Fall aufrecht zu erhalten. In dem Parlament unterſchied man zwiſchen dem primitiven urſprünglichen Gehorſam, den man den Reichsgeſetzen ſchuldig ſei, und der Befolgung der jeweiligen

[1] Relatione dell Abb. Cecchetti sopra gli affari correnti fra il clero et il parlamento 1753. Non si pote a meno di conoscere nel parlamento una specie di sicurezza confinante all' insulto, nella corte una specie di dubbietà ed incertezza, non lontana dalla timidità.

Willensmeinung des Königs: und ſtellte die erſte Pflicht der andern bei weitem voran. Dieſe Körperſchaft erklärte dem König unumwunden, wenn ſie in die Nothwendigkeit gerathe, zwiſchen ſeiner Ungnade und der Verletzung ihrer Pflicht zu wählen, ſo ſei ihr Entſchluß gefaßt, das Opfer ihrer Treue zu werden, d. h. doch, ſich um die Ungnade nicht zu kümmern. Die Fremden, die in Frankreich ſonſt nur Hingebung und Verehrung für den König bemerkt hatten, ſind erſtaunt, welch ein Geiſt drohender und beleidigender Hartnäckigkeit in den Parlamentsbeſchlüſſen herrſche, in ihrem ganzen Ton, in den einzelnen Worten.[1] Aber das Bedenklichſte von Allem war ihr Inhalt: der Verſuch, dem Willen des Königs, wie er ſich ausſprach, einen andern Willen, wie er ſein ſollte, entgegenzuſetzen: dem ausdrücklichen Verbote das Geſetz, das doch nicht ſo klar am Tage lag.

Man erkennt die Bedeutung dieſer Gegenſätze. Auf der einen Seite die Regierung, welche Maximen abſoluter Gewalt äußert, wie ſie noch niemals durchgegangen waren: auf der andern die Abſicht, ſie ſelbſt dem Geſetz oder noch einer andern Autorität unterzuordnen. Faſt nicht weniger als in den äußeren, erlitt die Regierung Ludwigs XV. auch in den inneren Angelegenheiten Nachtheile und Niederlagen.

Der König exilirte das Parlament und richtete zur Ausübung der Jurisdiction einen neuen Gerichtshof ein, den er königliche Kammer nannte. Aber in der öffentlichen Meinung galt es für eine Ehre, exilirt zu ſein, oder auch nur einer Familie anzugehören, die auf eine oder die andere Weiſe von dieſen Verbannungen betroffen wurde. Die neue Kammer

[1] Unter anderem vermieden ſie das Wort obéir, ſie ſagten lieber obtemperer.

konnte ſich keinerlei Anſehen verſchaffen: die Advocaten weigerten ſich, vor derſelben die Proceſſe zu verhandeln, obwohl ſie dabei Schaden litten.[1] Der König ſah ſich durch den allgemeinen Widerſtand genöthigt, das Parlament wieder zurückzurufen. Er glaubte ſeine Ehre dadurch zu behaupten, daß er Stillſchweigen über die religiöſen Händel gebot, und in der That regiſtrirte das Parlament dieß Edict, dabei behielt es ſich jedoch die früher ausgeſprochenen Grundſätze ausdrücklich vor.

Wiewohl es zweifelhaft ſcheinen könnte, ſo erhellt doch aus der Wendung der Dinge ſelbſt und dann ihrem Fortgang, daß das Parlament, feſthaltend an ſeinen Grundſätzen, die Oberhand nicht allein über die Geiſtlichkeit, ſondern ſelbſt über die Regierung und über den König behauptet.

Gegen Ende des Jahres 1756 ward das Gebot allgemeinen Stillſchweigens erneuert, aber in dem Edict fehlten dem Sinne des Parlaments gemäß die Worte, daß die Bulle als Regel des Glaubens zu betrachten ſei. Bei der Ausführung deſſelben behielt das Parlament vollkommen freie Hand; Theſen der Sorbonne, die ihm widerwärtig waren, belegte es mit ſeinem Verbot, weil die ſchwebenden Fragen dadurch berührt wurden. Es hielt ſich für autoriſirt, Mandements des Erzbiſchofs geradezu durch Henkershand verbrennen zu laſſen. Beaumont ſelbſt war faſt immer im Exil; ließen ſich ſeine Anhänger eine Sacramentsverweigerung beikommen, ſo wurden auch ſie dafür mit Verbannung heimgeſucht. Wie

[1] Barbier III, 502. Cette opposition générale à l'établissement de la chambre royale — fait bien connaître au parlement, qu'on ne peut se passer de lui — et cela ne peut que le rendre plus ferme dans ses prétentions.

früher die janſeniſtiſchen Prieſter, ſo wurden jetzt ihre Gegner verjagt und verfolgt.

Im Gefühl dieſer Uebermacht iſt es dann geweſen, daß das Parlament noch eine andere ſeiner alten Feindſeligkeiten erneuerte; es erhob ſeine Waffen aufs neue gegen den Orden der Jeſuiten. Der Orden hatte die Bulle hauptſächlich provocirt und zu ihrer Ausführung in Frankreich beigetragen. Es liegt in dem natürlichen Gange der Dinge, daß er auch durch die Reaction gegen dieſelbe betroffen wurde.

Der Zufall fügte, daß ein Rechtsſtreit zwiſchen einer jeſuitiſchen Miſſion in Weſtindien und einem marſeiller Handelshauſe vor die franzöſiſchen Gerichte, und dadurch vor die Parlamente kam, in Folge deſſen der Orden als Geſammtheit in Anſpruch genommen werden konnte. Man ergriff den Anlaß, um ſeine Verfaſſung aufs neue zu unterſuchen, ihre Unvereinbarkeit mit einem geordneten Staatsweſen auszuſprechen. Wie oft ſeit 200 Jahren hatte das Parlament als Vorfechter der Staatsidee dem Orden beizukommen geſucht! Jetzt lagen die Dinge ſo, daß es die Hoffnung faſſen konnte, ihn in Frankreich zu vernichten.

Noch hatte der Orden mächtige Freunde und Anhänger; aber ſeine Feinde waren doch zahlreicher und mächtiger. Zwei von einander ſehr verſchiedene, ja einander entgegengeſetzte Parteien verbanden ſich gegen ihn. Die Einen griffen ihn in religiös-janſeniſtiſchem Eifer, die Andern aus weltlicher Geſinnung und Hinneigung zum Unglauben an.

Schon längſt nahm die Literatur an allen auftauchenden Fragen wieder lebendigen Antheil; die wirkſamſten von allen Verbündeten des Parlaments waren die literariſchen.

Drittes Capitel.

Tendenzen der Literatur.

Nachdem einmal das unbedingte Anſehen der Staatsverwaltung Ludwigs XIV. gefallen und die Nothwendigkeit einer Abweichung von derſelben den Menſchen ins Bewußtſein gekommen war, unter der Regentſchaft, welche alles Beſtehende in Frage ſtellte, und deſſen Gegentheil möglich erſcheinen ließ, bildeten ſich Geſellſchaften, in denen man die vorliegenden Uebelſtände erwog und ſich in Entwürfen neuer Dinge erging; ein jeder meinte mit dem Maß ſeiner Einſicht dem gemeinen Weſen zu Hülfe kommen zu müſſen. Recht als der Repräſentant der nüchternen und weitausgreifenden, noch vollkommen wohlwollenden Tendenz, die damals vorherrſchte, erſcheint der Abbé St. Pierre, lange Zeit Almoſenier der Herzogin von Orleans Eliſabeth Charlotte. Er iſt der Erſte, der in Frankreich den Ruhm Ludwigs XIV. ernſtlich beſtritten hat. Denn er verdammte nicht allein die Kriege, wie ſie unter dieſem Fürſten geführt worden waren, ſondern den Krieg überhaupt, er meinte den ewigen Frieden aufzurichten, wenn man nur einige wenige Grundſätze, die er ſogleich vortrug, annehmen wolle. Seine Meinung war bereits, daß die Größe von Frankreich auf die Entwicklung des Ackerbaues, und nach dem Muſter von England, für das er eine ſehr lebhafte Bewunderung zeigte, weil es, ohne ſo viele Heere ins Feld zu ſtellen, doch zuletzt die Oberhand behalten hatte, auf commercielle Thätigkeit gegründet werden ſollte. Eine ariſtokratiſche Verfaſſung zu empfehlen, blieb er jedoch weit entfernt. Von den Vorrechten der Provinzen oder Stände, welche der

Regierung Widerstand leisten können, soll nicht mehr die Rede sein, viel weniger von erkauften Aemtern; nur die Würdigsten sollten nach der Absicht des Herzogs von Bourgogne und zwar durch Wahl der Zunächststehenden zu den großen Stellen aufsteigen; er will den erblichen Adel zwar nicht abgeschafft wissen, aber er will ihn mit dem Dienst in Verbindung bringen; das Cölibat der Priester soll aufhören, nicht so sehr weil es an sich verwerflich ist, als weil wohlgezogene Priestersöhne der Nation einen großen Vortheil bringen werden.[1] Ueberhaupt gibt es kaum etwas wie in den äußern Geschäften, denn auch deren Abwandlungen begleitet er mit fortwährender Begutachtung, so besonders in den innern und selbst in den Studien, worüber er nicht eine besondere auf die allgemeine Wohlfahrt zielende Meinung vorzutragen wüßte. Seine Aufsätze sind formlos, zugleich trocken und phantastisch, meistens jedoch nicht ohne eine begründete Anschauung oder ein Gefühl von rationeller Wahrheit, denn er meinte, daß sich Alles durch Vernunft und Discurs werde zum Guten wenden lassen.

Unter den Ministern Ludwigs XV. sind die beiden Argenson namhaft, Söhne eines früheren Vorstehers der Pariser Polizei, welcher unter dem Regenten als Großsiegelbewahrer eine Rolle spielte, und wie dieser besonders dem Hause Orleans befreundet. Der ältere von ihnen, Marquis d'Argenson, Minister der auswärtigen Angelegenheiten von 1744 bis 1748, — Voltaire rühmt ihn fast als seinen vornehmsten Beschützer — war ein Freund und Verehrer St. Pierre's, besaß aber

[1] Ouvrajes tome setieme (denn das ist seine Ortbographie) 63: Il suit que bon gouvernement, pour conserver la tranquilité de l'état, doit abolir les assemblés des princes et du clergé.

bei weitem gründlichere Einſichten und eine beſſere Methode. Er hat Betrachtungen über die Regierung von Frankreich hinterlaſſen, welche, als ſie ſpäter bekannt wurden, eine durchgreifende Wirkung gehabt haben.

Argenſon entwickelt darin vor Allem den Gedanken, daß die Monarchie durch demokratiſche Inſtitutionen erneuert und verſtärkt werden müſſe. Da die Sache der Monarchie die Sache des Volkes ſei, ſo beklagt er, daß das Gute, was ſie für das Volk thue, ihr nicht angerechnet werde, weil ſie allein für ſich zu arbeiten ſcheine, und nur immer von den Rechten des Königs rede; man müſſe ihr durch die Erweckung demokratiſcher Freiwilligkeit eine feſtere Grundlage geben und noch größeren Nachdruck verſchaffen. [1]

Das vornehmſte Mittel hiezu ſieht er in der Einführung von Provinzialverfaſſungen. Er will die Verbindung zwiſchen Geldbeſitz und Verwaltung, die in Frankreich ſo mächtig war, vollkommen aufheben; auch er bekämpft die Käuflichkeit der Aemter; die Stellen der Einnehmer, Schatzmeiſter und mancherlei Finanzbeamten ſollen unterdrückt und die Auflage, die der König fordert, durch die Provinz ſelbſt aufgebracht werden. So ſoll denn weder der Adel, ſo alt er auch iſt, noch irgend eine Würde, ſo hoch ſie auch ſtehen mag, von der Zahlung der Auflage entbinden; in der Provinzialverſammlung, die man einrichten wird, ſoll Niemand ein Vorrecht zuſtehen, nur der größere Beſitz ſoll Ehrenrechte gewähren, auch die

[1] Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France. Il vaut bien mieux en maintenant les lois constitutives de la monarchie laisser son action au corps de la nation et ne réserver à l'autorité royale que la décision sur les principales difficultés. (S. 29.)

königlichen Domänen ſollen darin repräſentirt ſein, eben wie der übrige Grundbeſitz. Es verſteht ſich, daß dann auch der Unterſchied zwiſchen den Provinzen ſchwinden müßte; Vorrechte der einen vor der andern darf es nicht mehr geben; das Maß der Leiſtungen ſoll ſich nach der Bevölkerung, dem Ertrag des Landes und des Handels, wie der allgemeine Cataſter ſie ausweist, beſtimmen.

In der Annahme einer allgemeinen Berechtigung geht er nicht bis zur vollkommenen Gleichheit fort; namentlich will er die Proteſtanten mit nichten zu den öffentlichen Aemtern zulaſſen, und dem Adel einige Prärogativen bei dem Hofhalt, in den Haustruppen des Königs vorbehalten; die Titel eines Jeden ſollen aufs neue unterſucht werden.

Auch fordert er nicht geradezu die Aufhebung der Immunitäten der Geiſtlichkeit, denn im Grunde verliere der Staat durch dieſelben nicht ſo viel, aber er iſt überzeugt, ſie ſelbſt werde dieſelben aufgeben, da es ihr Vortheil ſei; er ſchreitet bereits zu der Unterſuchung fort, wie der zu dem Cultus und der Unterhaltung ſeiner Diener nicht unmittelbar erforderliche Theil der geiſtlichen Einkünfte verwendet werden ſolle, auf eine dem urſprünglichen Zweck entſprechende Weiſe; hauptſächlich durch die Provinzialadminiſtrationen, an denen alsdann der Clerus ſelbſt Theil nehmen wird, ſoll es geſchehen.

Zur Seite der höchſten Gewalt bleiben ihm nur dieſe, ohne alle bisherige Vorrechte auf den Grund des Beſitzes einzurichtenden, uniformen Provinzialverfaſſungen übrig; Argenſon räumt ihnen eine gewiſſe Unabhängigkeit, aber mit beſchränkten Befugniſſen ein. Mit Entſchiedenheit erklärt er ſich gegen die allgemeinen Stände, denn die Erfahrung aller Zeiten habe gezeigt, daß von ihnen nichts Gutes komme.

Zwiſchen den Fürſten und dem Volk beſtehe gleichſam die geheime Uebereinkunft, ſie nicht wieder herzuſtellen.

Wir hören einen Miniſter ſprechen, der die mancherlei Hinderniſſe, welche die ungleichartigen Berechtigungen der Verwaltung in den Weg legen, worauf ſie auch immer beruhen mögen, auf Adel, oder Geld, oder geiſtlichem Beruf, durch eine populäre Adminiſtration zugleich aufzuheben, und zu erſetzen, die Ausübung der höchſten Gewalt aber nur noch unabhängiger zu machen denkt.

Sein Buch iſt der Ausdruck der Ideen der monarchiſch-liberalen Reform, wie ſie in den Zeiten Ludwigs XIV. entſtanden, in den letzten Jahren Fleury's, unmittelbar vor dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg, ſich geſtaltet hatten. In denſelben Jahren arbeitete Montesquieu an ſeinem Werke über den Geiſt der Geſetze, welches, die Frucht zwanzigjähriger Studien, im Jahr 1748 erſchienen iſt. Die Einwirkung der Zeitumſtände, ſo zu ſagen der Geſichtskreis, unter welchem es entſprang, iſt ungefähr der nämliche, durchaus verſchieden aber iſt die Richtung und Abſicht.

Montesquieu ſieht das Weſen der franzöſiſchen Monarchie eben in den Elementen derſelben, welche Argenſon unterdrücken will, wie er ſich ausdrückt, den intermediären Gewalten. Er verabſcheut die Verbindung zwiſchen Deſpotismus und populärem Weſen, worin jener das Heil erblickt.

Argenſon hat die Abſchaffung der Gerichtsbarkeit der Herren in Antrag gebracht; Montesquieu nimmt ſie ausdrücklich in Schutz. Er will nichts davon hören, daß man den Edelleuten die Erlaubniß geben ſoll, Handel zu treiben: das würde nur den Charakter des Adels aufheben und dadurch die Monarchie ſelbſt ſchwächen: denn wo kein Adel, da ſei keine Monarchie.

Wohl will er die geiſtlichen Gütererwerbungen beſchränken, aber die Forderung, daß der Clerus die Laſten des Staates unmittelbar mitzutragen habe, zieht er in das Lächerliche. Was der Clerus mit Recht beſitzt, ſoll ihm unverletzlich, auf alle Zeiten verſichert ſein.

Wenn ſchon Law daran gedacht hatte, die parlamentariſchen Aemter zurückzukaufen und den Familien zu entziehen, ſo erklärt das Montesquieu für einen Beweis der Ignoranz dieſes Schotten und ſeines den Deſpotismus begünſtigenden Sinnes. Mit den Worten eines Alten weist er nach, daß die Käuflichkeit der Aemter ein ariſtokratiſches Moment in ſich trage, welches er für jenen weſentlichen Beſtandtheil der Monarchie hält. Vornehmlich in Frankreich müſſe es Corporationen geben, welche die Geſetze des Staates dem unaufhörlich beweglichen Willen des Fürſten gegenüber aufrecht erhalten. Man table die Verzögerungen, die dadurch veranlaßt werden können, aber wohin würde die Nation gerathen, wenn nicht das Parlament Folgerichtigkeit und Nachdruck in die Geſchäfte brächte. Ueberdieß ſei es gut, daß dieſelbe Beſchäftigung ſich in den Familien von einer Generation zur andern fortpflanze.

Die Auflöſung der Provinzialſtände in ihrer beſondern Geſtalt und Berechtigung, wie ſie St. Pierre und Argenſon empfahlen, würde er als ein großes Unglück anſehen: eben durch deren Einwirkung werde eine und die andere Landſchaft in Blüthe erhalten; er verwirft die Idee der Uniformität in ihrer Allgemeingültigkeit; nur kleine Geiſter ſeien es, die ſich durch den guten Anſchein derſelben fortreißen laſſen.

Unter den Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts hat Montesquieu ohne Zweifel das lebendigſte Gefühl von dem Zuſammenhang und Geiſte der Inſtitutionen der alten

franzöſiſchen Monarchie. In jenem Zwieſpalt der politiſch-hiſtoriſchen Anſichten, der ſich aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. in das achtzehnte Jahrhundert fortpflanzte, gehörte er gleichſam durch Geburt, denn er ſtammte aus einem parlamentariſchen Geſchlecht, und noch mehr durch ſeine Bildung der ariſtokratiſchen Seite an; ſein Sinn war, die alten Inſtitutionen zu beleben und zu ſtärken; aber wie er durch einen natürlichen Zug des Geiſtes von allem Gegebenen und Vorliegenden zu dem Allgemeingültigen und Idealen aufſtrebte, ſo blieb er bei ihnen nicht ſtehen. Wie viel lag ſchon darin, daß er die katholiſche Kirche nicht als den unbedingten Ausdruck der Religion betrachtete, wofür ſie ſelbſt angeſehen ſein wollte, ſondern ihre Herrſchaft im ſüdlichen Europa ſogar von klimatiſchen Einflüſſen herleitete: während der Proteſtantismus mehr den Bedürfniſſen des Nordens entſpreche. Ueberhaupt liebt er es, die ethnographiſchen Gegenſätze auf die Einwirkung der Natur zurückzuführen, die diſparateſten Regionen des allgemeinen Menſchenweſens bringt er zuweilen in überraſchende Verbindung. Die Eindrücke, die der Autor bei einer ſehr ausgebreiteten Lectüre und durch die Erfahrung eines reichen Lebens empfing, die Bemerkungen, die er jede für ſich machte, ſind in ſeinem Werke zu einem Ganzen vereinigt. Der Geiſt der Geſetze iſt Fragment, unter dem Anſchein des Syſtems. Mangelhafte Beobachtungen, unſichere Reſultate wechſeln mit großen und umfaſſenden Anſchauungen. Vor allem hat Montesquieu den engliſchen Inſtitutionen eine eingehende und glückliche Aufmerkſamkeit zugewendet. Ihre hiſtoriſche Entwickelung, der Gegenſatz und Kampf, die Niederlagen und Siege, durch welche die engliſche Verfaſſung zu Stande gekommen iſt, kümmern ihn jedoch wenig; er begreift ſie als das fertige Product

des ſtaatbildenden Genius, in dieſem Sinne ſtellt er ſie dar, und entnimmt aus ihnen die allgemeine Theorie der Conſtitution einer beſchränkten Monarchie. Ein wirkungsmächtigeres Capitel iſt wohl kaum je geſchrieben worden, als das Capitel Montesquieu's über die engliſche Verfaſſung iſt. Es hat ſelbſt da zur Grundlage conſtitutioneller Einrichtungen gedient, wo man übrigens von den Anſichten dieſes Schriftſtellers himmelweit abwich.

Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, was viele damals annahmen, auch Montesquieu habe den ſchon ein paarmal ausgeſprochenen Gedanken gehegt, daß dem franzöſiſchen Parlament eine ähnliche Geſtaltung und Macht zu Theil werden ſollte, wie ſie dem engliſchen zuſtehe. Die Sympathie, die er für die altfranzöſiſchen Inſtitutionen an den Tag legte, würde aber damit ſich ſelbſt überboten und ihre Wirkung vernichtet haben. Dem Beſtehen einer Inſtitution kann es unmöglich förderlich werden, wenn ein Autor von dieſem Range ihnen eine andere Entwickelung verwandter Elemente, als das Ideal der politiſchen Lehre, entgegenhält. Ein gegebener Zuſtand verzichtet leicht darauf, das Höchſte zu leiſten, aber zu ſeiner Lebenskraft iſt erforderlich, daß er es auf ſeinem Wege erreichen zu können meine. Gäbe er dieß auf, ſo würde ein Umſturz unvermeidlich ſein.

Ueberhaupt aber tritt bei Montesquieu eine ganz andere Idee vom öffentlichen Leben hervor, als welche in dem franzöſiſchen Staate erſchien, oder ſich mit demſelben vereinbaren ließ; obwohl von ſehr beſtimmten Fragen ausgegangen und poſitiven Inhalts, kam ſein Werk doch der Oppoſition zu Hülfe, die ſich im Gebiete der allgemeinen Gedanken erhob und allmählich den Charakter der Literatur zu bilden anfing.

Vom Standpunkt ſchriftſtelleriſcher Virtuoſität läßt ſich

die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts nicht mit der des siebzehnten vergleichen, Männer, wie d'Alembert, die jenem mit allen ihren Bestrebungen angehören, bekennen doch, daß sie sich in einem nachaugusteischen Zeitalter fühlen, in welchem nur einzelne Erscheinungen sich über die allgemeine Mittelmäßigkeit erheben. Noch weniger wäre an die geistige Umfassung verschiedener Weltalter und das energische Suchen neuer Formen zu denken gewesen, das im sechzehnten Jahrhundert vorherrschte. Man blieb auf dem gewonnenen Gebiete stehen: das Modernclassische, das zur Darstellung gekommen war, befriedigte die Geister, und erschien ihnen als das Ideal der Form.

Aber einmal hatte die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts vor andern Epochen den Vorzug einer allgemeineren Verbreitung und Theilnahme. Durch die Stiftung der Akademien, welche einen gewissen Rang und das Ansehen gaben, das aus der Anerkennung Anderer entspringt, hatte sich in der Hauptstadt und den Provinzen eine Classe von Männern gebildet, die, ohne zu den Gelehrten von Fach zu gehören, in der Literatur lebten; alles nahm an ihren Productionen Theil; die Hommes des Lettres fingen an eine besondere Classe der Gesellschaft zu bilden; Männer vom höchsten Range wünschten in ihrer Mitte als Schriftsteller zu glänzen. [1]

Und ferner stand die literarische Tendenz der erscheinenden Realität der Dinge um vieles näher. Die Zeit der Poesie und ihrer genialen Schöpfungen war vorüber, aber die Prosa

[1] Wie es in dem politischen Testament von Belle-Isle, das schwerlich authentisch, aber von kundiger Hand verfaßt ist, heißt: La noblesse Française est de toutes les nations celle, qui compte aujourd'hui le plus d'hommes célèbres; les gentilshommes de province savent lire, les agréables de Paris étudent Pufendorf et Feuquières, les ducs font des epigrammes, les cardinaux des épitres etc.

blühte; die alte Erudition, obgleich ſie fortdauerte, regte doch die Geiſter wenig an; bei weitem mehr die Kunde der Natur, welche allmählich in ihre glänzendſte Epoche trat: und vor allem philoſophiſche und politiſche Discuſſion.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beherrſchte der Carteſianismus, der ſich trotz allen Widerſtrebens im Stillen verbreitet hatte, die allgemeinen Ueberzeugungen. Dieſes Syſtem verdankte ſeinen Sieg beſonders auch Malebranche, der, dem Meiſter folgend, doch für eine eigenthümlich theoſophiſche Weltanſicht Raum gefunden hatte, welche ſich mit der Offenbarung und der Verfaſſung der öffentlichen Dinge in Staat und Kirche wohl vertrug. Das große Ereigniß, welches ſich im zweiten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete des Wiſſens und Meinens zutrug, war nun, daß die kosmiſchen Theorien des Carteſianismus von der erfahrungsmäßig begründeten Lehre Newtons beſiegt wurden.[1] Die ganze akademiſche Welt, und die zahlreiche theilnehmende Geſellſchaft in den höhern und mittlern Kreiſen des Lebens, die ſich um ſie vereinigte, machte dieſen Uebergang; die ältern Männer zögernd, die jüngere Generation mit Feuer und Eifer. Die Geometer und Mathematiko-Phyſiker fingen an, wie vor Kurzem in England, durch den Beifall, den ihnen die höheren Claſſen widmeten, eine große Rolle in der allgemeinen Literatur zu ſpielen: ſie nahmen unter den Hommes des Lettres die vornehmſte Stelle ein.

Wie nun aber in England Locke ſich an Newton anzuſchließen geſucht hatte, wiewohl er von dieſem nicht anerkannt

[1] d'Alembert: discours préliminaire de l'encyclopédie 1751. 141; il n'y a pas encore vingt ans qu'on a commencé en France à renoncer au cartesianisme.

wurde, ſo ging dieſe ausgebreitete und wirkſame literariſche Genoſſenſchaft, durch die Verwandtſchaft der Methode fortgezogen, im Gebiete der geiſtigen und religiöſen Welt zu Locke über, deſſen ſenſualiſtiſche Richtung überhaupt die folgenden Geſchlechter zu beherrſchen die Macht oder die Beſtimmung hatte. Malebranche ward ſo gut verlaſſen, wie Carteſius ſelbſt. Die Geometer traten in den Hintergrund: die Philoſophen gewannen für ihre an ſich abſtracten Probleme — das vornehmſte von der Theorie der menſchlichen Erkenntniß — die allgemeine Theilnahme.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft kann nicht hoch anſchlagen, was ſie für die Löſung derſelben leiſteten.

Condillac, der die angeborenen Ideen des alten Syſtems ſo entſchieden verwarf wie Locke, nahm doch von den Quellen der menſchlichen Erkenntniß, welche dieſer Philoſoph an deren Stelle geſetzt hatte, Senſation und Reflexion, nur die erſtere an, und ließ die zweite fallen, welche die eigentlich geiſtige Thätigkeit enthält.

Er ſelbſt hielt zwar an der Immaterialität der Seele feſt; wenn Locke einmal die Aeußerung hingeworfen hatte, daß die göttliche Allmacht auch der Materie die Fähigkeit zu denken verleihen könne, ſo beſtritt dieß Condillac aus einer ächten Ueberzeugung; Andere aber gab es, welche eben dieſe Anſicht mit größtem Feuer ergriffen; ſie machten dieſelbe zum Eckſtein ihres Gebäudes. Sie vereinigten die negativen Seiten der Lehren Condillac's und Locke's und ließen den poſitiven Inhalt derſelben fallen.

Eben für eine ſolche Richtung aber war die Zeit beſonders empfänglich; der Senſualismus in Condillac's Faſſung ward das Bekenntniß der überwiegenden Mehrheit der Hommes des

Lettres; und eine nicht geringere Zahl gab ſich materialiſtiſchen Hinneigungen hin.

Es hat einen innern Zuſammenhang, daß die mit der Kirche aufs engſte verbundene Staatsverfaſſung auf dem ſpiritualiſtiſchen Begriff beruht, ſich nicht mehr in voller Geltung behaupten kann, und daß nun eine andere dieſem Begriff entgegengeſetzte Theorie nach und nach bei dem an den öffentlichen Dingen theilnehmenden Publikum Eingang findet.

Man kann darüber ſtreiten, von welchem Moment große Gährungen in Völkern und Staaten am meiſten ausgehen, ob von dem innern Schwanken der Verwaltung und ihren Neuerungsverſuchen, oder von den Einwirkungen der Literatur, deren Tendenzen wieder ihre eignen Wurzeln haben. Vor Augen liegt, wie ſehr beide in einander eingreifen.

Die Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchloß ſich an die in den großen Inſtitutionen des Staates und der Kirche vorwaltenden Ideen an, und entwickelte von dieſer Grundlage aus ihre Weltanſchauung, die Literatur des achtzehnten wandte ſich von ihnen ab. Jene beruht auf dem Einverſtändniß der Geiſter mit dem was ihnen vorlag, dieſe ging von dem Gefühl der Unzufriedenheit und des Mißbehagens aus. Damals ſtieß die Staatsgewalt Alles aus, was den recipirten Ideen widerſprach, jetzt wandte ſie, an ſich ſelbſt irre geworden, dazu nicht mehr die alte Strenge an; das Fremde und Widerſprechende drang mit Macht in Frankreich ein. Was man früher bewunderte, verehrte, fing man nunmehr an zu bekämpfen und zu verachten.

Im ſiebzehnten Jahrhundert idealiſirte man die Gegenwart und ſuchte die Vergangenheit von ihrem Standpunkte aus zu begreifen, ihre Analogien ſich anzueignen. Im dem achtzehnten

faßte man das Ungenügende der Gegenwart ins Auge, und ſuchte ſich eine neue Zukunft zu bilden.

Und dieſer Geſinnung nun gab ein Schriftſteller, der an univerſaler Wirkſamkeit vielleicht niemals ſeines Gleichen in der Welt gehabt hat, ihren vornehmſten Ausdruck. An Voltaire meinte Frankreich einen Nachfolger von Corneille und Racine, dieſen an Werth gleich, zu beſitzen; er hatte ihre Formen, ihren Rhythmus: aber er unterſcheidet ſich von ihnen, wie ſein Jahrhundert von dem ihren.

Corneille iſt den ſtaatbildenden Ideen zugewandt, ſchwungvoll, kriegeriſch royaliſtiſch; Racine vor allen Dingen religiös und der Kirche ergeben; Voltaire widmet ſich in ſeinen beſten dramatiſchen Productionen den abſtracten Ideen von Knechtſchaft und Freiheit, wie ſie in England gefaßt worden waren,[1] oder er bekämpft den Fanatismus, dem er faſt einen noch größern Einfluß auf die franzöſiſchen Geſchicke zuſchreibt, als er wirklich gehabt hat. Schon dadurch wendet er ſich von dem Ueberlieferten, Nationalhiſtoriſchen gewaltſam ab; die klaſſiſchen Formen athmen den Geiſt der Oppoſition: überdieß aber iſt er unendlich beweglicher als ſeine Vorgänger, mannichfaltiger, regſamer. Mit Vergnügen wirft ſeine Muſe das tragiſche Gewand von ſich ab und erſcheint mit frivoler Geberde auf dem Markt, wo ein vornehmer oder niedriger Pöbel an dem Gemeinen ſeine Freude hat. Oder ſie dringt in die Bibliotheken ein; mit raſchem, leichtem und leicht zu befriedigendem Talent weiß ſie ſich über das Vergangene zu unterrichten und tritt dann kecken Muthes den Gelehrten entgegen, welche

[1] Ich meine vor allem den Tod des Cäſar, nicht die letzten Scenen, welche halb überſetzt ſind und wegbleiben könnten, ſondern das Ganze dieſes Stückes.

erſtaunt und geneigt ſind, ihr zu folgen: zuweilen ernſt und in ſorgfältiger Ausführung, meiſtens ſcherzhaft und leichtfertig, immer wohlredend und den Sinn der Menſchen treffend, ſammelt ſie ein ungeheures Publikum in aller Welt um ſich, das ihr mit unermüdeter Aufmerkſamkeit Gehör gibt.

Die Unordnungen in Staat und Kirche, die ſchon erwachten Gegenſätze, die Erſchütterung aller alten Ueberzeugungen machen eine unermeßliche Wirkung möglich.

Voltaire war ein zu wohl organiſirter Kopf, um ſich in deſtructive Theorien zu verlieren: aber zu ſeinen Füßen in Bewunderung ſeines Talents und ſeiner Erfolge bildete ſich eine Generation, die davor nicht zurückſchrak. Die Literatur entwickelte bereits den theoretiſch-aggreſſiven Geiſt, dem ein zu erreichendes politiſches Ziel mit einem gewiſſen Bewußtſein vor Augen ſchwebt.

Als ein gemeinſchaftliches Werk dieſer Schule kann die Encyclopädie angeſehen werden, in welcher die menſchlichen Wiſſenſchaften, Künſte, Fertigkeiten zuſammengefaßt und dem allgemeinen Verſtändniß nahe gebracht werden ſollten. Was ihr aber ihren Charakter gab, war die ſenſualiſtiſche Doctrin, welche mehr oder minder erkennbar alle bedeutenden Artikel durchzieht. An der Spitze ſtanden ein paar Männer, die mit dem Impuls, der in der Verkündigung einer neuen Lehre liegt, die eigenthümlichen, zu einer ſolchen Arbeit nöthigen Gaben verbanden; d'Alembert, Scharfſinn und doctrinäre Sicherheit: Diderot, eine unermüdliche Application für jeden Zweig des Wiſſens und Könnens; der erſte Klarheit, der zweite Feuer und Glanz der Darſtellung.

Ein anderes Unternehmen der Schule der Philoſophen war nun aber der Kampf gegen die Jeſuiten. An ſich ſtand

der Orden den neuen Richtungen der Literatur nicht ferne. Die Jeſuiten haben im Gegenſatz zu Malebranche, den ſie nicht liebten, ſelbſt die Schriften Locke's empfohlen und verbreitet. Wie manche von den Führern der neueren Schule hatten in den Collegien der Jeſuiten zu ihren Füßen geſeſſen. Urſprünglich haben ſich einige Mitglieder des Ordens erboten an der Encyclopädie mitzuarbeiten. Allein in Kurzem ſtellte ſich die Feindſeligkeit der neuen Schule gegen alle poſitive Religion heraus. Die Jeſuiten hielten an ſich, von janſeniſtiſcher Seite machte man dem Orden ſein Stillſchweigen, bei ſo vielen Angriffen auf die Religion, zum Vorwurf. Endlich fand ſich dieſer bewogen, durch ſeine literariſchen Organe den Kampf gegen die Encyclopädie zu eröffnen. Aber dieſer Streit wurde ſein Unglück. Die Jeſuiten waren nicht mehr die alten: ihre Gegner zahlreich, unermüdlich; ein überaus furchtbarer Feind war Voltaire, unvergleichlich im Gebrauch der leichten Waffen, und niemals zu begütigen, wenn er einmal beleidigt war.

D'Alembert geht zu weit, wenn er den Ruhm der Niederlage der Jeſuiten für die Philoſophen in Anſpruch nimmt; aber ſie trugen das Meiſte dazu bei, den Credit derſelben in der öffentlichen Meinung zu zerſtören.[1] Die Thatſache iſt, daß die beiden Parteien, die literariſch-philoſophiſche und die parlamentariſche, ſo weit auch ihre tieferen Ueberzeugungen aus einander gingen, doch zunächſt gegen die Jeſuiten gemeinſchaftliche Sache machten.

[1] D'Alembert: sur la destruction des Jesuites en France 281. „C'est proprement la philosophie qui par la bouche des magistrats a porté l'arrêt contre les Jesuites.“ Dieſe kleine Schrift bleibt immer eine Parteiſchrift, auch ſchlägt ſie oft den ſcherzhaften Ton an, den dieſe Partei liebte, der aber dem Autor nicht immer wohl ſteht; aber ſie enthält vieles Gute und hat ein hiſtoriſches Gefühl des Momentes.

Viertes Capitel.

Conflicte der Gewalt und der Meinung gegen Ende der Regierung Ludwigs XV.

Zu einer überaus bedeutenden Stellung ſtieg das Parlament in Frankreich nach und nach wieder auf.

Durch ſein Wort war das Teſtament des letzten Königs wenn nicht rückgängig gemacht worden, doch unausgeführt geblieben; durch den Widerſtand, den es dem Law'ſchen Syſtem leiſtete, hatte es ſeinen Credit in der Nation noch mehr befeſtigt. Seitdem hatte ein Schriftſteller von hoher Autorität ſeine Nothwendigkeit anerkannt, ſeinen Anſprüchen eine Theorie gegeben, auf welche es ſich gewaltig ſtützte. Es hatte dann auf ſich genommen, die Rechte des Staats und der Nation gegen die Tendenzen der Bulle Unigenitus zu verfechten und war damit durchgedrungen; jetzt begann es den directen Kampf gegen deren Vorfechter, die Jeſuiten.

Den Moment der unter der Einwirkung der Literatur wachſenden allgemeinen Ungunſt ergriffen die Führer des Parlaments, wenige Männer, nicht mehr als zwei oder drei, um die alten Anklagen zu erneuern: ſie theilten ihre Ueberzeugungen und Abſichten zuerſt ihren Corporationen mit: feurig und geſchickt, gaben ſie ihnen einen Impuls, der die ganze Nation ergriff. Die Jeſuiten glaubten lange nicht an ihre Gefahr; ſie waren von der Heftigkeit der Angriffe die ſie erfuhren überraſcht, ihre Vertheidigung war ſchwach und ungenügend: es gereichte der Welt zum Erſtaunen, wie wenig nachhaltigen Widerſtand ſie leiſteten. Der König hätte ſie gern durch eine Modification ihres Inſtitutes gerettet, und ſo viele ihrer in

Frankreich waren, dieſe hätten alle die Hand dazu geboten. Aber weder wollte das Parlament davon hören, noch war es in Rom durchzuſetzen. Und bei weitem ſtärker war jetzt in Frankreich die Macht des Parlaments, deſſen Autoriſation zu den Auflagen, ohne welche der Krieg nicht hätte geführt werden können, unentbehrlich war, als der Einfluß von Rom, oder die Rückſicht auf den Clerus, von deſſen freien Bewilligungen, wie auch immer ſeine Worte lauteten, wenig erwartet wurde. Das Parlament ſprach die Vernichtung des Ordens, die Verbannung ſeiner Mitglieder aus Frankreich aus. Der König ließ ſich die Sache mehr gefallen, als daß ſie aus ſeinem Willen hervorgegangen wäre. Denen, welche man ſpäter im Lande zu dulden für gut hielt, ward die Anweiſung auferlegt, wie einſt den Hugenotten, ſich von der Hauptſtadt entfernt zu halten.

Früher hatten die Jeſuiten jeden Act der Autorität, der gegen ihre Feinde gerichtet war, gebilligt, wenn nicht provocirt. Aber es iſt für einen Jeden ſelbſt gefährlich, Handlungen der Willkür oder der auch einigermaßen gerechtfertigten Gewaltſamkeit zu befördern; was ſie Andern gethan, geſchah nun, und zwar unter beſſeren Formen, ihnen ſelbſt.

Nach dieſem großen Siege, im Gefühle fortſchreitender Macht, faßte das Parlament, bei den dringenden Verlegenheiten des Staates, die Hoffnung und Abſicht, einen noch ſtärkeren und feſteren Einfluß auf die Regierung, zunächſt eben in Beziehung auf die Finanzen, zu erwerben.

Während des Krieges hatte der Generalcontroleur der Finanzen den Verſuch gemacht, das täglich zunehmende Bedürfniß nicht allein durch Beſchränkungen in den Ausgaben, die ihm ſehr wenig, und geſchickte Geldoperationen, die ihm dagegen recht gut gelangen, ſondern auch durch neue Abgaben,

die nach dem Muſter von England hauptſächlich auf die Wohlhabenden fallen ſollten und unter dem Namen einer Subvention zuſammengefaßt wurden, zu erledigen; und die Regiſtrirung eines darauf bezüglichen Edicts erzwungen. Aber dagegen hatte das Parlament die Lehre aufgeſtellt, daß kein finanzielles Edict geſetzliche Gültigkeit habe, wenn es nicht durch freiwillige Beiſtimmung des Parlaments beſtätigt werde. Das Edict hatte niemals durchgeführt werden können; der Generalcontroleur ſelbſt war geſtürzt worden. [1]

Nach dem Kriege kam die Regierung auf Maßregeln zurück, die an die Entwürfe Machault's erinnerten. Indem ſie zu ſehr drückenden Auflagen ſchritt, ſtellte ſie zugleich einen allgemeinen Cataſter in Ausſicht, welcher alle Güter, auch die der Geiſtlichen und des Adels umfaſſen ſollte, um darauf eine gerechte, dem Werth der Güter entſprechende Grundſteuer zu baſiren. Die Parlamente ſahen in dieſem Vorhaben Beunruhigung für die Gegenwart und Gefahr für die Zukunft. Sie ſetzten ſich nicht allein lebhaft dagegen, ſondern ſie traten mit der Forderung hervor, daß der Nachweis des Einkommens und der Ausgabe dem Parlament vorgelegt werden ſollte, dieſes würde darüber in voller Freiheit berathen und wohl im Stande ſein, die öffentliche Wohlfahrt wieder herzuſtellen. [2] Die Tilgungskaſſe, deren Erneuerung die Regierung für nothwendig erklärte, ſollte ihrer Aufſicht übergeben werden, damit jede andere Verwendung der dazu beſtimmten Gelder beſtraft werden könne.

[1] impositions de nature à ne tomber que sur ceux de nos sujets que l'aisance de leur fortune met le plus en état d'en supporter le poids. Sept. 1759 bei Iſambert XXII, 293.

[2] Bailli Histoire financière de France II.

Schon hatte die Rechenkammer die Repartition aller Auflagen unter die Aufsicht eines höchsten Tribunals für die Finanzen zu stellen den Antrag gemacht. Denn das vornehmste aller Gesetze in der Monarchie sei die Unverletzlichkeit des Eigenthums; diese lasse sich aber nicht denken bei einer ungebundenen Befugniß der Regierung, Auflagen einzutreiben, und den fortwährenden Eingriffen der mit den Geldgeschäften Betrauten.[1]

Die Absicht ging dahin, daß der Regierung ein festes Einkommen bestimmt, dieses auf die Provinzen umgelegt und von denselben durch ihre eigenen Mittel aufgebracht werden sollte. Die Normandie machte sich anheischig 40 Millionen, was den zwölften Theil des Gesammteinkommens bilden werde, an den König zu zahlen. Wo es keine Stände gab, traten die Provincialparlamente als deren Vertreter ein; wo sie noch bestanden, waren sie beide einstimmig.

Es braucht nicht erst erörtert zu werden, wie gewaltig hierdurch alle Verhältnisse geändert worden wären; gleich damals bemerkte man, daß die Regierung in eine vollkommene Abhängigkeit von den Parlamenten gerathen würde. Diese selbst würden die Geldgeschäfte der Provinzen übernehmen, mit einer um so größern Unabhängigkeit, da auch die Jurisdiction in ihren Händen sei. An Grund zu gegenseitigem Mißvergnügen werde es nicht fehlen; wie höchst beschwerliche Bedingungen werde der König eingehen müssen, um künftig einmal Erhöhungen der Auflage von ihnen zu erlangen. Er würde im Frieden ihr Pensionär, im Krieg ein besoldeter Anführer, nicht mehr König, sondern das Oberhaupt einer Republik und in schlechterem Verhältniß als der König von England sein.

Ueber diese Ansprüche brach noch einmal der offene Kampf

[1] Remontrance de la chambre des comptes 1760.

zwiſchen Parlament und Regierung aus; nie war derſelbe bedeutender geweſen. Die Regierung hatte die Einheit des Reiches, die Idee des Staats überhaupt, die Intereſſen der Generalpächter, welche von dem Parlament abhängig zu werden fürchteten, für ſich; das Parlament zählte auf provinzielle Sympathien und den Widerwillen, welchen die ſchwankende und regelloſe Verwaltung täglich mehr hervortrieb.

Die Regierung ließ die Verification ihrer Edicte durch die militäriſchen Gouverneurs erzwingen, die in den Provinzen dieſelbe Rolle ſpielten, wie der König, wenn er in dem Lit de Juſtice erſchien.

Indem es hierüber zu tumultuariſchen Auftritten kam, weniger noch zu Paris, wo man ſich zur Nachgiebigkeit neigte, als in den Provinzen, wo die ſchwächeren Parlamente bereits aufgelöst und neue gebildet wurden, tauchte die Idee, daß alle Parlamente eine einzige große Genoſſenſchaft bilden, die Angelegenheiten jedes einzelnen immer als allgemeine betrachtet werden ſollten, mit doppelter Stärke wieder hervor. Einer der eifrigſten Verkündiger und Förderer derſelben war der gelehrte de Broſſes, der Reſtaurator des Salluſtius. Er ſtudirte die Geſchichte des ſiebenten Jahrhunderts der römiſchen Republik, und wenn er ſah, wie damals die militäriſche Gewalt über die bürgerliche Herr geworden war, ſo ergriff ihn der Gedanke, daß der innere Streit des franzöſiſchen Reiches eben auf demſelben Gegenſatz beruhe und die nämliche Gefahr in ſich ſchließe. Er wollte verhindern, daß jemals wieder die Regiſtrirung eines Edictes durch Militärbefehlshaber erzwungen würde; in einem wohlgeregelten Staate hielt er überhaupt eine Gewalt der Controle, welche ein Veto einlegen könne, für nothwendig; eine ſolche ſah er in den

Parlamenten.[1] Er gefiel ſich in dem Ehrgeiz, wie die alten Republikaner der unbedingten Gewalt durch eine Verſchwörung in den Weg zu treten. Als der Plan einer Vereinigung durchging, nicht ohne daß es damit in dem Pariſer Parlament, welches auf gewiſſen Prärogativen beſtand, Schwierigkeit gehabt hätte, rühmte er ſich, daß ſeine Verſchwörung gelungen ſei.

Von allen Seiten hörte man hierauf ſehr weitausſehende Behauptungen verkündigen. Das Parlament von Dijon beſtand auf dem Unterſchied zwiſchen Monarchie und Deſpotismus, wie ihn Montesquieu aufgeſtellt hatte, und meinte der Richtung zu dem letzteren, welche die Regierung einſchlage, entgegentreten zu müſſen. In Bretagne, wo die Gährung allgemeiner war, erklärte man das Verfahren der Regierung für eine Verletzung der Conſtitution des Landes. In Grenoble ward bemerkt, daß in den Schritten der höchſten Gewalt eine abſichtliche Pflichtverletzung, ein Attentat vorliege, durch welche der Sache der Nation Eintrag gethan und das Band des Gehorſams gelockert werde;[2] in Rouen behauptete man mit Nachdruck, daß der König der Nation einen Schwur geleiſtet habe. Bis zu dieſer allumfaſſenden Aufſtellung des Begriffes Nation gelangte bereits damals die Theorie der Parlamente. Der König ſetzte ihnen noch einmal den Ausdruck des vollſten monarchiſchen Selbſtgefühls entgegen.

Im März 1766 kam er zu einem Lit de Juſtice von Verſailles nach Paris und ließ eine Anrede verleſen, in der er den Parlamenten die Verwegenheit zum Vorwurf machte,

[1] Que la Monarchie n'est pas un despotisme; que les lois excluent le pouvoir arbitraire.

[2] que des scènes qui épouvantaient la nation en compromettant les droits relachaient peutêtre les liens sacrés de l'obédience.

mit der die irrigſte Lehre von ihnen verkündigt werde, ſo wie die Neuheit der Ausdrücke, in welchen das geſchehe; nach ihrer Meinung würde das Parlament das Organ der Nation, der Depoſitär ihrer Freiheiten, Intereſſen und Rechte, nicht allein dem König, ſondern der Nation ſelbſt verantwortlich ſein, das Recht beſitzen an der Legislatur Theil zu nehmen, zwiſchen dem König und ſeinem Volke zu richten haben. „Aber Mir allein," fährt er fort, „gehört die legislative Gewalt, unabhängig und ungetheilt, von mir haben die oberſten Höfe ihre Autorität; in mir perſönlich hat die ſouveräne Gewalt ihren Sitz; man will in der Nation eine von dem Monarchen abgeſonderte Gemeinſchaft erkennen, aber ihre Intereſſen und Rechte ſind mit den meinen identiſch und ruhen allein in meiner Hand." [1]

Daß der König der Nation geſchworen habe, bezeichnet er als eine höchſt gefährliche Meinung. Denn darin würde liegen, daß die Nation auch darüber entſcheiden könne, ob er den Eidſchwur halte; ja man könnte meinen, daß das die Bedingung ſei, unter welcher er die Krone trage. Aber der König ſchwöre Niemand als Gott, Gott allein ſei ſein Richter.

Die Vereinigung der Parlamente ward als eine Conföderation des Widerſtandes bezeichnet und für null und nichtig erklärt.

Scheinbar traten hierauf beide Theile einen Schritt vor einander zurück; ihre Anſprüche blieben jedoch die nämlichen; die Union ward mit nichten aufgegeben; im Jahre 1770 gewann es ſogar den Anſchein, als wolle das Parlament, wie die geiſtlichen und finanziellen, ſo nun auch die adminiſtrativen Geſchäfte ſeiner Aufſicht unterwerfen.

[1] Mercure historique CLX, 264.

Der Gouverneur der Bretagne, Herzog von Aiguillon, hatte aus dieſer Provinz abberufen werden müſſen; die Anklage, die das dortige Parlament gegen ihn erhob, ſollte von dem Pariſer unterſucht werden: dieſes aber nahm Ausſagen an, die ſich auf königliche Befehle bezogen, und machte auf die Mittheilung der miniſteriellen Correſpondenz Anſpruch.

Dem König ſchien dieß wichtig genug, um es dem Parlament in einer feierlichen Sitzung, der er ſelbſt beiwohnte, verweiſen zu laſſen; „nur ihm," ſagte er, „ſeien ſeine Diener über die Vollziehung der Befehle, die er ihnen gebe, Rechenſchaft ſchuldig; er aber ſei von der Treue und dem Eifer des Angeklagten überzeugt." Er zeigte ſich entrüſtet, daß man das Geheimniß der Verwaltung in den Proceß ziehen wollte und verbot die Fortſetzung deſſelben in aller Form.

Das Parlament war weit entfernt eine Rechtfertigung dieſer Art anzuerkennen. Es ſprach über den Herzog die Suspenſion von ſeiner Würde als Pair aus, bis er ſich von dem Verdachte gereinigt habe, der ſeine Ehre beflecke; die übrigen Parlamente ließen ſich zu noch heftigeren Aeußerungen fortreißen.

Es war ein Conflict, in welchem die Gegenſätze der geiſtlichen und politiſchen Richtungen, die vorherrſchenden Perſönlichkeiten des Hofes und der Miniſter zuſammengriffen. Man behauptet, Choiſeul, welcher immer mehr auf Seiten der Parlamente war, habe ſie unter der Hand zu ihrem Widerſtand aufgeregt;[1] deſſen Gegner, der Kanzler Maupeou, der

[1] Aus den Depeſchen in Theiners Clemens XIV. geht hervor, daß Choiſeul keineswegs ein ſo entſchiedener Feind der Jeſuiten geweſen iſt, als man annimmt: von einem ungehörigen Einfluß auf die Parlamente wagte ihn aber auch Montbarrey, der zu ſeiner Verwandtſchaft gehörte, nicht freizuſprechen. (Mém. du Montbarrey II, 49.)

Generaladvocat Terrai, Aiguillon ſelbſt, unterſtützt von der damaligen Maitreſſe des Königs, der Dame Dubarry, — denn Ludwig XV. entwürdigte die höchſte Gewalt durch Sinnlichkeit und Ausſchweifung vielleicht noch mehr, als ſelbſt der Regent — bekämpften zugleich Choiſeul und die Parlamente.

Ein neues Edict ward erlaſſen, in welchem das Recht der Parlamente Vorſtellungen zu machen, zwar anerkannt, aber für wirkungslos erklärt wurde, ſobald der König für gut finde, auf ſeiner Meinung zu beharren. Merkwürdig ſind die Vorwürfe, die ihnen damals gemacht wurden. Nach ihrer Meinung ſeien ſie die Repräſentanten der Nation; die unumgänglichen Ausleger des öffentlichen Willens des Königs, überwachend die öffentliche Macht; die Gültigkeit der Geſetze hänge von ihrer Sanction ab, ſo daß ihre Autorität ſogar höher ſtehen würde, als die des Königs, deſſen legislative Gewalt auf die Befugniß, ihnen das Geſetz vorzuſchlagen, beſchränkt werde. Aufs neue werden ſie erinnert, daß ihre Autorität ſich lediglich von dem König herſchreibe, der die Fülle ſeiner Macht ſich dabei vorbehalten habe; ſie ſeien das Organ des Geſetzgebers, wenn dieſer es wolle, ſeine Räthe, die er höre, aber zum Gehorſam verpflichtet, ſobald er bei ſeiner Meinung beharre; ſelbſt die Auslegung der Geſetze komme der Gewalt zu, welche ſie gegeben habe. Wäre es anders, hinge der König bei dem Erlaß und der Vollziehung der Geſetze von den Parlamenten ab, ſo würden ſie der Herr ſein, der König nur den Schatten der Souveränetät haben.[1]

Die Parlamente ihrerſeits meinten die alte Verfaſſung der Nation zu vertheidigen. Sie behaupteten, die Abſicht der Regierung ſei, ſich ein in allen Dingen unterwürfiges Parlament

[1] Procès verbal bei Iſambert XXII, 502.

zu ſchaffen. In Paris werde man ein ſolches von geringem Umfang und bei weitem kleinerer Anzahl von Mitgliedern einrichten, und deren Selbſtändigkeit dadurch vollends zerſtören, daß man ihr einige der vom König ernannten Deputirten der Provinzen und Ehrenräthe hinzufüge, deren Zahl jeden Widerſpruch unnütz mache. Eben ſo werde man die Steuerhöfe aufheben und ihre Functionen den Intendanten übertragen; nur noch eine einzige Rechenkammer werde man beſtehen laſſen, die unter dem Generalcontroleur ſelbſt ſtehen werde. Wenn dergeſtalt die ganze alte Magiſtratur zerſtört ſei, ſo werde man die Verſammlung des Clerus auflöſen und ſeine Beſitzungen mit einer feſten Grundſteuer belegen, dieſe aber durch königliche Beamte einziehen. Eben ſo werde man die Stände in den Provinzen, wo deren noch ſeien, aufheben. Aber auch die Privilegien des Adels, der Pairs denke man nicht zu dulden. Das neue Parlament werde alle dieſe Anordnungen gut heißen und ihnen eine geſetzliche Form verleihen.[1] Wir können nicht im Einzelnen unterſuchen, wie weit die Abſichten gegründet ſind, welche der eine Theil bei dem andern vorausſetzt; die Anklage ſelbſt zeigt die Gegenſätze, die hier einander gegenüber ſtanden. Sie waren: abſolute Monarchie mit vollkommener Vernichtung aller Unterſchiede und Vorrechte auf der einen, Erhaltung, Weiterbildung derſelben zu einer dauernden Beſchränkung der monarchiſchen Macht auf der andern Seite.

Das Königthum und der Staat forderten freiere Hand; das Parlament und die Stände eine größere Beſchränkung.[2]

[1] Journal de la révolution operée par Maupeou I.

[2] Nach de Broſſes (Feiſſet 329) machten die Parlamente das angebliche Wort des Jeſuitengenerals sint ut sunt aut non sint zu dem ihren.

Noch war die monarchiſche Autorität am mächtigſten. Als die Mitglieder des Parlaments ſich weigerten, unter dieſen Umſtänden ihr jurisdictionelles Amt auszuüben, wurden ſie ſämmtlich verwieſen und zerſtreut. Schon war Choiſeul geſtürzt und ſeine Freunde wurden vom Hofe verbannt. Den Prinzen von Geblüt, welche ſich dem Parlament anſchloſſen, ward verboten vor dem König zu erſcheinen. Die Maupeou, Aiguillon und Terray, in welchen de Broſſes ein neues Triumvirat zu ſehen meinte, beherrſchten, obgleich unter einander nicht immer einverſtanden, den Staat und das Land. Manche meinten hierin den Beginn einer rein monarchiſchen Verwaltung zu erkennen; wer den Dingen näher ſtand, ſah nur den Lärm momentaner Gewaltſamkeit, die wachſende Zwietracht. Den Fremden fiel es auf, wie viel beſuchter die Landhäuſer der in Ungnade gefallenen Miniſter, der verwieſenen Prinzen waren, als das Hoflager des Königs, die Behauſungen Derjenigen, welche die Gewalt beſaßen.[1] Unter den vornehmſten Männern war ein Schreiben in Umlauf, in welchem der Herzog von Orleans gebeten werden ſollte, ſich an die Spitze des franzöſiſchen Adels zu ſtellen, um nicht geſchehen zu laſſen, daß die bisherige geſetzmäßige Regierungsweiſe in eine willkürliche und deſpotiſche verwandelt werde. In den parlamentariſchen Kreiſen wiederholte ſich, daß man es für eine Ehre hielt, exilirt zu ſein.[2]

Nous negotierons pas, il n'y a qu'à laisser agir tout uniment la violence.

[1] Horace Walpole to Conway, Paris 30. Juli 1771. The kings tradesmen are ruined, his servants starving. Compiegne is abandoned, Chantilly crouded.

[2] In den Lettres de Mde. de Deffand I. II.

Doch ließ ſich auch den Parlamenten der Sieg in dieſem Kampfe nicht verſprechen.

Vor allem hatten ſie den Stand gegen ſich, mit welchem vereinigt ſie für das herkömmliche Recht und die Privilegien einzuſtehen vermocht hätten. Die Geiſtlichkeit konnte ihnen nicht vergeſſen, daß ſie die Unabhängigkeit des geiſtlichen Prinzipes angetaſtet hatten. Schon die Anklage gegen die Jeſuiten erklärten ſie für eine Beleidigung gegen die Kirche, die ein Inſtitut, das man mit ſo ſchweren Vorwürfen überhäufe, ſo lange Zeit geduldet und gut geheißen habe. Wodurch aber ſei ein weltlicher Gerichtshof überhaupt berechtigt, in Sachen eines geiſtlichen Ordens ein Urtheil zu fällen? Das Parlament war nicht ohne Beſorgniß vor der Reaction, die ihm von dieſer Seite drohte. Hauptſächlich um ſich gegen dieſe zu ſichern, hat es ſeinen ganzen Einfluß angewendet, die Aufhebung des Ordens durch die oberſte geiſtliche Gewalt in Rom auszuwirken.

Ueberdieß aber war in der Literatur, welche die öffentliche Meinung beherrſchte, ein Geiſt wach geworden, der ihrer Auffaſſung von dem franzöſiſchen Staatsrecht und ihren Forderungen von Grund aus widerſtritt.

Im vollen Gegenſatz von den Anſprüchen der Parlamente auf die Leitung der finanziellen Verwaltung im Sinne provinzieller Selbſtändigkeit erhob ſich die Theorie der Phyſiokraten, die raſch zu allgemeiner Geltung gelangte und wie die einzig mögliche Löſung eines verwickelten Problems erſchien. Ihr Begründer Quesnay, ein Arzt von Profeſſion, betrachtete den Staat als einen Körper, deſſen innere natürliche Conſtruction man erſt entdecken müſſe, um ſeine Leiden und Krankheiten zu heilen. Da das ganze Weſen deſſelben auf dem Naturgeſetz beruhe, ſo meinte er, der Fürſt habe die Geſetze nicht zu

erſinnen und zu machen, ſondern nur zu finden und zu verkündigen. Die Lehre, welche dieſe Schule aufſtellte, ſo einſeitig ſie ſein mag, iſt für die Fortbildung der Wiſſenſchaft der Staatswirthſchaft von großem Einfluß geworden; in den Conflicten des Momentes war ihr Sinn, die Untauglichkeit intermediärer Berechtigungen nachzuweiſen. Denn nur diejenige Gewalt, welche den Einzelnen die Sicherheit des Eigenthumes verſchaffe, ohne die keine Blüthe des Ackerbaues möglich ſei, habe auch das Recht, die Früchte deſſelben zu theilen.[1] Aus der ſouveränen Autorität und den ihres Eigenthums ſichern Individuen ſetzt dieſe Schule den Staat zuſammen.

Auch hiebei aber blieben die Führer Derer, die ſich Philoſophen nannten, nicht ſtehen. Unter dem Einfluß des Streites gegen die Geiſtlichkeit und der allgemeinen Anarchie der Geiſter gelangten ihre religiöſen und politiſchen Meinungen erſt zu vollem Ausdruck. Sie entfernten ſich nicht allein von denen ihrer Verbündeten, der Parlamente, ſondern von allen Ideen, auf welchen Königthum und Kirche beruhte.

Nicht im vollen Sinne des Worts kann man Autoren, wie Helvetius und Holbach, als Urheber der Werke betrachten, die ihren Namen tragen; dieſe ſind mehr Producte geſelliger Kreiſe, diſſertirender Gaſtmähler, als eines geſammelten Nachdenkens: allein daß ſie die Anſichten Vieler ausdrückten, vermehrte noch ihre Wirkſamkeit.

Was ſchon früher mit Ironie und Geiſt vorgetragen worden war, daß die Selbſtliebe das Princip der menſchlichen Handlungen ſei und ſein dürfe, tritt bei Helvetius als

[1] Quesnay, Maximes generales du gouvernement économique: Maxime I. que l'autorité souveraine sont unique et supérieur à tous les individus de la société. Physiocrate I, 80. (Taine.)

allgemeingültige Doctrin hervor: er ſieht das Heil der Welt in der Verbindung dieſes Triebes mit dem öffentlichen Nutzen, der auf demſelben Princip beruhe, und der für ihn das Maß der Sittlichkeit und der Wahrheit ſelbſt iſt. Da findet er dann nichts haſſenswürdiger als die Corporationen, welche ihren beſondern Vortheil dem allgemeinen Nutzen entgegenſetzen. Der Geſetzgebung ſchreibt er das Recht und die Pflicht zu, ſie zu vernichten. [1]

Bei Holbach verſchwinden neben der als unumſtößlich betrachteten materialiſtiſchen Theorie die Ideen von Freiheit, Unſterblichkeit und Gott; der Grund aller Dinge iſt ihm die ewige, ewig bewegliche Natur. Das Buch: Syſtem der Natur, iſt zugleich eine ideologiſche Kriegserklärung gegen Staat und Kirche. Der Fürſt, der das Abbild der beſtrafenden und belohnenden Gottheit, die ja ſelbſt nicht exiſtire, ſein wolle, erſcheint als ein willkürlicher ſchnöder Deſpot.

Mit dieſen materialiſtiſchen Philoſophen darf man Rouſſeau nicht zuſammenwerfen. Wenn man von ihren Schriften zu den ſeinen übergeht, ſo hat man ein Gefühl, als würde man von dem übertäubenden Geſpräch einer ſtädtiſchen Geſellſchaft in einen Landaufenthalt verſetzt, wo man wieder mit ſich ſelber

[1] Das Werk des Helvetius de l'esprit hatte Tercier, ein höherer Beamter im auswärtigen Amt, die Cenſur paſſiren laſſen, und ward darüber mit dem Verluſt ſeiner Stelle beſtraft, jedoch nicht mit voller Beiſtimmung des Königs. Merkwürdig, wie ſich Ludwig XV. darüber ausdrückt: 3. März 1759. (Ms.) Le C^{l} de Bernis fut sur le point de le renvoyer, mais se contenta de lui laver la tête. Mr. de Choiseul a pris ce pretexte là pour renvoyer Tercier; moi je ne connois ny ne veux connoitre que mes sécrétaires d'état; ainsi je les laisse entièrement les maitres de leurs commis. J'ai été faché de l'affaire ou il s'est engagé et d'autant plus, que surement il n'avoit lu ce livre de l'esprit, que très superficiellement.

leben kann. Indem bei Jenen der Geiſt, ſeinen Urſprung und ſeine Beſtimmung ſuchend, ſich ſelbſt abhanden kam, erhebt ſich in Rouſſeau das lebendige Bewußtſein der unſterblichen Elemente des wahrhaften Daſeins. Auch er ſetzt ſich dem Beſtehenden und zwar faſt mit dem paradoreſten Eifer entgegen, aber er läßt ſich ſeinen Gott nicht rauben; er reißt ſich ſelbſt nicht vollkommen von den Zuſtänden los, denen er urſprünglich angehört. Die natürliche Religion, die er vorträgt, erſcheint wie eine Idealiſirung des proteſtantiſchen Chriſtenthums, das er in Genf in ſich ſog; von der politiſchen Conſtitution, die er als das Ideal aufſtellt, ſagt er ſelbſt, er habe ihre weſentlichen Grundſätze von Genf hergenommen: den urſprünglichen Vertrag, das Weſen der Souveränetät, die Herrſchaft der Geſetze, die Einrichtung der Regierung, die periodiſchen Verſammlungen.[1] Sein Souverän, in dem Contrat ſocial, iſt der große Rath, was er Fürſt nennt, ſind die Conſeils von Genf. Angeſichts der ſtolzen Denkmale des Königthums und der großen Vaſallen, bei St. Germain, in Montmorency, denn da hat Rouſſeau ſeine wirkſamſten Werke und auch dieſes geſchrieben, erſann er ſich das Ideal eines Staates, das auf der Abſtraktion von den Formen einer kleinen Republik beruhte. Der Gedanke, durch welchen Rouſſeau die Menſchen am meiſten für ſich gewann, iſt der Vorbehalt individueller Freiheit bei der unbedingten Herrſchaft einer Staatsgewalt auf der Grundlage der Beſchlüſſe der Mehrheit. Man darf zweifeln, ob dieß ſeine urſprüngliche Idee war; denn an ſich iſt ihm der allgemeine Wille der objective rechte Wille, er könnte in

[1] Lettres écrites de la montagne. Oeuvres XII, 206: J'ai pris votre constitution que je trouvais belle, pour modèle des constitutions politiques.

einer herrſchenden Perſönlichkeit erſcheinen:[1] der wahre Geſetzgeber würde die Gottheit ſein. Aber wie Menſchen und Dinge nun einmal ſind, und ſelbſt der Strömung der Meinungen folgend, gründet auch er zuletzt Geſetz und Verfaſſung auf die Beſchlüſſe der Mehrheit, in denen er den allgemeinen Willen anerkennt. Sie erſcheinen ihm als der Ausdruck der Souveränetät des Volkes, welche ewig unveräußerlich dieſem das Recht gewährt, die Regierung, ſobald es ihr gefällt, abzuändern. Es leuchtet ein, wie ſehr die Anwendung republikaniſcher Abſtractionen auf die Verfaſſung einer alten Monarchie dem Geiſte derſelben widerſprechen muß. Die Rechte, welche der große Rath einer ſtädtiſchen Genoſſenſchaft den Magiſtraten derſelben gegenüber ausübt, werden auf ein ganzes Volk in Bezug auf ſeinen Fürſten übertragen. Aber ſo ſtanden die Dinge in Frankreich, ſo viel Reiz hatten dieſe Anſichten, daß ſie als allgemein gültig betrachtet wurden. Sie brachten eine ungeheure Wirkung hervor. Wir begegnen ihnen in den Berathungen und Beſchlußnahmen der Parlamente: theoretiſche Hiſtoriker ſpüren ihren Analogien in den alten Zeiten nach.[2] Wie durch Montesquieu die Ideen der engliſchen, ſo geriethen durch Rouſſeau die Abſtractionen der genferiſchen Verfaſſung mit dem altfranzöſiſchen Weſen in Contact. Man baut aus ihnen Ideale für deſſen Umbildung auf.

Mochten nun aber die wirkſamen Schriftſteller des Tages der materialiſtiſchen Doctrin folgen oder ihr widerſtreben, darin ſtimmten ſie überein, daß ſie ſich dem hiſtoriſch gebildeten Staate entgegenſetzten und ihn von Grund aus verwarfen.

[1] La volonté générale est toujours droite. — La grande âme du legislateur est le vrai miracle, qui doit prouver sa mission.

[2] Mably, Observations sur l'histoire de France I, 296.

Aus den literariſchen Kreiſen drangen ihre Lehren in die Schulen vor.

Einſt hatte Richelieu den Gegenſatz der Sorbonne und der Jeſuiten auch deßhalb gepflegt, weil in ihrem Widerſpruch mit einander die Staatsgewalt freiere Hand behalte. Zuerſt nun war der alte Charakter der Sorbonne zerſtört worden: man hat auf einmal hundert Doctoren janſeniſtiſcher Hinneigungen halber ausgeſtoßen; und die Schulen waren allenthalben in die Hände der Jeſuiten gerathen. Jetzt aber waren auch dieſe geſtürzt, geächtet, verjagt. Die Schulen fielen der Leitung der Philoſophen anheim; die Ideen der Neuerung kamen in der heranwachſenden Generation zur Herrſchaft.

Alles wirkte zuſammen, um eine allgemeine Gährung hervorzubringen; die Conflicte der Körperſchaften, welche die religiöſen und gerichtlichen Inſtitutionen verwalteten, untereinander und mit der höchſten Autorität; der plötzlich unverſöhnlich erſcheinende Widerſtreit der Grundſätze, auf die der Staat gebaut war; die perſönliche Entwürdigung des Königthums, das Zerwürfniß in den oberſten Kreiſen, die Mißachtung der Claſſe, deren Prärogative von der Kriegführung herſtammte, in Folge ihrer Niederlagen; endlich auch die Ueberzeugung, daß Frankreich ſeine alte politiſche Bedeutung nicht mehr beſitze. In ſo fern hatte die erſte Theilung von Polen, die ohne Rückſicht auf Ludwig XV. vollzogen ward, obwohl dieſer Fürſt einſt ſein Augenmerk anhaltend dahin richtete, eine das Nationalgefühl aufregende Rückwirkung auf Frankreich.

In ruhigen Zeiten umgeben die Vorſtellungen der Menſchen den Staat in dem ſie leben, wie ein reiner, durchſichtiger Horizont; unter Umſtänden, wie die damaligen, erheben ſich die Meinungen in ihrer Unbedingtheit und ihren Widerſprüchen zu

gewitterſchwangeren Gewölken. Alle Elemente des Lebens und Denkens bereiteten ſich zu einer allgemeinen Erſchütterung.

Niemand dürfte behaupten, daß es für eine energiſche zugleich und wohlwollende, feſthaltende und reformirende, ihrer Sache gewiſſe Regierung unmöglich geweſen wäre, die Gefahren zu beſtehen. Wenn ſich aber eine ſolche nicht bildete und die entzweiten Kräfte mit einander in Kampf geriethen, ſo konnte auch Niemand ſagen, wohin ein ſolcher führen würde. Ludwig XV. fürchtete wenig für ſich, ſo lange er lebte, wie ſich aber ſein Nachfolger behaupten würde, ward ihm ſelbſt zweifelhaft.

Wir berühren die Grenzgebiete, auf welchen zwei Epochen der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts ſich von einander ſcheiden.

Die Ereigniſſe, die ſich ankündigten und folgten, ſind zu groß, als daß wir ſie auch nur andeutend in ein Geſchichtsbuch ziehen könnten, das vornehmlich dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert und der Entwickelung der alten Monarchie in ihren bedeutendſten Momenten gewidmet iſt. Eine Zeit trat ein, wo dieſelbe vollkommen zerſtört zu ſein ſchien, und die Fluth der in Frankreich ſiegreichen Umwälzung, Kirche und Staat vernichtend, ſich über Europa ergoß. So weit iſt es jedoch nicht gekommen. Die Tendenzen der Revolution ſind nicht wieder beſeitigt worden; aber eben ſo wenig haben ſie vollkommen geſiegt. Die hiſtoriſchen Entwickelungen des alten Europa und vor allem Frankreichs haben nicht erdrückt, nicht einmal unterjocht werden können. Die Lebenskraft der alten Ideen hat nicht allein Widerſtand geleiſtet, ſondern eine überaus kräftige Rückwirkung ausgeübt. Durch Action und Reaction iſt ein neues Weltalter heraufgeführt worden.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06550 1077

Digitized by Google